

saarbrücker hefte

Die saarländische Zeitschrift
für Kultur und Gesellschaft **104** Winter 2010
EUR 7,80



Verändert

Vom Schwulsein einst und jetzt

Verstört

Vom Leben einer
Transgender-Identität

Verschenkt

Vom Umgang mit Kulturerbe(n)

Versteckt

Vom Büchergarten in St. Ingbert

Verpönt

Vom Hadern mit Minaretten und
Muslimen

Fenster nach Frankreich

Ferienort mit Vergangenheit

Galerie

Hinterglasmalerei von Yves Siffer

Literatur

Romanauszug von
Alexander Manderscheid

Fotographie

Burbacher Porträts von Michael Dörr

Kino

Neue Leitung im Filmhaus

Musik

Der Countertenor Ralf Peter

Rezensionen

saarbrücker hefte Nr. 104, Winter 2010

Herausgeber:

Verein Saarbrücker Hefte e. V.

Redaktion:

Georg Bense, Julian Bernstein, Mirka Borchardt, Bernhard Dahm, Achim Huber, Bernd Nixdorf, Dietmar Schmitz, Herbert Temmes, Herbert Wender (v. i. S. d. P.)

Redaktionsadresse:

Hohe Wacht 21, 66119 Saarbrücken, Telefon/Fax: (0681) 58 54 18
e-mail: info@saarbruecker-hefte.de

Postadresse:

Saarbrücker Hefte, Postfach 102616, 66026 Saarbrücken

Internet:

www.saarbruecker-hefte.de

Verlag:

Pfau-Verlag, Postfach 102314, 66023 Saarbrücken
Telefon: (0681) 416 33 94, Fax: -95, e-mail: info@pfau-verlag.de

Herstellung:

Druckerei und Verlag Steinmeier, Deiningen

Layout:

Sigrid Konrad

Verkaufspreis:

Einzelheft EUR 7,80

Jahres-Abo EUR 11,80 (2 Hefte zuzüglich Porto)

Abo-Bestellungen an den Pfau-Verlag, Postfach 102314, 66023 Saarbrücken

Die Zeitschrift ist im Buchhandel erhältlich.

Einsendungen von Manuskripten an die Postfachadresse der Redaktion.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

Georg Bense, Mirka Borchardt, Dirk Bubel, Wilfried Busemann, Bernhard Dahm, Hans Emmerling, Bastian Fischer, Milan Flubisz, Sabine Graf, Joachim Heinz, Frank Hirsch, Tobias Kessler, Alexander Kuhn, Alexander Manderscheid, Hasso Müller-Kittschau, Karsten Neuschwender, Anke Schaefer, Dietmar Schmitz, Herbert Temmes, Fabian Trinkaus

Abbildungen:

Arantxa Aldunzin Gorriti/Umbruch Bildarchiv (»Transgenialer« CSD), Fritz Arnold, Georg Bense (CSD Saarbrücken, LSVD, Madame, Boots, Klimmt, Regler-Repplinger, Jurich), Michael Dörr (Gesichter Burbachs), Sebastian Hoppe (Peter), Institut für aktuelle Kunst (Nachlaß Dawo), Hartmann Jenal (Wehrden), Willi Wagner (Behinderte), Benjamin Westphal/Umbruch Bildarchiv (»Transgenialer« CSD)

Titelabbildung:

Wilhelm von Gloeden

ISSN 0036-2115

ISBN 978-3-89727-454-9

Für freundliche Unterstützung danken wir
der Oberbürgermeisterin der Landeshauptstadt Saarbrücken und Saarland Sporttoto GmbH

saarbrücker
hefte

*Die saarländische Zeitschrift
für Kultur und Gesellschaft*

104

Inhalt

- Editorial 5 Saarbrücken – ein attraktiver Draufgänger?
- Gesellschaft 7 *Bastian Fischer*
Wie pervers ist die Situation noch, in der Homosexuelle leben?
- 12 *Hasso Müller-Kittnau*
Leben und leben lassen
Erfolgreiche Bürgerrechtspolitik des LSVD im Saarland
- 17 »Langweilig war es nie«
Ein Gespräch mit Hans Jäger über verdeckte Homosexualität
in der Nachkriegszeit
- 20 *Milan Flubisz*
Madame Bardo wirkt nach
Saarbrücken: Eine Stadt, die schwul pulsiert
- 24 *Alexander Kubn*
Callboys – Stricher – Freier
Männliche Prostitution im Saarland
- 29 Eine Spur von Aufbruch – damals
Frank Ripplohs *Taxi zum Klo*
- 30 »Übrig bleibt ein männliches Skelett«
Die Transgender-Persönlichkeit eines Saarbrücker Urgesteins
- Kulturelles 37 *Georg Bense*
Erbe Im Garten der zigtausend Bücher
Reinhard Klimmt – Bücher, Bücher meine Lust
- 42 *Sabine Graf*
Wenn das Erbe Kunst heißt: Eine Sache von Leben und Tod
- 47 *Georg Bense*
Regler – sammeln, erschließen, bewahren
Das Gustav-Regler-Archiv in Merzig
- Fotographie 51 *Michael Dörr*
Gesichter Burbachs
- Literatur 57 *Alexander Manderscheid*
Niemand nach Amanville
- Musik 61 *Karsten Neuschwender*
»ich treibe immer ohne zu versinken«
Der Countertenor und Stimmkünstler Ralf Peter

- Kino 63 *Tobias Kessler*
Gut eingelebt. Neue Leitung im Saarbrücker Filmhaus
- Szene 67 *Sabine Graf*
Bad Bank Saarland oder
Warum, wer von auswärts kommt, hier reüssiert
- Fenster nach
Frankreich 69 *Hans Emmerling*
Der Herbst von La Bresse
- Galerie 74 Hinterglasmalerei von Yves Siffer
- Zeitgeschehen 83 *Bernhard Dahm*
Von Minaretten und Integrationsverweigerern
- 88 *Herbert Temmes*
Nichts über uns ohne uns. Von der Umwelterkundung Behinderter
zum Menschenrecht auf Selbstbestimmung
- Geschichte 92 *Fabian Trinkaus*
Blockierte Bewegung. Neue Forschungen zur Geschichtsschreibung
der Arbeiterschaft in der Hüttenstadt Neunkirchen
- Rezensionen 97 Andreas Dury, Oh Tapirtier (*Dirk Bubel*)
- 99 Alfred Gulden und Bettina van Haaren, Atem (*Anke Schaefer*)
- 100 Gerd Fuchs, Heimwege (*Dietmar Schmitz*)
- 101 Christian Bauer, Ein nackter Arsch (*Georg Bense*)
- 103 Elisabeth Thalhoffer, Entgrenzung der Gewalt (*Joachim Heinz*)
- 106 Eva Tigmann und Michael Landau, Unsere vergessenen Nachbarn
Henry Selzer, Unrecht auf dem Land
Lebenswege jüdischer Mitbürger (*Frank Hirsch*)
- 108 Ulrike Kunz, Geschichte der saarländischen Polizei 1945–1959
(*Wilfried Busemann*)

Saarbrücken – ein attraktiver Draufgänger?

»Echt? Ernst gemeint?«, fragten wir unseren Autor Milan Flubisz, einen Zugereisten, der seit ein paar Jahren im Saarland lebt, liebt und arbeitet. »Klar doch, Saarbrücken ist für mich ein attraktiver, sehr sympathischer, aktiver Draufgänger in den besten Jahren, auf den Du Dich verlassen kannst!« In dieser Ausgabe der *Saarbrücker Hefte* schwärmt er von Saarbrücken als einer schwul pulsierenden Stadt.

Die Stadt als Freund, als Kumpel, als Liebhaber. Als Ort für Liebe, welcher Art auch immer? Klar doch! Ob sexuelle Orientierung uns angeboren ist, ob sie sich verändern kann, ob sie immer wieder neu gestaltet werden kann – Fragen, auf die auch Sexualwissenschaftler keine eindeutige Antwort haben. Als gegeben wird vorausgesetzt, daß unsere Gesellschaft sich in Hetero-, Homo- und Bisexuelle gliedert. Weltweit und in – Saarbrücken. Mit einigen Facetten des Themas *Schwulsein in Saarbrücken* beschäftigt sich dieses Heft.

»Wer die Schönheit angeschaut mit Augen, / Ist dem Tode schon anheim gegeben«, warnte im 19. Jahrhundert der Dichter August von Platen. Immer wieder hat er in seinen Gedichten die »namenlose, die verbotene Liebe« thematisiert. Die schwülstige Romantik seiner Gedichte, die wir heute nicht selten als Kitsch empfinden, ärgerte damals seinen berühmten Zeitgenossen Heinrich Heine, der den Grafen, wie er ihn verächtlich nannte, mit harter Polemik attackierte, indem er seine auf Jugend und männliche Schönheit bezogenen Gedichte zynisch verspottete: »Chacun à son goût, dem einen gefällt der Ochs, dem andern Wasischtas Kuh.«

Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation in der er lebt! Als Rosa von Praunheims Film am 3. September 1971 in Saarbrücken zum ersten Mal gezeigt wurde, kontrollierten Polizeibeamte Personalausweise von Besuchern. »Einmalig in der Saarbrücker Kinogeschichte«, schreibt Hasso Müller-Kittkau, Vorstandsmitglied des LSVD (Lesben- und Schwulenverband Deutschlands), in seinem Artikel *Leben und leben lassen*, in dem er sich mit der Bürgerrechtspolitik seines Verbandes beschäftigt und zu dem Schluß kommt, daß sich auch im Saarland, wie in den meisten Ländern der Welt, die Situationen der Homosexuellen entschieden verbessert hat.

Daß es nicht immer so war, dokumentiert ein Gespräch mit dem bekennenden Homosexuellen Hans Jäger, in dem es vor allem um die Zeit vor dem Referendum vom Oktober 1955 geht. Trotz Diskriminierung, Verfolgung und Ängsten in der JoHo-Zeit: »Langweilig war es nie«, meint Hans Jäger und erinnert sich auch an einen Tag bald dreißig Jahre später, der zum Fanal wurde. Das war 1981, als im Januar das Festival Max Ophüls

Preis zum zweiten Mal ausgerichtet wurde. Zum großen Erstaunen von Publikum und Kritik gewann *Taxi zum Klo*, ein drastisch schwuler Film des Regisseurs Frank Ripploh den Preis, wodurch das bis dahin kaum beachtete Festival mit einem Schlag in Deutschland bekannt wurde. Die Preisentscheidung der Jury wurde von vielen Homosexuellen als Aufbruch in eine neue, tolerante Zeit gewertet. Im Anschluß an die Preisverleihung sprach der damalige Filmredakteur der *Saarbrücker Zeitung* Michael Beckert mit Frank Ripploh über den Mut, einen derartigen Film zu drehen und über die Ängste der Homosexuellen im deutschen Alltag, die auch im Saarland Alltag waren.

Eine Ikone der lokalen Schwulenszene ist Waltraud Schiffels, die 1944 als Walter Schiffels hier geboren wurde und sich in den Jahren 1989/1990 einer geschlechtsangleichenden Operation unterzog. Heute lebt sie, verheiratet, mit einer Frau zusammen. In einem Gespräch mit Mirka Borchardt spricht sie über ihr Leben als Transgender-Personality und die Probleme, die sich daraus ergeben.

Mit einem noch tabuisierten Teil schwulen Lebens, dem jetzt auch der Papst seine Aufmerksamkeit widmet, hat es Alexander Kuhn tagtäglich zu tun. Für Strichjungen und Callboys ist er ein wichtiger Ansprechpartner.

»Die Strichjungen sind ein blasses, buntes Völkchen, das im Bewußtsein der Biederleute dahindämmert. Niemals werden sie Anrecht haben auf helles Tageslicht, auf wirkliche Sonne. Aber aus der Tiefe jenes Vorhimmels führen sie die merkwürdigsten Katastrophen herauf, und sie verkünden neue Schönheiten.« Der französische Dichter Jean Genet, in dessen Werk Homosexualität breiten Raum einnimmt – im Dezember 2010 wäre er 100 Jahre alt geworden –, stilisiert die Figur des Strichjungen bis hin zur Lichtgestalt. Alexander Kuhn erlebt den Stricher dagegen mehr aus dem Grau des Alltags heraus. Der Sozialarbeiter betreut die Beratungs- und Interventionsstelle für Stricher der Aids Hilfe Saar (BISS) in Saarbrücken. In seinem Bericht spricht er über seine Arbeit, verbunden mit einem historischen Rückblick auf das Phänomen der männlichen Prostitution.

»Wie pervers ist die Situation noch, in der Homosexuelle leben?«, fragt sich Bastian Fischer, der in Saarbrücken studierte und heute in Leipzig lebt. Sein Essay ist zwar kein hoffnungsvoller, allerdings auch kein hoffnungsloser Ausblick in die Zukunft des Schwulseins, in Saarbrücken und überall.

»Meines Erachtens ist die Situation, in der ›der Homosexuelle‹ lebt, trotz enormer Errungenschaften immer noch pervers.« Eine pessimistische Einschätzung, die nicht aus der Luft gegriffen ist, wenn man sich an den Auftritt des Essener Bischofs Overbeck in einer Talkshow erinnert, in der er Homosexualität als widernatürlich, als Sünde verdammt hat.

Mit ihrem Schwerpunkt über Liebe und Sexualität zwischen gleichgeschlechtlichen Partnern wollen die *Saarbrücker Hefte* dazu beitragen, daß die Situation von Schwulen und Lesben nicht pervers bleibt. Zumindest in Saarbrücken.

Georg Bense



Wie pervers ist die Situation noch, in der Homosexuelle leben?

Von Bastian Fischer

In einem Torontoer Radiokommentar verglich Toby, mit dem ich einmal in einer WG wohnte, die in Kanada vollwertige gleichgeschlechtliche Ehe kurz vor ihrer Einführung allen Ernstes mit der Ahornblattflagge. Diese sei 1965 als Ersatz für die koloniale Red Ensign doch auch erst nach der heftigen »Great Canadian Flag Debate« eingeführt worden und habe sich schließlich bewährt. Äußerlich wie innerlich erinnerte Toby an Linus Van Pelt aus Charles M. Schulz' *Peanuts*, wobei seine Schmusedecke penetrant müffelte. Allerdings war er ganz lieb, und auch das Anbieten an einen kolonialemanzipatorischen Nationalismus mag als naives Damit-hat-es-auch-geklappt-Argument für die Öffnung der Ehe im kanadischen Kontext noch vertretbar erscheinen. Trotzdem schwingt hier, mit dem stillschweigend akzeptierten Patriotismus, die Schwierigkeit eines von allen Nebenkontroversen bereinigten, unkritischen Emanzipationskonzeptes mit, das die amerikanische Gender-Theoretikerin Judith Butler dazu bewog, dieses Jahr auf dem Berliner Christopher Street Day den ihr angebotenen Zivilcourage-Preis coram publico abzulehnen. Sie solidarisierte sich mit dem »transgenialen« Kreuzberger CSD. Er prangert die Doppeldiskriminierung schwulesLesBischer Migranten, Heteronormativität, Rechtsextremismus, die Gentrifikation urbaner Räume, die Arbeitsbedingungen bei alimentären Discountern, Nationalismus sowie die Kommerzialisierung des Haupt-CSDs an. Auch als Toby nach der Gleichberechtigung Homosexueller in der Bundeswehr fragte und ich zu berichten wußte, daß noch einer meiner Mitschüler wegen effeminierten Gebarens um den Dienst an der Waffe herumkam, zeigte er sich in unkritischer Emanzipationsabsicht entrüstet, während ich es pazifistisch als erstrebenswert ansah, daß einer für unfähig zum methodischen Tötenlernen gehalten wird.

Ich soll hier eigentlich nicht die kanadischen, sondern die Saarbrücker schwulesLesBischen Lebens- und Vergnügensverhältnisse beschrei-

ben, kann dies infolge meines verschrobeneren, nur mäßig genußliebenden Naturells aber nur leidlich tun. Diese Schrulligkeit hätte mich allerdings hervorragend dazu prädestiniert, mich wenigstens wie Toby in die politische Arena zu stürzen – quasi auf den Spuren des Dichterübersetzers Karl Maria Kertbeny, der im 19. Jahrhundert in Flugblättern gegen den preußischen Paragraphen 143 argumentierte und in Korrespondenz mit einem Mediziner das Wort »homosexual« erfand. Oder wie John Corvino, dessen Aufsatz *Warum sollen Tommy und Jim keinen Sex miteinander haben?* in der Ethik und Sexualphilosophie weite Bekanntheit erreicht hat. Oder à la Jeremy Bentham, der schon 1785 die ethisch-juristische Unverwerflichkeit der Homosexualität begründete. Für den »schwerwiegendsten Vorwurf«, den er aber auch ausräumen konnte, hielt der Jurist und Philosoph, der sich ausstopfen ließ, um weiterhin bei Universitätssitzungen zugegen zu sein, daß Frauen ihres Rechts beraubt würden. Drollig wird das Klischee des weltfremden Reformers in Nigel Finchs *Stonewall* (1995) reflektiert, einer Verfilmung der in ihrer Eskalation vor allem dragqueen- und lesbengepowerten Revolte 1969 gegen die ständigen Razzien in der gleichnamigen Bar auf der New Yorker Christopher Street: In einer Szene tanzt Bostonia, die Queen Mother, mit dem Boss einer Clique von Schwulenrechtlern, die in Charakter und Kleidung Geheimagenten gleichen. Ihr Angebot, er könne auch einmal »eine Weile führen«, lehnt der stramme Kämpfer dankend ab, er habe noch nie mit einem Mann getanzt. Als Bostonia fragt, ob er es nicht einmal in privater Stube getan habe, erläutert er mit ältlicher Wehmut: »Ich war so beschäftigt damit, für das Recht zu Tanzen zu kämpfen, daß ich mir nie die Zeit nahm es auszuprobieren.«

Sicher bekommt man mit, daß, Bedauernswertes zuerst, eine an eine Londoner Turmglocke erinnernde Kneipe im Nauwieser Viertel, wie Antifa-Flugblätter 2004 enthüll-



ten, im Haus eines Funktionärs der äußeren Rechten untergebracht ist. Sicher erfährt man auch – ohne sich im Keller des lesbophoben *Boots* ständig auspeitschen zu lassen – über drei Ecken, daß der Besitzer desselben nun mit dem Ex von dem und dem verheiratet sein soll. Sicher freut man sich, aus demselben Vorort zu stammen wie ein Paradiesvogel, der die saarländische Kultur durch zunächst in eher seichter Faschingsumgebung dargebotene Zoten, dann aber – von der Gosse zu den Sternen – auch im Blauen Hirschen bereichert und hauptberuflich jahrzehntelang die cineastische Infrastruktur Saarbrückens jenseits kommerzieller Kinoburgen mitgestaltet hat – und der nach mütterlicher Auskunft der hübscheste Ministrant gewesen sein soll. Sicher habe auch ich 2000 gehört, daß »die Madame« tot sei. Sicher war es ein großes Verdienst jener Margarete Bardo, zu Zeiten der bis 1969 in der BRD im Prinzip noch voll geltenden Illegalisierung gleichgeschlechtlicher Handlungen unter Männern eine Schwulenbar zu unterhalten.

Damals konnte man sich, wie Rosa von Praunheims legendärer Film *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er*

lebt (1971) zeigt, neben solchen Refugien nur in edlen Boutiquen, feinen Kaffeehäusern, auf den Privatpartys stinkreicher Lüstlinge oder in öffentlichen Pissoirs und nächtlichen Parkanlagen begegnen. Was letztere betrifft, nun ja, Saarbrücken hat, wie mir nach zwei Jahren Leipzig immer bewußter wird, an zentralen Parkanlagen, die größer sind als ein Hühnerstall, nur verstreute Grünflächen am Saarufer zu bieten. Wenn man älteren Einträgen im Internet glauben mag, sollen am Staden oder im Hain neben der »Geisterbrücke« in St. Arnual, an markanten Autobahnparkplätzen oder etwa am Prinzenweiher auch in Saarbrücken solche *Cruising Areas* gewesen sein. Vereinzelt mögen da noch Leute hingehen, und ein Saarbrücker Freizeitbad soll zeitweise heute noch stark schwul besiedelt sein, aber schon kurz nach der Jahrtausendwende sah zumindest ich auf melancholischen, nächtlichen Spaziergängen im Umkreis der Parks von alledem nichts und niemanden mehr. Um lebendiges *Cruising* im öffentlichen Bereich, freilich nur zur psychologischen Menschenbeobachtung, mitzuerleben, müsse man, habe ich gehört, heutzutage schon nach Berlin gehen. Das schwule und nach der Zusammenlegung mit Guys4Men transkontinentale Einwohnermeldeamt gayromeo.com, von manchen auch postfaschistische rosa Liste genannt, hat geschafft, wovon der arme Norbert Geis von der CSU, der »die Aufdringlichkeit, mit der sich Homosexuelle öffentlich prostituieren«, nur noch schwer ertrug, nur träumen konnte: Es hat die Striche von den Strichern, die Boutiquen und Cafés von den Tunten, die Sportstätten von den Supermännern, die Toiletten von den Perversen leergefegt. Selbst die schwulenfreundlichen oder dezidiert schwuLesBischen Lokale sind lichter geworden. Ob das auch daran liegt, daß diese weltweit entweder bis zum Exzeß Schickimicki und mit blendender Kühle durchstilisiert, total verkitscht oder aber derb und dunkel sind – mit billigen Bieren ab 5,50 EUR, zwei Monitoren rechts und links der Bar, links läuft Soft-, rechts Lederporno, und mit richtig angenehmem Blaulicht auf dem Klo zwecks paternalistischer Prävention intravenöser Substanzengabe –, sei dahingestellt; Etablissements, wo sich die Normalbevölkerung aufdringlich prostituiert, sind auch nicht viel besser.

Von Praunheims Film wies jedenfalls die traditionellen Kontaktmöglichkeiten »des

Schwulen« als oberflächlich aus, beschrieb ihn als unfähig zu echter Freundschaft, als obrigkeitshörig, konformistisch, spießig und apolitisch aus Angst, vom Spieß und der Obrigkeit sonst für sein widerwärtiges Verhalten totgeschlagen zu werden. Schwule seien von Selbsthaß statt Stolz bezüglich ihrer Sexualität erfüllt und würden ihre mißliche Lage durch übertriebenen Ästhetizismus und Schönheitswahn, durch die Flucht in märchenhafte Traumwelten und in die Hoffnung einer kitschig-bürgerlichen, der heterosexuellen Ehegemeinschaft ähnlichen Existenz zu kompensieren versuchen, statt sich zu verbünden und für ihre Rechte einzustehen. Diese provokanten Thesen rüttelten viele wach und führten tatsächlich zu Politisierungen. Es fragt sich, wie aktuell der Film heute noch ist, insbesondere weil der Sexualwissenschaftler Martin Dannecker – neben von Praunheim damals geistiger Kopf des Ganzen – der Co-Preisträger genau jenes Zivilcourage-Preises war, den Butler diesen Sommer abgelehnt hat. Ich will seine Annahme des Preises in ihrer Bedeutung nicht überschätzen. Dennoch drückt sie aus, daß Dannecker selbst denkt, die Homosexuellenbewegung habe bis in den Mainstream hinein, wenn auch nicht Paradiesisches, so doch Entscheidendes bewirkt, so daß man sich nun auf den verdienten Lorbeeren ausruhen könne.

Meines Erachtens ist die Situation, in der »der Homosexuelle« lebt, trotz enormer Errungenschaften aber immer noch pervers. Und auch aus damaliger Sicht haben sich Dannecker/von Praunheim im Detail doch etwas geirrt: Sie haben zum einen – mutmaßlich selbst nicht frei von der dem eigenen Lager angekreideten Homophobie – übersehen, daß die fraglichen Mißstände – Unfähigkeit zu Freundschaft, Flucht ins Märchenhafte, Schönheitswahn und politische Passivität – gesamtgesellschaftliche Probleme sind, die vielleicht bei Schwulen wegen ihrer Abseitsstellung nur besonders destilliert hervortreten. Sie haben, zweitens, die bürgerliche Ehe als Ziel für Schwule abgelehnt. Die exemplarische politische Schwulengruppe am Ende des Films gleicht olympischen Göttern, die auf eine Art Wolke gebettet sind und dogmatisch die Universallösung verkünden, zu der eben gehöre, Beziehungen offen und aufgeklärt zu gestalten. Jedoch scheint es zumindest nach dem »unkritischen« Emanzipationskonzept eine

schiere Ungerechtigkeit zu sein, daß gleichgeschlechtlichen Paaren bisher nur in zehn Staaten der Welt sowie einigen Untereinheiten Mexikos und der USA die volle Ehe offensteht. Wenn an dem Grundkonzept der Ehe auch einiges faul sein mag, wie ich Dannecker gern einräume, sollten doch alle das Recht haben, sich ins Unglück zu stürzen. Auch ist selbst die traditionelle Ehe de facto nicht so kitschig und monogam, wie Dannecker dachte. Der Kulturphilosoph und Psychoanalytiker Slavoj Žižek hat einmal geäußert, wie »kindisch« romantische Treuevorstellungen generell seien, und ironisch auf die Ähnlichkeit des englischen »adult« (Erwachsener) mit »adultery« (Ehebruch) hingewiesen. Das in Deutschland selbst von SPD und FDP geforderte Konzept einer gleichwertigen Parallelehe mit anderem Namen – *separate but equal* – wurde von Trey Parkers und Matt Stones *South Park* treffend karikiert, indem ein Gouverneur dort mit herablassendem Mitgefühl sagt: »Wie wäre es, wenn wir euch Homosexuelle heiraten lassen, es aber nur anders nennen? Anstatt euch dann »verheiratet« zu nennen, könnt ihr doch »Arschkumpel« sein, statt »Ehemann und -frau« seid ihr eben »Arschkumpel.«

Dannecker/von Praunheim haben weiterhin die Unversöhnlichkeit zwischen Supermännern und Tunten beklagt. Hieran scheint sich kein Fünkchen geändert zu haben. Ein Glück daher, daß die meisten Schwulen doch irgendwo dazwischen liegen. Der bereits von Kertbeny akribisch beschriebene, von ihm »hyperviril« genannte Typ, der jagt, ringt, wuchtige Autos fährt und lieber – meist aber doch nur im Traum – auf Hetenfang geht, haßt die Tunten. Diese begehren ihn, um ihn gleich wieder wegzuschmeißen. Allerdings irrt Dannecker in der Auffassung, der Supermann sei der konformistischste, verblendete unter den Schwulen, während die Tunte mit ihrer gehässigen, nervigen Art den ganzen schwulen Selbsthaß wenigstens rebellisch nach außen trage. Es sind in Wahrheit beides, meine ich in Anlehnung an Schmecht aus Radu Mihaileanu *Zug des Lebens*, der das Jiddische für eine Parodie der Härte und Verstocktheit des Deutschen hält, Extrempersiflagen des gemeinsamen Unterdrückers: Während die hypervirilen Schwulen die Ungehobeltheit und Sturheit des heterosexuellen Mannes auf die Spitze treiben, parodieren die Tunten nicht etwa Zickigkeit und Stutenbeißen heterose-



xueller Frauen, sondern wenn man genau hinschaut, das Konkurrenzgehabe, die Pedanterie und vor allem die Selbstgefälligkeit und Überheblichkeit heterosexueller Männer. Die Parodie der Tunten mag dabei in der Tat selbst-reflexiver und mächtiger sein.

Daß die Kontaktmöglichkeiten nun vom öffentlichen Raum in den Cyberspace verlegt sind, hat sie mitnichten weniger oberflächlich gemacht. Wo früher nur die Düsternis des Parks und Schminke Pickel verdeckten, hat der Schwule von heute Photoshop und teure Studiofotographien für seine Profilgalerie; während man sich früher zur Vergabe eines Korbs wenigstens noch in die Augen gucken mußte, kann man heute lästige User mit einem Mausklick »blocken«; während man sich früher wohl respektvoll an die Vorlieben des anderen herantasten mußte – obwohl es auch schon damals leicht entmenschende *Hanky Codes* (bunte Stofftücher in einer Gesäßtasche oder – bei Wandlungsfähigkeit der Position – um den Hals) gegeben haben soll –, schaut man heute einfach in einer vollständigen Tabelle des Users nach.

Schließlich gehörte zur Forderung der Danneckerschen Götter auf dem Olymp noch »gute Ärzte«. Im Nachhinein kann dies als schlimme Vorahnung der schwulen AIDS-Opfer ab den achtziger Jahren gesehen werden, und in dem Punkt hat die Medizin mit antiretroviraler Therapie wirklich Erstaunliches geleistet, wenn AIDS auch noch immer nicht heilbar ist. Andererseits müssen auch im medizinischen Bereich Tabus weiterhin abgebaut werden: Sehr viele Schwule praktizieren Analverkehr und teilen diese Beschäftigung

mit sehr vielen Heterosexuellen. Dennoch bleibt selbst in den besten anatomischen Lehrbüchern die Liste der Funktionen von Mastdarm und Analkanal hier unvollständig. Während man beim Proktologen zwar routinemäßig minutiöse Angaben zur Konsistenz seiner Exkremente machen muß, bleibt die Frage, ob beim Verkehr denn auch alles in Ordnung verlaufe, meist aus. Diese Tabuisierung ist deshalb tragisch, weil rezeptiver Analverkehr mit einem erhöhten Risiko für die – dennoch relativ seltenen – Analkarzinome

vergesellschaftet ist, welche aber anscheinend nur nach bestimmten Papillomavirusinfektionen auftreten, gegen die junge Frauen mittlerweile als Kassenleistung geimpft werden können, junge Männer in Deutschland jedoch nicht. Am medizinischen Parameter der HIV-Infektion läßt sich bei jungen New Yorker Schwulen und Bisexuellen übrigens peinlich gut erahnen, was rassistische Doppeldiskriminierung bedeutet: Schwarze und Hispanics sind weit öfter infiziert als Weiße. Mit sozial schlechten Zukunftsaussichten sinkt verständlicherweise die Motivation zur Vorsicht beim Sex, was auch an afrikanischen Frauen in Malaria-gebieten mit hoher Müttersterblichkeit beobachtet wurde.

Ich will schließlich nicht in die Klage einstimmen, daß hierzulande vornehmlich islamische Jugendgangs an homophoben Attacken Schuld seien. Man kann nicht ohne Scheinheiligkeit einer Gesellschaft angehören, in der fast bundesweit mindestens fünf Prozent rechtsnationalistisch wählen und wo selbst progressive Parteien nur eine separatistische Angleichung der Verarschkumpelung an die Ehe fordern, und gleichzeitig der muslimischen Jugend als ganzer Homophobie vorwerfen. Sicher ist sie auch dort vorhanden, jedoch wie immer – selbst bei homophoben Nazis – mit einem hohen Maß an Ambivalenz, die 1995 sogar in einer Studie mit einem Drahtschlingenphalometer nachgewiesen wurde: Homophobe und angeblich heterosexuelle Männer wurden – es danach leugnend – deutlich stärker von homoerotischem Bildmaterial erregt als nicht-homophobe heterosexuelle Männer. Dennoch empfiehlt es sich wohl kaum, homophoben

Pöbeleien mit Avancen zu begegnen. In Internetforen für türkische Schwule kursieren jedenfalls auch Aussagen eines türkischen Pornoproduzenten, dem zufolge »in Deutschland drüber geredet, aber kaum was gemacht« und es »in der Türkei gemacht, aber nicht drüber gesprochen« werde. *Unispiegel* berichtet über einen schwulen Erasmus-Studenten, der im homophoben Ankara dauernd von Taxifahrern angemacht werde, und ich selbst war einmal in einem Zug, wo sich eine Horde türkischstämmiger Jungs, spitz wie Nachbars Lumpi, werbend auf eine bildschöne türkischstämmige Tunte stürzte. Es ist eine Binsenweisheit, und auch der Vatikan mit seinen Edelstricher-Services zeigt es, daß Gepflogenheiten besonders dort florieren, wo sie am meisten geächtet sind. So ist es nicht einmal Satire, wenn die Großmutter in Matt Lucas' und David Williams' schwarzer Sketch-Show *Little Britain* unverblümt von Opas homosexuellen Eskapaden berichtet, an denen damals »überhaupt nichts Schwules« gewesen sei: HIV-Präventionskampagnen und epidemiologische AIDS-Forscher bemühen sich seit Jahrzehnten, auch diejenigen zahlenmäßig nicht vernachlässigbaren MSM (men who have sex with men) zu erreichen, die sich einfach nicht über den schwuLesBischen Kulturkreis definieren. Auch die umgekehrte Wirkung, daß mit der sozialen Ächtung die Häufigkeit einer Praktik abnimmt, scheint plausibel: Während es vor Jahrzehnten als normal galt und offen zugegeben wurde, die ersten Erfahrungen mit dem gleichen Geschlecht gemacht zu haben, geben junge Männer solche Erfahrungen in neueren Umfragen zumindest deutlich weniger an, mutmaßlich um nicht als »schwul« zu gelten.

Sollte diese Erklärung stimmen, scheint die Schwulenbewegung es trotz allem in der Tat nicht geschafft zu haben, das negative Bild des Homosexuellen so weit ins Positive zu wenden, daß solch schlimme Geständnisse auch in der

großen Breite frei von der Leber weg fließen. Ebenso scheint es vielen Männern immer noch schwerzufallen, romantische Avancen anderer Männer nicht pauschal mit dem abstrakt sexologischen Verweis auf ihre andere sexuelle Orientierung abzuweisen, sondern schlicht und unneurotisch mit dem fehlenden sexuellen Interesse an der anderen Person. Viele Gutmenschen empören sich dagegen, daß »schwul« auf Schulhöfen das meistgebrauchte Schimpfwort sein soll. Mit diesem Wort ist aber etwas anderes gemeint, und in dieser Bedeutung wird es auch von Schwulen scherzhaft verwendet. Derbe Worte für Onanisten treffen sogar in der wörtlichen Bedeutung laut Kinsey-Studien auf nahezu alle Menschen zu, und trotzdem geht niemand an der bloßen Beschimpfung zugrunde. Der Grund, warum die Suizidalität bei jugendlichen Homosexuellen noch immer frappant höher ist als bei Heterosexuellen, muß etwas tiefer liegen. Man fragt sich daher, ob Dannecker allzu viel Grund hatte, den Zivilcourage-Preis unkritisch anzunehmen.



Leben und leben lassen

Erfolgreiche Bürgerrechtspolitik des Lesben- und Schwulenverbands im Saarland

Von Hasso Müller-Kittnau

Nur nicht erkannt werden

Nach der Kinovorstellung und vor der anschließenden Diskussion drängte sich im alten Camera über die Hälfte des Publikums noch während des Abspanns, also im verdunkelten Saal, ängstlich zum Hinterausgang. Vor Beginn des Films kontrollierten uniformierte Polizeibeamte (einmalig in der Geschichte der Filmkunst Saarbrückens) die Personalausweise der BesucherInnen, weshalb einige vom Kinobesuch gleich ganz abgesehen hatten. Gezeigt wurde am 3. September 1971 kein Untergrundfilm des Vietkong, sondern ein Film der Bavaria im Auftrag des WDR: *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt* von Rosa von Praunheim.

Der Film hat im wahrsten Sinne des Wortes Geschichte geschrieben. In vielen bundesdeutschen Städten bildeten sich, durch den Film angeregt, homosexuelle Aktionsgruppen. So auch in Saarbrücken: die Homosexuelle Aktionsgruppe Saar (HAS), der Beginn der Schwulenbewegung im Saarland.

Die erneute Aufführung des Films ein Jahr später, verbunden mit der Vorstellung des zwischenzeitlich erstellten Grundsatzprogrammes der HAS, konnte ohne Polizeieinsatz über die Bühne gehen. Es gab jedoch eine Vorladung zur Saarbrücker Kriminalpolizei, weil Flugblätter zur Werbung für die Veranstaltung verteilt worden waren.

Es sollte Jahre dauern, bis der WDR-Film in der ARD gezeigt wurde. Auch der Intendant des Saarländischen Rundfunks hatte sich 1972 gegen die Ausstrahlung im Ersten Programm ausgesprochen.

Geänderte Zeiten

Die heutige gesellschaftliche Situation ist gänzlich anders. Nach nur wenigen Jahrzehnten sind die damaligen Zustände heute nicht mehr vorstellbar.

Der § 175 StGB stellte homosexuelle Handlungen, nur bei Männern, unter Strafe. Nach der Verfolgung im Faschismus als »Rosa-Winkel-Häftlinge« wurden auch nach 1945 über 50 000 schwule Männer einzig wegen ihrer Sexualität ins Gefängnis gesteckt, gesellschaftlich geächtet, erpreßt... Erst 1973, also zwei Jahre nach Gründung der HAS, wurde der Paragraph modifiziert. Homosexuelle Handlungen von Personen über 18 Jahren wurden nicht mehr bestraft, während heterosexuelle Handlungen bereits ab 16 straffrei waren. Da in der alten DDR ein §175 nicht wieder eingeführt werden konnte, wurde der Paragraph 1994 wegen der Wiedervereinigung für die alten Bundesländer endgültig abgeschafft.

Zwei weitere Beispiele für Veränderungen im Alltag:

Saarbrücken hat seit Beginn der sechziger Jahre Lokale, die überwiegend von Homosexuellen besucht werden. Während früher solche Gaststätten nicht einsehbar waren, immer an der verschlossenen Tür geklopft werden mußte, und z.B. die weit über die Grenzen der Stadt hinaus bekannte »Madame« nur vertrauenswürdige Gäste einließ, steht die Tür heute offen, und große Fenster geben jedem Passanten freien Einblick.

Zur gesellschaftlichen Akzeptanz von Schwulen und Lesben im Saarland hat auch die Discoreihe *Warme Nächte* wesentlich beigetragen. Zu Beginn fast nur von Schwulen und Lesben besucht, feiern seit über 13 Jahren auch Heterosexuelle mit. Nur beim Eintritt gibt es eine Differenzierung: Wer sich nicht als Schwuler oder Lesbe outet, mußte zwei DM bzw. heute einen Euro mehr bezahlen – Heteroaufschlag. Während früher noch manche Schwule oder Lesben freiwillig mehr bezahlten, machen heute selbst einige Makker auf schwul, nur um einen Euro zu sparen. Noch vor wenigen Jahren wäre dies unvorstellbar gewesen. (Der Aufschlag wird vom Veranstalter KulTour übrigens an den LSVD gespendet, wanderte also nie in private Ta-

schen.) Die Zeiten haben sich auch im Saarland grundlegend geändert.

»Peter Müller, spring über Deinen schwarzen Schatten«

Mit diesem Slogan einer großen Plakataktion forderte der LSVD 2001 den Ministerpräsidenten des Saarlandes auf, dem Gesetz zu Eingetragenen Partnerschaften auch im Bundesrat zuzustimmen. Peter Müller ist gesprungen. Saarländisch. Nachdem das Bundesverfassungsgericht (geklagt hatte u. a. Bayern) den Weg für die »Homo-Ehe« freigemacht hatte, beschloß die saarländische Landesregierung, es jeder Gemeinde freizustellen, bei welcher Behörde die Eingetragene Partnerschaft beurkundet werden kann. Mit Absicht wurden die Standesämter nicht benannt. Man wollte offiziell keine zu große Nähe zur Ehe, ein ideologischer Abstand mußte gewahrt bleiben. Bis heute bedarf es vieler Diskussionen mit und in der CDU-Saar, diesen Abstand zu verringern.

Saarländischer Landtag einstimmig für (fast) Gleichstellung

Es kann nicht positiv genug bewertet werden, daß 2008, noch zu Zeiten der Alleinregierung der CDU, der saarländische Landtag einstimmig und ohne Enthaltung verpartnerte Beamte und Beamtinnen mit ihren verheirateten KollegInnen gleichgestellt hat. Fast! Schon besagter ideologischer Abstand mußte gewahrt bleiben. In diesem Fall war es stellvertretend der »Familienzuschlag«. Während verheiratete Beamte allein wegen der Ehe diesen Zuschlag von aktuell 107 Euro bekommen, gehen verpartnerte Beamte leer aus. Mit Kinderförderung hat dies nichts zu tun, die wird gesondert gewährt. Die Landtagsfraktion der SPD hatte zunächst die vollständige Gleichstellung gefordert, dieser Antrag wurde aber von der CDU-Mehrheit abgelehnt. Auf Bitte des LSVD stimmten dann aber alle Parteien der (Fast-) Gleichstellung zu.

Für ein CDU-regiertes Land war und ist dies ein bemerkenswerter und aus Sicht des LSVD sehr zu lobender Vorgang. Die CDU des Saarlandes war innerhalb der Konservativen hier klar ein Vorreiter. Selbst im Oktober 2010 will die Koalition aus CDU/FDP

in Baden-Württemberg verpartnerte Beamte nicht gleichstellen. Grotesk ist dies angesichts dessen, was das Bundesverfassungsgericht zwischenzeitlich festgestellt und auch die CDU-FDP-Bundesregierung im Koalitionsvertrag vereinbart hat. Zum Zeitpunkt der Verabschiedung im saarländischen Landtag 2008 hatte auch das von der SPD allein regierte Rheinland-Pfalz keinerlei Gleichberechtigung vorgenommen, es war nicht einmal geplant, ist aber zwischenzeitlich nachgeholt worden.



Warum sind die Unterschiede innerhalb der Parteien so groß?

Wie in kaum einem anderen Politikbereich braucht es bei Forderungen nach der Gleichberechtigung von Schwulen und Lesben engagierte Politiker und Politikerinnen, die sich mit diesem Thema intensiv beschäftigt haben und sich trauen, nötige Forderungen öffentlich zu vertreten. Ist es doch auch heute noch so, daß man sich schnell in »Verdacht« (allein das Wort ist bezeichnend!) bringt, selbst schwul oder lesbisch zu sein. Gerade die betroffenen Politiker überlegen sich, ob sie sich zu diesen Fragen äußern oder vielleicht nur unterstützend im Hintergrund wirken.



Zudem gibt es nach wie vor ausgesprochen homophobe Politiker, z. B. Norbert Geis (CSU) oder Bundesfinanzminister Schäuble (CDU), die sich jeglicher Liberalisierung in den Weg stellen. So wurde im Oktober 2010 im neuen Jahressteuergesetz darauf verzichtet, eingetragene Partnerschaften mit Eheleuten in der Einkommenssteuer (Ehegattensplitting) gleichzustellen, obwohl dies im Koalitionsvertrag steht, sich die FDP aber gegen den Minister (!) nicht durchsetzen kann. Bei einem anderen Minister, selbst aus der CDU, könnte es schon bald ganz anders aussehen. So haben Schwule und Lesben auch in dieser Frage auf ein bald anstehendes Urteil des Bundesverfassungsgerichts zu hoffen und bis dahin Jahr für Jahr Einsprüche gegen den Steuerbescheid, jede(r) für sich, einzulegen. Jede/r muß das jedes Jahr tun, weil *steuerlich* ja keine Partnerschaft vorliegt... und die Einzelveranlagung vorgenommen wird. Obwohl im Anspruchsfall bei Sozialhilfen, Arbeitslosigkeit etc. der Partner bzw. die Partnerin herangezogen wird und zur Unterstützung gesetzlich verpflichtet ist. (Diesbezüglich haben mein Mann und ich eine Klage eingereicht, die wohl 2011 vor dem Bundesverfassungsgericht verhandelt wird.)

Im Saarland hat die SPD die längste Tradition in der Unterstützung der homosexuellen Gleichberechtigung. Als MdB brachte Hajo Hoffmann die Diskussion im Bundestag über eine Entschädigung für Rosa-Winkel-Häftlinge in Gang. Er hielt in seiner Eigenschaft als Saarbrücker Oberbürgermeister und Präsident des Städtetages anlässlich der ersten Verpartnerung im Saarland am 1. August 2001 eine weithin beachtete Rede und setzte

mit der Wahl des Rathaus-Festsaaes, laut der Zeitschrift *Brigitte* einer der zehn schönsten Säle für Trauungen, ein bundesweites Zeichen. Isolde Ries unterstützt seit ihrer Mitgliedschaft (1990) im saarländischen Landtag die Forderungen nach Gleichberechtigung mit einer bewundernswerten Beharrlichkeit. Eine ähnliche Fürsprecherin hatte die SPD in Rheinland-Pfalz offenbar nicht. Aber es ist sicherlich kein Gerücht, das sich Isolde Ries und die SPD-Saar intern in Rheinland-Pfalz darüber beklagt haben, im hiesigen Landtag von der CDU wegen der (Nicht-) Politik der SPD in der Pfalz vorgeführt und ungläubwürdig zu werden. Erfolgreiche Entwicklungshilfe.

Die Grünen, so könnte Mann und Frau meinen, unterstützen die Anliegen der Lesben und Schwulen ohnehin. Auch hier bedarf es einer besonders engagierten Fürsprecherin: Claudia Willger-Lambert, seit 2004 im Landtag. Sie setzt entsprechende Themen regelmäßig auf die Tagesordnung, und es ist von parteipolitischer Seite vor allem ihr Verdienst, daß im Koalitionsvertrag der »Jamaika«-Koalition 2009 die Erweiterung in die Landesverfassung aufgenommen wurde. Danach darf zukünftig niemand aufgrund der sexuellen Orientierung diskriminiert werden. Auf den Zusammenhang mit der LSVD-Podiumsdiskussion zum CSD sei hier nur kurz hingewiesen. Ursprünglich sollte nach Claudia Willger-Lambert die Verfassungserweiterung zum CSD 2010 erfolgt sein, aber diese Forderung stand auch bei den Grünen nicht oben auf der Prioritätenliste.

Wichtig ist natürlich, daß die Verfassungserweiterung überhaupt beschlossen wird. Da im Koalitionsvertrag CDU, FDP und Grüne dies vereinbart haben und seitens der SPD und Linken mit Zustimmung zu rechnen ist, geht der LSVD wieder von einer einstimmigen Abstimmung im saarländischen Landtag aus. Ein wichtiges politisches Zeichen.

Ebenfalls seit 2004 ist Thomas Schmitt im Landtag und schon langjähriger CDU-Vertreter bei den Podiumsdiskussionen des CSD. Über die Jahre hat er sich als Jurist mit den Bürgerrechten und Verfassungsfragen intensiv beschäftigt und konnte zwischen den berechtigten Forderungen einerseits und den für die CDU möglichen Umsetzungen andererseits gut vermitteln. Ohne seine Arbeit wäre die positive Entwicklung der CDU im Saarland nicht erreichbar gewesen.

Bei der CDU scheint es hier aber auch auf den Koalitionspartner anzukommen. So windet sich der parlamentarische Geschäftsführer der CDU-Bundestagsfraktion, MdB Peter Altmaier, zwar einerseits für ein »klares Nein zur Diskriminierung«, aber gleichzeitig gegen eine Aufnahme des Begriffs der »sexuellen Diskriminierung« in Artikel 3 Abs. 3 des Grundgesetzes. Er bestätigt, daß die saarländische Landesregierung aus CDU, FDP und Grünen im Bundesrat für die Erweiterung im GG 3.3 gestimmt habe und dies analog in die Landesverfassung aufgenommen werden soll, meint aber, daß »das GG in dieser Angelegenheit bereits einen umfassenden Schutz gewährleistet« habe. Mit dieser Begründung brauchte die Landesverfassung auch nicht geändert zu werden, abgesehen davon, daß außer Homosexuellen keine Verfolgtengruppe der Nazizeit im Grundgesetz übergangen wird. Die Verfassung hat die über 50 000 nach § 175 verfolgten Männer nicht vor dem Gefängnis bewahrt. Das weiß auch Peter Altmaier. Hier wird argumentativ zurechtgebogen, wie es politisch gerade – je nach Koalitionslage – opportun erscheint.

Aufsteigerland: Saar – warum ist das Saarland liberaler?

»Leben und leben lassen« könnte ein saarländisches Motto sein. Es ist aber auch das Grundprinzip des aufgeklärten modernen Bürgers. Ob das vor Ort nun auch eine französische Einfärbung ist oder damit zu tun hat, daß niemand seine »Leichen« aus dem Keller ausgegraben wissen möchte und deshalb die »Leichen« der anderen in deren Kellern läßt. Hier kennt jede(r) jede(n) oder zumindest jemanden, der/die ...

Aber nicht nur das angenehme Harmoniebedürfnis der Saarländer ist für eine positive Stimmung verantwortlich, von der auch Lesben und Schwule profitieren. So schrieb die weder besonders fortschrittliche, noch schwulenbegeisterte *Wirtschaftswoche* in einem Aufmacher am 17. Februar 2007: »Im Wettbewerb um kreative Köpfe entdecken Großstädte eine neue Zielgruppe: die Schwulen... intolerante Orte sterben«. Man müsse »Schwule als Standortfaktor begreifen, als Barometer für die immer wichtiger werdende Liberalität der städtischen Gesellschaft. Ein Klima von Of-

fenheit und Toleranz lockt nicht nur Schwule, sondern Querdenker, Computerfreaks und andere Kreativarbeiter. Die starke Gay-Präsenz ist ein Kompliment an die Stadt, ein Beweis von Offenheit und Toleranz.« Das Saarland soll Aufsteigerland werden, was liegt näher... Vielleicht hat die Politik die Zeichen der Zeit erkannt oder/und der LSVD genügend Druck gemacht und überzeugt?

Kirchen diskriminieren noch immer

Nicht nur am Rande sei erwähnt, mit welchen Taten man vom Bischof (Marx) zum Kardinal befördert werden kann. Die katholische Kirche, einer der größten Arbeitgeber im sozialen Bereich, entläßt Angestellte, selbst Krankenwagenfahrer und Kindergärtnerinnen, wenn sie sich verpartnern lassen. Wenn also Verantwortung für einen anderen Menschen und eine Beziehung übernommen wird. Mit ihrer Freundin durfte eine Lehrerin in Trier lange leben und an einer staatlichen Schule katholischen Religionsunterricht erteilen. Bischof Marx entzog ihr nach ihrer Verpartnerung die Erlaubnis zum Erteilen des Faches Religion. Berufsverbot hätte man das früher genannt. Für die Kirche ging der Schuß nach hinten los. Die Klassen hielten zu ihrer Lehrerin und besuchten das von ihr angebotene Fach Ethik. Die Kirche hat daraus nichts gelernt, Verpartnernde werden immer noch entlassen. Sie müssen klagen und werden vom LSVD unterstützt.

Auch die evangelische Kirche macht vor Diskriminierung nicht halt. So soll im November 2010 von der Synode ein Pfarrerdienstgesetz verabschiedet werden, wonach »in ihrer Amtsführung Pfarrerinnen und Pfarrer das Leitbild von Ehe und Familie zu vertreten« haben. Da ist für eingetragene Partnerschaften, für Lesben und Schwule, bislang kein Platz vorgesehen. Gegen den Entwurf haben schwule Pfarrer, lesbische Pfarrerinnen und auch der LSVD protestiert. (Bei Redaktionsschluß stand das Ergebnis der Abstimmung noch nicht fest.)

LSVD – die homosexuelle Bürgerrechtslobby

Im April feierte der LSVD sein 20jähriges Bestehen. Als Schwulenverband Deutschland



(SVD) gegründet, wurde der Bürgerrechtsverband vor elf Jahren auf Vorschlag vieler Frauen hin zum Lesben- und Schwulenverband (LSVD) erweitert. Die Vereinzelung vieler örtlicher Gruppen und EinzelkämpferInnen wurde überwunden und eine deutschlandweite politische Bürgerrechtsorganisation geschaffen.

So organisiert der LSVD Saar seit 13 Jahren den CSD SaarLorLux, der laut Polizeiangaben in den letzten beiden Jahren 13 000 bzw. 20 000 Besucher und Besucherinnen in die Saarbrücker City lockte. An keinem Sonntag ist die Bahnhofstraße dermaßen bevölkert, in den Eisdielen kein Zuschauerplatz mehr zu bekommen. Saarbrücken demonstriert, lacht und feiert. Im Gegensatz zu einigen anderen CSDs wird der Zusammenhang von fröhlicher Parade und politischer Demonstration hergestellt. Bei aller Freude und Hüftschwingen zu fetzigen Tönen dürfen der Anlaß, das Gedenken an den ersten Aufstand von Schwulen 1969 in der Christopher Street in New York und die Forderungen nach gleichen Bürgerrechten nicht in den Hintergrund rücken.

Auch deshalb findet von Beginn des CSD SaarLorLux an immer eine politische Podiumsdiskussion mit VertreterInnen der Landtags- bzw. Bundestagsparteien statt. Jahr für Jahr werden jeweils aktuelle Forderungen formuliert und Politiker gedrängt, mehr für die Rechte von Schwulen und Lesben zu unternehmen. Wer im zweiten oder gar dritten Jahr erzählte, er bzw. sie würde ja gerne, aber die jeweilige Partei sei noch nicht so weit... wurde heftig ausgepöfht. Die jahrelange Auseinandersetzung oft mit den gleichen PolitikerInnen (Isolde Ries, Claudia Willger-Lambert, Elke Ferner, Thomas Schmitt, Oliver

Luksic, Barbara Spaniol, Thomas Lutze) setzte aber auch sehr ernsthafte Diskussionsprozesse in Gang. Niemand wollte sich im Folgejahr erneut blamieren. Diese kontinuierliche Diskussion zwischen allen auf und vor dem Podium und zahlreiche Gespräche über das ganze Jahr hinweg machten im Saarland positive Veränderungen möglich. Der LSVD hat immer Rechte gefordert, gedrängt, aber auch Fortschritte gewürdigt, wenn nicht alles erreicht wurde. So hatten sich in der Landtagsdebatte *alle* Parteien beim LSVD für jahrelanges Drängen, aber auch kompetente Beratung bedankt.

Zu den zukünftigen politischen Themen zählt die Überarbeitung der saarländischen Richtlinien zum Sexualkundeunterricht, in denen Homosexualität bislang nur in einer Anmerkung vorkommt. Das Thema Schwule und Lesben mit Kindern, die Regenbogenfamilien, wird den LSVD noch lange beschäftigen, weil hier besonders viele Vorurteile bestehen. In aller Kürze: Weshalb soll ein Kind seine Rechte nur bei einer Person, nicht aber auch bei deren PartnerIn einfordern können? Die oft ohnehin bei (meist lesbischen) Paaren lebenden Kinder werden arg benachteiligt. Die Kinder haben keinen Unterhaltsanspruch gegen den zweiten Partner, sie erhalten keinen Erbschaftspflechtteil und müssen Zuwendungen und Erbschaften wie jede andere fremde Person versteuern, Freibeträge für Kinder werden ihnen vorenthalten. Die Diskussion allein darüber, daß Schwule und Lesben auch Kinder haben wollen, verkürzt insofern den politischen Dialog. Aber was ist wirklich dagegen einzuwenden, wenn auch schwule bzw. lesbische Paare Kinder adoptieren und erziehen wollen, gerade in einer Zeit, wo in Deutschland zu wenig für Kinder getan wird? Hier sind noch dicke Bretter zu bohren. Eine repräsentative Studie der Universität Bamberg, erstellt im Auftrag der Bundesregierung, kommt bei Regenbogenfamilien zu sehr positiven Ergebnissen.

Der LSVD betreibt in der Mainzer Straße 44 seit mehreren Jahren den LSVD Checkpoint. Hier treffen sich zahlreiche Gruppen (Jugendgruppe, Initiative lesbischer und schwuler Eltern, Schwule Väter, Homosexualität und Kirche, Cinedames, Ladys-Night...). Bei vielen Themen leistet der LSVD juristische Hilfestellungen, vom Musterprozeß bis zu Klagevordrucken (vgl. www.lsvd.de).

»Langweilig war es nie«

Verdeckte Homosexualität in der Nachkriegszeit

Die *Saarbrücker Hefte* sprachen mit Hans Jäger über die Saarbrücker Homosexuellenszene in der Zeit der Regierung von Johannes Hoffmann, die Repressionen durch den Staatsapparat, die beginnende Liberalisierung und den offeneren Umgang der Gesellschaft, die Entdeckung und das Ausleben der eigenen Homosexualität.

Herr Jäger, Sie waren nach dem Krieg in einem Alter, in dem heute junge Männer und Frauen sehr aktiv nach Partnern suchen. Wie haben Sie diese Zeit erlebt?

Ich kann von mir aus etwas sagen über die Jahre ab 1948. Das war die Zeit, in der das Saarland wirtschaftlich an Frankreich angeschlossen und politisch autonom war. Die Regierung von Johannes Hoffmann ging sehr rigide vor gegen Homosexuelle. Da traute sich kein Mensch, öffentlich zuzugeben, daß er homosexuell war. Es gab auch immer wieder Razzien. Man konnte fast wöchentlich in der Zeitung lesen, daß Personen verhaftet worden sind. Und die wurden streng bestraft. Ich kann mich an einen Fall erinnern, den ich ziemlich genau kenne: Ein junger Mann wurde erpreßt und konnte nicht bezahlen. Er wurde angezeigt und hat dann ein ganzes Jahr im Gefängnis gesessen.

Gab es denn unter Johannes Hoffmann auch den deutschen Paragraphen 175 im Strafgesetzbuch?

Selbstverständlich hat es den gegeben.

Die Hoffmann-Regierung berief sich also auf den gleichen Paragraphen wie die Bundesrepublik?

Ja, aber in der Zeit – so um 1954 – wurde es in der Bundesrepublik schon etwas lockerer. Es gab in Frankfurt beispielsweise die ersten Schwulenlokale. In Saarbrücken war es so, daß wer bereits ein Auto besaß – und das waren damals noch sehr wenige –, nach Frankfurt gefahren ist. Zum Beispiel die *Crème de la crème* – wie man damals gesagt hat. Die sind also nach Frankfurt gefahren, und die Zahl derer, die hier verdeckt gelebt haben, die können Sie gar nicht schätzen. Man hat mal Kontakt gehabt oder mal gewußt oder mal über einen Kontakt erfahren, daß der und der und

der auch...! Aber das reduzierte sich gegenüber heute auf ein Minimum. Die Gefahr war zu groß. Wenn es Kontakte gab, hat keiner seinen Namen gesagt oder höchstens einen falschen Vornamen. Alles aus Angst, der andere könnte in Bedrängnis kommen und einen verraten.

Welche Treffpunkte gab es denn?

Das allererste, das ich von mir selber weiß, weil ich durch Zufall darauf kam, das war dort, wo jetzt die Kongreßhalle steht. Da war früher der alte Hafen. Das Gebiet war noch sehr bombengeschädigt. Und da war Gestrüpp und so weiter. Das war natürlich ein idealer Treffpunkt ganz in der Nähe des Bahnhofs.

Wie sind die Razzien abgelaufen?

Die erste, die ich selbst erlebt habe, war unten am Hafen. Damals lag das Niveau der Straße wesentlich tiefer als heute. Da war eine





Böschung. Ich gehe dort entlang und sehe ein Auto und Menschen. Junge Männer, die diese Böschung hinauflaufen, und Polizisten hinterher. Und ich habe gedacht: Was machst du jetzt? Ach, dachte ich: Gehst stolz fürbaß und gehst auf das Auto zu. Und ich besaß die Frechheit, in das Auto reinzuschauen und zu fragen: Was ist denn los, sind hier Verbrecher, kann ich hier überhaupt weitergehen? Da sagt der: Ja, ja, gehen Sie ruhig weiter.

Kannten Sie auch noch andere Treffpunkte?

Treffpunkte waren auch Herrentoiletten, die sogenannten Klappen.

War das eher zufällig, daß man sich dort traf? Das konnte doch auch eine große Gefahr bedeuten, auf jemanden zu treffen, der nicht homosexuell war.

Diese Gefahr bestand in den seltensten Fällen, weil die Antennen bei Homosexuellen, wie es immer bei Minderheiten ist, auch bei Kriminellen, sehr gut funktionieren; die haben – davon nehme ich mich nicht aus – einen sechsten Sinn, das zu erspüren: Halt, laß die Finger davon. Es mag schon den Fall gegeben haben, daß sich einer tölpelhaft benommen hat und im Vertrauen darauf, daß er den richtigen Griff tut, dann an den Falschen geraten ist, aber es wurde nicht gleich nach der Polizei gerufen. Glaube ich nicht.

Auch in dieser Zeit soll es sogenannte Rosa Listen gegeben haben?

Ja, es muß Listen gegeben haben. Ich bin einmal in eine Razzia hineingeraten und wurde angehalten und gefragt: Sind Sie am 17. Mai geboren? Und da habe ich gesagt: Nee, ich bin am 17. Januar geboren. Und dann hatte der eine Liste und las – aber mein Name stand nicht drauf. Ich konnte weitergehen.

Wie sind Sie selbst damit umgegangen, als Sie festgestellt haben, daß Sie homosexuell veranlagt sind, in einer Zeit, in der dies gesellschaftlich absolut verpönt war?

Ich war, schätze ich, siebzehn Jahre alt und wußte von alledem gar nichts. Nur den Kontakt zu Männern habe ich immer mehr bevorzugt als zu Mädchen. Das einzige, was ich kannte, war der Begriff „warmer Bruder“. Ich dachte, daß es sich um einen barmherzigen Menschen oder vielleicht um einen Mönch handeln muß. Und ich sagte zu meinem Schwager, der eher nett zu mir war: Ach, Arthur, du bist mein warmer Bruder. Da hat der gelacht. »Warum lachst du denn«, habe ich ihn ganz naiv gefragt. »Weißte nit, was ein warmer Bruder ist?« Ich sage: »Ei jo: guter Freund«. Er sagt: »Nein, das is'n 175er«. Wußte ich auch nicht. Mit siebzehn! Heute weiß es jeder Zwölfjährige. Und da sagte der: »Warme Brüder, das sind die, die gehen nur an Männer.« Das hat mich wie ein Blitz vom Kopf bis hinters Sonnengeflecht getroffen: Du gehörst auch dazu. Und da wollte ich nichts mehr davon wissen. Da habe ich mich später auch mal mit Mädchen vergnügt, und das war nicht das Wahre. Ich habe das verdrängt, verdrängt, verdrängt. Bis ich zweiundzwanzig oder dreiundzwanzig Jahre alt war. Schlimm, nicht wahr!

Konnten Sie sich denn Ihren Eltern anvertrauen?

Mein Vater ist schon sehr, sehr lange tot. Der ist Anfang des Krieges gestorben. Meine Schwester ist tot und meine Mutter hatte die Seele einer Maus. Der hätte ich das nicht sagen können. Die hätte nachts nicht geschlafen. Die hätte mich wahrscheinlich nicht verdammt, aber Tag und Nacht Angst gehabt wegen der Polizei. Das war auch ein Grund, warum Homosexuelle sich bei ihren Eltern nicht erklärt haben, um die nicht zu verunsichern oder zu beunruhigen.

Mir hat mal ein Schriftsteller erzählt, der auch homosexuell war, damals wäre man viel nach Frankreich gefahren, weil da die Homosexualität nicht verboten gewesen wäre.

Das ist mir völlig neu. Das kann ich mir fast nicht vorstellen. Ich kenne ein bißchen die Metzger Szene. In diesem pruden, stockkatholischen Frankreich kann ich es mir nicht vorstellen. Es sei denn, daß man dort Bekannte gehabt hat und sich privat treffen konnte. Das

mag sein. Das konnte man in Saarbrücken gar nicht machen. Man hat niemanden mit nach Hause nehmen können. Es war ja nicht so wie heute, wo jeder Junge schon seine eigene Bude hat, oder sogar seine eigene Wohnung. Das war damals nicht der Fall. Man konnte höchstens mal jemanden mit nach Hause nehmen, wenn zu Hause niemand war und man wußte, die nächsten Stunden kommt da auch keiner. Aber auch schon aus Gründen der Angst hat man das gelassen, denn dann wußte der andere ja, wo man wohnt.

Es bestand also ein Klima der Angst?

Sie hatten nach jedem Knopp, den Sie gemacht haben mit irgend jemandem, immer gebangt, hoffentlich gerät der nicht in die Fänge der Polizei und singt.

Konnte man nicht sicher sein, daß der andere den Mund hält?

Ich weiß nicht, wie viele bei der Kripo Aussagen gemacht und andere mit reingerissen haben. Aber es ist denkbar.

Sie sind in dieser Zeit nie verhaftet worden? Es hat Sie keiner angeschwärzt?

Nie! Später, ab den sechziger Jahren wurde es zunehmend liberaler. Da war es sogar, was ich so gehört habe, der Kriminalpolizei wichtig, daß das liberalisiert wird, denn im Zusam-

menhang mit Homosexualität sind auch Verbrechen begangen worden. Erpresser konnten sie beispielsweise nie dingfest machen, weil derjenige, der erpreßt wurde, sich nie offenbart hat. Oder, was am Staden passiert ist, daß zweimal Menschen umgebracht wurden. Es gab bestimmt Zeugen, aber die haben sich nicht getraut, sich zu melden und etwas zu sagen. Das hat die Ermittlungen behindert.

Was hat sich in den sechziger Jahren in der Szene getan? Wie hat sich die Liberalisierung bemerkbar gemacht?

Also, man mußte keine Angst mehr haben. Man konnte auch zu jemandem nach Hause gehen. Es war nicht mehr so hochproblematisch. Viele hatten schon eine eigene Wohnung oder sich von zu Hause unabhängig gemacht. Das war alles nicht mehr so streng. Im Vergleich zur entsetzlichen Johannes-Hoffmann-Zeit: ein Sprung!

Wenn Sie auf Ihr Leben zurückblicken und es charakterisieren sollten: Mein Leben als homosexueller Mann, wie würden Sie es dann beschreiben?

Es war nie langweilig. Es war nicht unbedingt ein glückliches Leben, das will ich nicht sagen. Aber langweilig war es nie.

Für die *Saarbrücker Hefte*: Georg Bense und Herbert Temmes



Madame Bardo wirkt nach

Saarbrücken: Eine Stadt, die schwul pulsiert

Von Milan Flubisz

Wenn Berlin in einschlägiger Fachliteratur als die Schlampe unter den deutschen Schwulmetropolen gilt und München als deren Prinzessin, welche Einordnung würde Saarbrücken wohl zuteil? Der Konjunktiv macht schon deutlich: Saarbrücken gilt nicht. Nicht im Bundesgebiet. Das aber liegt allein daran, daß kaum jemand, der Homobücher schreibt oder für ebensolche Fachmagazine, je diese Stadt bereist hat. Diese Stadt, die schwul pulsiert, die sich eine aufregende Community gegründet hat. Saarbrücken nimmt in der Reihe der bundesdeutschen Städte, die so etwa 200 000 Menschen beherbergen, hier in der Tat eine Spitzenposition ein. Das ist gut so. Womöglich wird das dem unbeleckten Betrachter einzig am jeweils letzten Juliwochenende deutlich, wenn die kreischenden jungen Männer leicht bekleidet auf hochdekorierten Paradewagen auf sich aufmerksam machen und machen wollen, um den Christopher Street Day ausgelassen zu begießen. Saarländischen Szenekennern hingegen ist längst klar, welch schwules Gut sie vor der Haustür haben, das sie, wann immer sie es bestellen, mit Wellness von Mann zu Mann verwöhnt. In Wahrheit ist die Mainzer Straße, ist bei genauerer Betrachtung gar Saarbrücken in Gänze in Regenbogenfarben beflaggt.

Als sogenannter Zugereister brauchte ich seinerzeit nicht lange, um meinen geographisch betrachtet zurückgebliebenen Freunden im Norden im Ferngespräch mitzuteilen, daß hier was geht, daß sie auch nicht nur meinewegen die lange Reise in den Südwesten anzutreten bräuchten. Sie kamen, vielleicht meinewegen. Und sie kommen bis heute bemerkenswert oft. Und eben nicht nur meinewegen.

Da ist Sven, der die wunderbare »Madame« betreibt, Saarbrückens traditionsreichste Gay- and-Lesbian-Bar in der Mainzer Straße. Benannt nach Margarete Bardo, der Madame oder auch Saarbrückens Grande Dame, die das Lokal 1961 gegründet hatte und den Schwu-

len der Stadt und aus der Region seinerzeit eine Art von Zuflucht bot. Aber auch Zucht, so gehen die Geschichten. Mit starker Hand hatte sie demnach den vermeintlich Schwachen des starken Geschlechts Selbstverständnis und Selbstvertrauen verabreicht. Noch heute gilt das Nachtcafé als eine der populärsten Anlaufstellen in der schwulen Community. Das verstimmte Klavier und die durchgesessenen Plüschsofas sind mittlerweile verschwunden, statt dessen schmücken Kleinmöbel aus rotem Kunstleder den hell gefliesten Raum. Die Szene ist in Sachen Interieur ganz offensichtlich genügsam, und – *consuetudo quasi altera natura* – sie hat die Madame immer noch lieb. Du kannst durchaus alleine dorthin gehen, dich an den Tresen setzen. Und wenn du willst, dann bist du schnell bei Tagessuppe, hier natürlich Crémant Aperol, im Gespräch mit dem, der neben dir oder dir gegenüber sitzt. Er will es ja schließlich auch. Man redet über Voltaire oder wahlweise über neue Duftnoten aus dem Hause Jean-Paul Gaultier. Keine Bange, auch Klischees gehen bisweilen schlafen; du kannst dich zu vorgerückter Stunde auch zum Thema preiswerte Winterreifen austauschen. Bei 20 oder mehr Grad ist die Madame rappellvoll, drinnen und draußen auf dem – nennen wir ihn – bestuhlten Catwalk. Es treffen sich Freunde mit Freunden, die sich auch gerne Schwestern nennen, und die am Ende trotz der Unsicherheiten in der Benennung des Verwandtschaftsgrads doch einander vertraut sind. Zumindest oberflächlich. Und – das macht es so besonders wertvoll – die Madame ist eben keine Homoenklaue. Du siehst zum Glück immer wieder neue Gesichter und stellst die Frage nach der sexuellen Identität entspannt hinten an. »Open for all«, sagt Sven, Brüder und Schwestern inklusive.

Ein paar Häuser weiter leuchtet und glitzert es durch das große Fenster der »Mademoiselle«. Trau dich ruhig mal rein, wirst schon sehen. Ein ganz geeigneter Ort, in Ruhe einen Absacker zu nehmen. Das geht Hand in Hand

auf gemütlichen Sofas, es geht aber auch an der Theke fließend französisch, wenn du magst oder kannst. Die Mademoiselle mutet seit Jahren ein wenig unberechenbar an. Sie steht in jedem Fall für Wandlung. Schrille Karaokeabende vor Jahren, wirklich nicht schlecht, danach Beachpartys, Konzeptwechsel folgten, und heute kannst du die Bar halt regelmäßig neu entdecken. So gesehen bleibt die Mademoiselle ein Frollein Wunder.

Die fleischgewordene Kontinuität in der Saarbrücker Homoszene hingegen heißt Richy, bürgerlich Richard Paulus. Er betreibt das History in der Obertorstraße, auch irgendwie bürgerlich – Stühle, Küche und Formatbrei, der aus den Lautsprechern dudelt. Alles andere aber ist wirklich hinreißend. Hinter der schon kleinen Theke verbirgt sich die vermutlich winzigste Küche der Stadt, aus der der wunderbare Jonathan aber erstaunlich große Portionen balanciert. Und deine Sinneseindrücke provozieren in ihrem Zusammenspiel geradezu ein nachhaltiges Geschmackserlebnis. Die üppigen Pizzen im History, die Jonathan gekonnt an den altrosafarbenen Jugendstillämpchen vorbei manövriert, sind übrigens populär. Auch schmackhaft. Wenn du nur oft genug hier gewesen bist, dann liegt dir der Gedanke nahe, Richy eine gewisse Seelenverwandtschaft zur besagten Madame Bardo zuzuschreiben. Eben auch dafür, daß er ein Kümmerer ist, eine Bank, ein Familienmensch mit Kußmund in unserem Sinne. Hier sitzt übrigens auch schon mal die HuK. Also die ökumenische Arbeitsgruppe Homosexualität und Kirche. Als ahnungsarmer Beobachter kannst du schon mal auf die Idee kommen, daß sie den Mund ganz schön voll nehmen. Immerhin haben sie sich das Ziel gesetzt, die Kirchen zu einem offenen Umgang mit dem Thema Homosexualität zu ermutigen. Und der offene Umgang ist – wahrlich ich sage Euch – anders definiert als jene Umgangsformen, die seit geraumer Zeit die Skandalgeschichten aus Kirchenkreisen schwängern. Auch und gerade außerhalb des History bietet die HuK regelmäßige Tref-

fen für Schwule und Lesben, die sich mit Gott und der Welt und womöglich der Vereinbarkeit beider beschäftigen möchten.

Laßt uns doch mal wirklich fein Essen gehen. Richtig exquisite Küche hat die Community nämlich gut hundert Meter vom History entfernt. Das Haus Brück in der Mainzer Straße besticht schlicht durch Understatement. Alf und Frank kommen ohne Firlefanz auf den Punkt, im Gehabe und im Angebot. Du kannst es regional deftig oder mediterran raffiniert haben. Und du bekommst das passende Weinchen dazu – fein. Das alles passiert unpräzise und gepflegt. Wohltuend warme Küche. Das Haus Brück zeigt Größe, so daß auch Hochzeitsgesellschaften einziehen. Immer wieder. Ausdrücklich finde ich, daß wir den Begriff der Eingetragenen Lebenspartnerschaftsgesellschaften erst gar nicht erfinden sollten. Was sollte der Quatsch.

Den Brückschen Schlemmerteller und besagten Frollein-Wunder-Absacker von nebenan im Bauch kannst du dich zufrieden nach Hause begeben. Du kannst aber auch noch getrost einen Abstecher wagen. Ins Schuhhaus. So wird in Expertenkreisen das Boots genannt, weiter oben, stadtauswärts in der Mainzer Straße. Du klingelst an der kameraüberwachten Tür unter

grellem Verkehrsblau, wenn nicht greller. Im Boots trinkt man sein Bier zumeist triebgesteuert. Die Cola und alles andere auch. Es geht hier vornehmlich um unkomplizierte Horizontenerweiterungen, weniger im Kopf. Jüngeren und Betagteren, Deutschen, Franzosen und Luxemburgern. Und das ist auch unverschämt gut so. Die Jungs von Gudd druff, der Präventionsgruppe der Saarbrücker Aidshilfe, sind hier goldrichtig. Und sie verteilen natürlich Kugelschreiber, für die, die im Dunkeln Telefonnummern oder E-Mail-Adressen notieren wollen, Feuerzeuge für die, die es lieber beleuchtet tun, und natürlich in großen Mengen Kondome. Und die Gudd-druff-Jungs tragen seit Neuestem ein blaues Mützchen, mehr capriblau, das ein wenig an die Schiffchen der deutschen Luftwaffe aus den Sechzigern erin-



nert. Mit schweißnassen Schläfen machen sie mehrmals die Woche tapfer ihre Lokalrunden. Das macht verdammt viel Sinn. Danke dafür.

Jenseits des Mainzer-Straßen-Trubels bietet Saarbrücken ein für den südwestdeutschen Raum einmaliges Refugium für Schwule. Die XL Sauna und Lounge in der Brebacher Landstraße. Sie ist erst jüngst umgezogen in ihr neues Schmuckstück. Und der Name ist in mehrfacher Hinsicht Programm. Man entspannt zum Beispiel bei schummrigen Licht in der Dampfsauna, zum Beispiel halt. Man läßt den Einheizler in der Trockensauna juchzend Aromadüfte wie Samt und Rosen wirbeln. Man döst in den Ruhezeiten auf der Dachterrasse. Man schlummert unter den Händen des einfühlsamen Masseurs, der stolz Urkunden an die Wand hat nageln lassen. Gentry und Marco beschreiben ihr Geschäftsmodell mit »Spaß, Erholung, Gesundheit.« Sie lösen es ein. Die XL verbreitet in Größe und Atmosphäre durchaus Metropolenflair. Und in puncto Sauberkeit gehört sie ohnehin zu den Topadressen. Dagegen stakst man andernorts schon mal auf Zehenspitzen Richtung Dusche, unter der man vergeblich die Seife sucht. Und Flipflops sind halt von Fabrik aus nicht für Zehenspitzenbalance gemacht. Das ist hier zum Glück anders. Sonntags bläst man in der XL zur Hasenjagd; das ist weltweit in Schwulensaunen so, wenn die Twens noch vor der Montagsvorlesung auf andere Gedanken kommen möchten. Aber der Weg in dieses Refugium lohnt sich eben auch an jedem anderen Tag. Für die, denen es gesetzter auch recht ist.

Noch vor Jahren haben sich hiesige Schwulencliquen an Wochenenden im verrosteten Renault 5 in Richtung Mannheim aufgemacht. Party im Connexion war angesagt. Viele übernachteten, wenn nicht in fremden Betten, relativ armselig auf dem Schotterparkplatz,

um dann am Sonntagmorgen zerknittert die Heimreise anzutreten. Die Mannheimer Parkplätze sind lichter geworden, zumindest saarländische Autokennzeichen anbelangt. Die Saarbrücker Clubs haben die Community im Griff. Das Blau, der Nite-Club am Steg, ist ein Magnet. The Cage versucht sich in einer Renaissance, und der Klassiker, die *Warmen Nächte* in der Saarbrücker Garage, bringt Schwule und Lesben und deren Freunde und Freundinnen wie eh und je zum ausgelassenen Hüpfen. Ein irgendwie auch bodenständiger Renner, dessen Einlaßpersonal in großzügiger Gelassenheit durchaus Junggesellenabschiedscombos passieren läßt. Die *Warmen Nächte* sind gerade in der Nachmauerfallgeneration eine Sorte von Einstiegsloge. Romanzen sind vorprogrammiert.

Seit einem Jahr gibt es in der Saarbrücker Clubszene einen neuen Liebling: »Heaven@Seven« heißt das Clubformat, frei ab 21, das man in Berlin, in Paris oder auf Ibiza erwarten würde. Nun also auch in Saarbrücken, in der Futterstraße 7. Eine liebevolle Deko, hinreißendes Thekenpersonal, hier die Kerle oben ohne, und mit Matthias, Oliver und Pit drei DJs, die dem Club einen sehr coolen Zauber verpassen. Es gibt GoGos, die Anpassungsschwierigkeiten an diesen Level haben. An jedem vierten Samstag eines Monats erleben Schwule und Lesben im Seven Glamour auf hohem Niveau. Meine bereits erwähnten zurückgebliebenen Freunde bestätigen das. Und immerhin kommen die aus größeren Landeshauptstädten und sogar Stadtstaaten. Sowohl die *Warmen Nächte* als auch »Heaven@Seven« unterstützen die politische Arbeit des saarländischen Lesben- und Schwulenverbands. Sie spenden regelmäßig und üppig.

Es geht ja das Gerücht, daß Schwule und Lesben herausragende Partylöwen seien. Nichts dagegen. Zum Glück aber läßt sich die Saarbrücker Community nicht allein darauf reduzieren. Das zeigt zum Beispiel die Resonanz auf die Vortragsreihe, die der LSVD Saar im vergangenen Jahr installiert hat. Autorenlesungen, Studienreferate, Expertendiskussionen. Bisweilen platzen die LSVD-Räumlichkeiten, der Checkpoint in der Mainzer Straße 44, aus allen Nähten. Madame Bardo wirkt also nach. Freitags geht es im Checkpoint sehr jung zu. Die Jugendgruppe »Familie Megalon« lümmelt auf den Sofas. Max, Anfang 20, gehört da schon zu den alten Hasen. Sie



finden sich und hecken jede Menge aus, was auch immer. Sie verlieren sich, aber keine Anlaufzeit.

Schwule Väter gibt es auch unter uns. Und ein paar von ihnen kommen einmal im Monat zusammen – ebenfalls im Checkpoint. Irgendwie ist also immer was los in der Mainzer Straße 44. Lady's Night, Literaturkreis, die Kochgruppe, der Arbeitskreis Bildung, vieles mehr. Die, die sich der Bildung verschrieben haben, sind unter Umständen schon sehr bald in den Klassenräumen der saarländischen Schulen anzutreffen. Frontal. Und dann stehen sie da vor der vermeintlich wißbegierigen Meute und erzählen, wie das so ist beim Coming Out, bei der ersten Liebe, bei der notgedrungenen Vertuschung der Leidenschaften, beim politischen Kampf um Gleichstellung. Ziel des Arbeitskreises ist, das Thema Homosexualität als Unterrichtsstoff an den saarländischen Schulen fest zu verankern. Und zu ersten Gesprächen hat Kultusminister Kessler bereits eingeladen. Und sollte mal keine Gruppe im Checkpoint tagen, Irene ist in jedem Fall da. Seit einem Jahr ist Irene Portugall beim LSVD Saar hauptamtlich beschäftigt. Sie schmeißt den Laden tagsüber, erledigt die Bürokommunikation. Und sie hat mindestens zwei offene Ohren für deine Anliegen, die bei ihr ziemlich gut aufgehoben sind. Eine gute Seele.

Die populärste Gruppe im LSVD Saar besteht übrigens aus Frauen. Sie nennen sich Cinedames. Und sie feiern in diesem Winter ihr Fünfjähriges. Cinedames versteht sich als eine Gruppe von Lesben, die sich die Darstellung von Frauen im Film genauer anschaut. Zu unsichtbar erscheinen Frauen und eben Lesben in der öffentlichen Wahrnehmung. Mithin trifft sich die Gruppe alle zwei Monate im Kino achteinhalb, um mit frauen- bzw. lesbenspezifischen Filmen neuen Gesprächsstoff zu generieren. Ich kann und soll da nicht wirklich mitreden. Aber die Frauen sind durch die Bank sehr angetan – mir scheint es so. Neuerdings traut man sich mit dem LSVD gemeinsam auch in Schwulenfilme. Einmal im Monat lädt der Saarländische Verband dazu ins Filmhaus ein. Er täte es vielleicht öfter, wenn es die Stühle im Atelier zuließen. Anschließend ein charmantes Come Together im Checkpoint.

Sportliche Lesben und Schwule finden im Verein Courage! SaarLorLux Gleichgesinnte. Es muß also nicht unweigerlich die Muckibude sein; ohnehin ja kein Ort für Menschen

mit Brüllaffenphobie. Im Courage-Angebot sind Badminton, Schwimmen, Inline-Skaten, im Aufbau ist Volleyball. Nein, kein verschwupptes Synchronschwimmen. Der Verein ist Mitglied im Saarländischen Badminton Verband und in der European Gay and Lesbian Sport Federation. Diesen Anstrich wollte ich schon noch erwähnen.

Und da gäbe es noch die pittoreske Geschichte des Gemischten Saarbrücker Herrenchors. Vor neun Jahren als Projekt des LSVD gegründet, ist er nun seit 2005 ein eigener und eigenartiger Verein im besten Sinne. Etwa dreißig Kehlen singen da. Der Gemischte Saarbrücker Herrenchor versteht sich eben nicht als schwule Boyband. Vielmehr geht es um ein spannendes und doch unbeschwertes Miteinander der Herren, sagen wir in Harmonie. Da klingt und schwingt wohl stets was mit. Und geleitet wird der Gesangsverein von einer starken Frau: Amei Scheib. Man sagt, die Stimmung sei gerade deswegen wohltemperiert.

An der Uni waren wir noch nicht. Ein letzter Abstecher führt uns in die Schwulen- und Lesbengruppe der Universität des Saarlandes. Und es reicht der flüchtige Blick auf das Hinweisschild: Under construction. Wer mitbauen möchte: Vielversprechende Infos dazu gibt es im Checkpoint.

Wenn also Berlin als die Schlampe unter Deutschlands Schwulenmetropolen gilt, wenn München die zarte Prinzessin ist, Köln bestimmt der eitle Prinz und Hamburg ein Seemann auf Geradeauskurs, worauf einigen wir uns denn in Sachen Saarbrücken? Wir, die die Stadt er- und beleben? Für mich ist Saarbrücken ein attraktiver, sehr sympathischer und kreativer Draufgänger in den besten Jahren, auf den du dich verlassen kannst.



Callboys – Stricher – Freier

Männliche Prostitution im Saarland

Von Alexander Kuhn

Männliche Prostitution im historischen Überblick

Die Prostitution von männlichen Jugendlichen und Erwachsenen ist nicht ausschließlich ein Phänomen unserer Zeit, sondern hat, wie sich anhand von Quellen belegen läßt, eine über zweihalbtausendjährige Geschichte. Im Altertum war sie ein fester Bestandteil des gesellschaftlichen Lebens und vor allem ein Ausdruck der Sexualkultur der Oberschicht. Im Mittelalter und in der Renaissance erlebte sie eine neue Blütezeit und wurde als natürlicher Aspekt des gesellschaftlichen Lebens wahrgenommen. Ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erscheint sie in erster Linie als eine Begleiterscheinung wirtschaftlicher Not und sozialer Mißstände. Vor allem vor dem Hintergrund der Weltwirtschaftskrise der zwanziger Jahre breitete sie sich derart aus, daß die Zahl der sich prostituierenden männlichen Personen allein für Berlin auf ca. 20 000 geschätzt wurde.

Trotz ihrer langen Geschichte fand die homosexuelle Prostitution kaum Aufmerksamkeit, im Gegensatz zur weiblichen Prostitution, die seit jeher Gegenstand öffentlicher Diskussion und Problematisierung, wissenschaftlicher Betrachtung und sozialer Arbeit ist. Die Gründe hierfür sind vielfältig. Der männlichen wird im Unterschied zur weiblichen Prostitution keine soziale und gesellschaftliche Nützlichkeit zugestanden. In der Soziologie werden der weiblichen Prostitution für die Gesellschaft nützliche soziale Funktionen zugesprochen, indem ihr eine Ventilfunktion für die Stabilisierung des bestehenden gesellschaftlichen Systems und der Institution Ehe zuerkannt wird. Dies wurde für die männliche Prostitution lange Zeit nicht festgestellt.

Darüber hinaus unterliegt die Prostitution von Männern für Männer einer mehrfachen Diskriminierung, denn der Prostituierte ist Anbieter sexueller Dienstleistungen, die der Befriedigung der oft minder bewerteten ho-

mosexuellen Sexualität dient. Diese Form der Prostitution wird von der Gesellschaft weitaus negativer bewertet als die weibliche. Zudem entzieht sie sich in hohem Maß den Blicken der Öffentlichkeit, da männliche Prostituierte unauffällig und nur für den Suchenden und Insider wahrnehmbar agieren. So wurde homosexuelle Prostitution früher fast ausschließlich in der Anonymität von Bahnhöfen, Sexkinos, einschlägigen Parks und öffentlichen Toiletten angeboten. Moderne Kommunikationsmedien wie Handy und Internet garantieren heute sowohl für den Prostituierten als auch für den Kunden ein Höchstmaß an Anonymität in der Kontaktaufnahme und haben zudem dazu geführt, daß sich die Szene immer mehr aus dem öffentlichen Raum zurückgezogen hat.

Weitere Faktoren wie ein vermeintlich geringes Problemausmaß, die allgemeine Festlegung darauf, daß Prostitution und ihre Folgen individuell zu verantworten seien und die Tatsache, daß viele betroffene Jugendliche und junge Erwachsene zudem häufig bereits wegen anderer Auffälligkeiten institutionell erfaßt sind, haben dazu beigetragen, sinnvolle Interventionen zu verhindern. Zudem bestand lange Zeit bei den Verantwortlichen die Befürchtung, soziale Arbeit mit und für Prostituierte könne Prostitution risikolos machen und aufwerten. Den Weg in und aus dieser Arbeit zu erleichtern, Sicherheit und Anerkennung für die sie Ausübenden zu schaffen, war von Seiten der Politik und der Gesellschaft nicht gewünscht.

Erste wissenschaftliche Arbeiten zur Prostitution von Männern haben nicht dazu beigetragen, die Sichtweise zu verändern und ein echtes Problemverständnis zu wecken. Die sechziger und siebziger Jahre waren bestimmt von einer kriminologischen Sichtweise und stellten einen kausalen Zusammenhang zwischen männlicher Prostitution und Kriminalität her. Männliche Prostitution wurde als besonders eng mit der Kriminalität verbundenes, diese einschließendes und auf sie vorbereiten-

des Milieu verstanden, das es zu kontrollieren und zu sanktionieren galt. Ende der siebziger Jahre nahm eine soziologische Sichtweise ihren Anfang, die einen engen Zusammenhang zwischen der Sozialstruktur einer Gesellschaft und der psychischen Verelendung Jugendlicher und junger Erwachsener herstellt. Homosexuelle Prostitution wurde hier als ein Resultat der Notlage und Unterdrückung bestimmter gesellschaftlicher Gruppen und der daraus resultierenden sozialen Isolation angesehen und als ein devianter Versuch von Angehörigen dieser Gruppen interpretiert, mit der sozialen Benachteiligung fertig zu werden. Seit Mitte der achtziger Jahre aber wird die Prostitution von männlichen Jugendlichen und jungen Erwachsenen primär als Ausdruck einer defizitären Sozialisation angesehen. Sie erscheint als Problem im Aufwachsen begriffener, in vielerlei Hinsicht abhängiger Jugendlicher und wird als Folge von Gewalterfahrung, Mißbrauch, Mangel an stabilen emotionalen Beziehungen, einer Instabilität der persönlichen Bezugsfelder und wirtschaftlicher Not betrachtet.

AIDS

Nicht ohne Zynismus kann festgestellt werden, daß mit der Realität von AIDS auch die homosexuelle Prostitution verstärkt in den Blickpunkt von Öffentlichkeit, Politik, Wissenschaft und sozialer Arbeit gerückt ist. AIDS hat die Notwendigkeit sozialpädagogischer Angebote und Interventionen begründet und zu greifbaren Ergebnissen geführt, auch wenn in einer ersten Phase männliche Prostituierte, ebenso wie Homosexuelle, Drogenabhängige und weibliche Prostituierte, zu Risikogruppen abgestempelt wurden und erste Interventionen nicht um der Prostituierten selbst willen, sondern aufgrund der aus ihrer Tätigkeit implizierten Bedrohung für die »Normalbevölkerung« erfolgten. Denn zahlreiche Freier, die heimlich die Dienste männlicher Prostituierten in Anspruch nehmen, führen ein Doppelleben. Sie leben in einer heterosexuellen Partnerschaft, weshalb die Männerprostitution im Verdacht steht, die Ausbreitung von HIV über das Milieu hinaus zu begünstigen.

Eine nicht unerhebliche Rolle spielte zudem die öffentliche Besorgnis über die Prostitution Minderjähriger. Die Käuflichkeit von Kindern und Jugendlichen trifft die Gesellschaft in

hohem Maß. Sie wird hier mit den Verfallserscheinungen ihrer Kerninstitution Familie konfrontiert, dem Scheitern von Sozialisationsprozessen und von entsprechenden Instanzen und dem Abdriften ihrer jungen Mitglieder in nonkonforme Lebensstile.

Stricher, Callboys und Freier

Die heute profunde Erkenntnislage zur homosexuellen Prostitution und insbesondere zu den Prostituierten selbst läßt folgende Aussagen zu: Männliche Prostituierte bilden eine sehr heterogene Gruppe, die ein weites Altersspektrum, unterschiedliche Biographien, eine unterschiedliche Dauer und Motivation im Hinblick auf die Sexarbeit, unterschiedliche sexuelle Identitäten und einen unterschiedlichen Grad der Professionalisierung aufweist. Unterschieden wird dabei zwischen Strichern und Callboys bzw. Escorts.

Stricher sind im Durchschnitt meist jünger als Callboys, wobei die Altersspanne von 14 bis 25 Jahren reicht, und sie arbeiten überwiegend auf der Straße, in einschlägigen Sexshops und Kinos. Sehr junge Stricher gehen oftmals nicht öffentlich anschaffen, sondern werden innerhalb von Freierkreisen vermittelt, die wiederum ihre Aktivitäten verschleiern, was der Möglichkeit der Interventionen sehr enge Grenzen setzt. Stricher haben ein weniger ausgeprägtes professionelles Bewußtsein für ihre Tätigkeit und schaffen an, weil sie in Not oder auf Trebe sind und in der Prostitution eine Möglichkeit sehen, schnell Geld verdienen zu können, sich mit diesem Geld einen Freiraum zu schaffen und Eigenständigkeit und Autonomie zu erfahren. Aber auch Motive wie die Suche nach Sex, Zärtlichkeit und Geborgenheit spielen eine Rolle. Viele sind auch nur neugierig darauf, wie es ist, frei und selbstbestimmt mit Sexualität umgehen zu können, sich von gesellschaftlichen und elterlichen Zwängen zu lösen, oder die Befriedigung zu spüren, begehrenswert zu sein und im Mittelpunkt zu stehen. Für viele von ihnen gilt, daß sich in ihren Biographien zerrüttete Familienstrukturen, langjährige Heimaufenthalte, Beziehungsabbrüche sowie Vernachlässigung, Mißbrauch und Mißhandlung finden. Die sexuelle Orientierung kann homo-, hetero- oder bisexuell sein. Gerade Jüngere, die sich ihrer sexuellen Orientierung noch nicht sicher sind,

unterstreichen oft ihre Heterosexualität, befrriedigen aber über die Prostitution ihre latenten homosexuellen Anteile. In dieser Gruppe finden sich neben vielfältigen Problemlagen wie Wohnungslosigkeit, materieller Not, fehlender Ausbildung, Alkohol- und Drogenkonsum und krimineller Erfahrung insbesondere auch gesundheitliche Gefährdungspotentiale infolge von Wissenslücken, fehlendem Gesundheitsbewußtsein und mangelnder sexueller Handlungskompetenz, welche durch die ungesicherten Lebensverhältnisse noch verstärkt werden. Als nachteilig ist das Umfeld zu betrachten, in dem der Stricher seiner Tätigkeit nachgeht. In der Regel wird hier weit-

nach Termin in ihrer eigenen Wohnung. Die Preise für die angebotenen Dienstleistungen sind weit höher als auf dem Strich und in der Regel nicht verhandelbar. Oftmals spezialisieren sie sich, d.h. sie bieten ausgefallener sexuelle Dienstleistungen und Praktiken für einen eng umschriebenen Kundenkreis mit speziellen Wünschen an. Zum Teil gehen sie vollständig in der homosexuellen Subkultur auf und definieren sich überwiegend als homosexuell, sie fühlen sich weniger diskriminiert und verfügen über ein gutes Interaktionssystem, das mehr und differenziertere Verhaltensmuster aufweist. Hier begegnet man vor allem auch Personen, die zwar soziale Notlagen zeigen, aber keine Basisversorgung benötigen, da sich ihr sozioökonomischer Status wesentlich von dem des klassischen Strichers unterscheidet. Sie weisen in der Regel ein höheres Bildungsniveau auf, sind auf einem niedrigen finanziellen Niveau abgesichert und betreiben die Prostitution als Haupt- oder Nebenerwerb.

Die bisher vorgelegten Untersuchungen zur homosexuellen Prostitution lassen die Freier meist gänzlich unbeachtet. Die hierzu gewonnenen Erkenntnisse basieren in der Regel auf Informationen der Prostituierten selbst. Versucht man eine Typologie, so lassen sich zwei Typen von Freiern unterscheiden. Die zahlenmäßig größere Gruppe stellen die gelegentlichen Kunden dar, die nur selten mehrmals mit ein und derselben Person Kontakt suchen. Hier steht der Wunsch nach

schnellem, unkompliziertem Sex im Vordergrund, und der Kontakt wird als Geschäftsbeziehung gesehen. Die zweite Gruppe ist die der Stammfreier, die relativ enge Beziehungen zu dem Prostituierten suchen, verbunden mit regelmäßigen Treffen. Hier fließen Gefühle wie Zuneigung, Vertrauen und Freundschaft ein und die Illusion einer nicht nur über das Geld geregelten Beziehung mit einer emotionalen Bindung.

Feststellen läßt sich auch, daß mehr als die Hälfte der Freier nach außen heterosexuell lebt, viele haben Familie, eine bürgerliche Existenz. Für diese Männer liegt in der Anonymität und Unverbindlichkeit des Kontakts die Möglichkeit, ihre homosexuellen Neigungen ausleben zu können, ohne ein Risiko eingehen

unt. Du: re haare. kaun spurtaruberan. e- Mail: [redacted]

ER SUCHT IHN TRIEBE

OF: Neugierig? Auf erot.Treffs bei mir! Suche schlanken, heterowirkenden aktiven Boy -30 J. Gem. bi - Anfänger, Südländer o. Black-Boy. Ich 38/178/75, sportlich, unbehaart. Ruf an! Tel. [redacted]

Mannheim!
EROTISCHE MASSAGE
von Mann für MÄNNER
www.[redacted]

Netter Bi-Mann, 45/180/85, AV-passiv u. DV-aktiv, Raum MA, sucht potente, aktive und große bestückte Kerle. Auch Paare und Gang-Bang-Leute. Hauptsache ihr seid aktiv und wollt DV erwähnt werden. Nur harten Sex, kein Geschmisse. Frau mich auf Euch. Bis dann! [redacted]

Naturekt und Kaviar! Du bist aktiv und stehst auf NS, evtl. auch Kaviar? Und bist zw. 40-55 Jahre, aber nicht älter als 60. [redacted]

oen findet ihr auf www.schwulenreferat-gi.de Wir freuen uns auf euch!

Fast 50 und noch solo? Wann ist Schluß damit, so denke ich jeden Tag. Hast Du Lust, mit mir was zu machen, was auch immer es ist? "Ältere" haben auch eine Chance mir zu antworten. Freue mich auf viele Antworten. Tschau! [redacted]

FFM: 9 1/2 Monate Vorbereitungskurs ... Ich wäre gerne Vater, nicht nur Samenspender. Studierter Mann, 46/193/88, NR, schwul, ehrlich, jünger aussehend, sucht schlanke nette Frau bis Anfang 30, die sich ein Kind und einen Vater in ihrem Leben vorstellen kann. Sympathie Voraussetzung. Keine finanz. Interessen, sich einfach nur gut versteht. [redacted]

Blonder Boy, 174 cm, nicht unattraktiv, zwar XXL-Bauch, aber ganz lieb, blaue Augen, p, sucht dunkelhaarigen Boy/Mann bis 45 für Spaß und Freundschaft, auch Beziehung möglich. Tel. [redacted] sehe aus wie ca. 28, bin aber etwas älter, wohne in WG, bin aber cooler Typ, Raum Ffm. Versuch's mal mit mir! Ciao.

Es lebt sich auch ohne PC gut! Wer der gleichen Meinung ist, melde sich bei mir (48/177/80). Suche nette

Les-Pi von de de ger reich passt, würd wenn sat. kurze, realturl

Die sucht: pädagogik 30 Wc Projekt meins wohnet psych (Anspr Frank) wohne Hepati Steink choso Arbeit pen si bitte lenber 45, 10f Schw.

aus weniger auf Hygiene und Schutz geachtet, was die Gefahr von Erkrankungen mit sich bringt, und das Umfeld ist häufig deutlich stärker oder zumindest offensichtlicher durch Gewalt und Drogenkriminalität geprägt. Nicht immer werden die Dienste der Stricher mit Bargeld bezahlt, auch Drogen oder materielle und immaterielle Leistungen aller Art (z. B. die Gewährung einer Unterkunft für die Nacht) werden angeboten und akzeptiert.

Im Gegensatz zu den Strichern haben Callboys/Escorts ein weitaus professionelleres Selbstverständnis und betrachten ihre Tätigkeit als Beruf. Sie bewerben ihre Dienste über Anzeigen, inserieren auf einschlägigen Seiten im Internet, lassen sich über Handy in Privatwohnungen oder Hotels rufen oder arbeiten

zu müssen. Im Unterschied dazu sind offen homosexuell lebende Freier überwiegend ältere Männer, die aufgrund ihres Alters in der homosexuellen Szene Schwierigkeiten haben, einen Partner zu finden, und die sich in erster Linie zu jüngeren Männern hingezogen fühlen.

Soziale Arbeit mit männlichen Prostituierten

Im Vordergrund sozialer Arbeit mit männlichen Prostituierten stehen Angebote zur HIV-Prävention, die den Gefährdungspotentialen vorzubeugen und der sozialen Verelendung entgegenzuwirken suchen. Die Arbeit versteht sich als Gesundheitsförderung, die alle Maßnahmen umfaßt, die der Tatsache Rechnung tragen, daß die individuellen Lebensumstände für den Einzelnen nicht beherrschbare Risiken bergen und die auf eine Verbesserung der physischen und psychosozialen Situation der Zielgruppe gerichtet sind. Es gilt zudem darauf hinzuwirken, daß ein selbstbestimmter Ausstieg aus der Prostitution möglich ist, und den Prozeß sozialer Neuorientierung zu unterstützen und zu begleiten. Besonders junge Stricher machen sich über ihre Zukunft nur wenig Gedanken; sie sind mehr an der Gegenwart orientiert und entwickeln keine längerfristigen Lebensperspektiven. Die Erfahrung hat aber gezeigt, daß viele der meist jungen Prostituierten die Szene sobald als möglich wieder verlassen möchten. Genau dies aber ist ihnen verwehrt, da es an elementaren Voraussetzungen fehlt, eine bürgerliche Existenz aufzubauen. Psychosoziale Probleme wie Arbeitslosigkeit, finanzielle Not und Suchtmittelabhängigkeit sind für ein Leben nach der Prostitution bezeichnend und führen geradezu in die Verelendung.

Projekt BISS, Aids-Hilfe Saar e. V.

Seit mehr als 14 Jahren hält die Aids-Hilfe Saar e. V. mit dem Projekt *BISS*, der *Beratungs- und Interventionsstelle für Stricher*, ein zielgruppenspezifisches Angebot für männliche Prostituierte bereit, mit dem Auftrag der Prävention von HIV und Aids bei jugendlichen und erwachsenen männlichen Prostituierten im Saarland. Auch wenn die Szene im Saar-

land im Vergleich zu anderen Städten und Regionen in Deutschland überschaubar ist und der angesprochene Personenkreis »nur« etwas mehr als hundert männliche Jugendliche und junge Erwachsene umfaßt, weist sie dennoch alle zielgruppenspezifischen Merkmale auf und bildet das gesamte Spektrum an Problemlagen, Gefährdungspotentialen und Hilfebedürftigkeit ab.

Das Projekt bietet einen offenen und vorurteilsfreien Raum der Begegnung. Der Arbeitsansatz ist durch Akzeptanz der speziellen Lebenssituation und der individuellen Bedürfnisse der Zielgruppe gekennzeichnet. Alle Angebote sind freiwillig und können auch anonym in Anspruch genommen werden. Die Angebote richten sich nicht nur an all jene, die der Prostitution nachgehen, sondern auch an diejenigen, die einen Einstieg in die Prostitution erwägen, die aussteigen wollen bzw. ausgestiegen sind und Bedarf an weiterführender Beratung, Unterstützung und Begleitung haben.

Kontinuierliche aufsuchende Arbeit ist der grundlegende Arbeitsbereich des Projekts. Sie ermöglicht einen ersten Zugang zur Zielgruppe, gewährleistet den Aufbau und die Pflege von Kontakten und schafft die Basis für weiterführende Angebote. Dabei werden mehrmals wöchentlich zu unterschiedlichen Zeiten die Orte aufgesucht, an denen der homosexuellen Prostitution nachgegangen wird. Unterstützt durch persönliche Gespräche werden Präventionsmaterialien wie Kondome, Gleitgel und Informationsbroschüren verteilt, aber auch konkrete Fragen beantwortet, Informationen über weiterführende Hilfen vermittelt und Termine vereinbart.

Die Szene, soweit es den öffentlichen und halböffentlichen Raum angeht, bewegt sich im Umfeld des Hauptbahnhofs und der in unmittelbarer Nähe liegenden Sexshops und Pornokinos. Ein weiterer Schwerpunkt aufsuchender Arbeit ist das private Lebensumfeld der Klienten. Dadurch können nicht nur bestehende Kontakte gepflegt und intensiviert, sondern auch neue Kontakte geknüpft werden, da Einsteiger in die Prostitution diesen Weg oftmals in Abhängigkeit von Männern gehen, die sich bereits prostituieren, die Szene kennen und hier eine Mittlerfunktion haben. Diese Funktion erfüllen sie auch im Bezug auf unser Projekt und dessen Angebot. Bestehenden Kontakten zu Klienten kommt

somit eine entscheidende Rolle beim Aufbau von Beziehungen zu Einsteigern zu. Daneben verfügt das Projekt über ein Kontaktbüro in den Räumen der Aids-Hilfe Saar e. V., welches die Möglichkeit der Kontaktaufnahme, Information, Beratung und Krisenintervention außerhalb der Szene eröffnet.

Im Vordergrund der Arbeit mit männlichen Prostituierten steht die gezielte Einzelfallhilfe, die sich an der jeweiligen Lebenssituation des Klienten und seinen konkreten Bedürfnissen und Problemlagen orientiert – wobei sich bestimmte Themen durchgängig wiederfinden. Dazu gehören insbesondere Gesundheitsberatung im Zusammenhang mit HIV/AIDS und anderen sexuell übertragbaren Erkrankungen, Suchtmittelabhängigkeit, Wohnungs- oder Obdachlosigkeit, wirtschaftliche Not, Straffälligkeit, Überschuldung, Sexualität und Probleme in Beziehungen zu Partnern, Familie, Freunden und Freiern, bis hin zu dem Wunsch nach einem Ausstieg aus der Prostitution, verbunden mit der Eröffnung neuer persönlicher Perspektiven.

Dabei kommt der Unterstützung durch Kontaktaufnahme und Begleitung zu Ämtern, Behörden und anderen sozialen Einrichtungen und Diensten ein hoher Stellenwert zu. Sie fördert den Zugang zum System sozialer Hilfen und ermöglicht eine schnelle und pragmatische Hilfeleistung. Mittelfristig werden Klienten damit befähigt, sich künftig selbständig den jeweiligen Problemlagen annehmen und hier eröffnete Kontakte adäquat nutzen zu können. Dieses Angebot ist umso wichtiger, als Klienten aufgrund mangelnder Erfahrung mit institutionalisierten Hilfen ein hohes Maß an Unsicherheit und Hilflosigkeit zeigen, und weil sie institutionalisierte Hilfen vor dem Hintergrund früherer Erfahrung überwiegend als Kontrollinstanz und nicht als Unterstützung wahrnehmen und sie diesen grundsätzlich skeptisch gegenüberstehen. Beratung und Begleitung werden auch von Klienten nachgefragt, die bereits aus der Prostitution ausgestiegen sind. Ursachen sind hier vor allem Überschuldung, Suchtproblematik und Schwierigkeiten bei der Ausbildung, am Arbeitsplatz oder allgemein bei der Strukturierung des Alltags. Lange nach einem Ausstieg aus der Prostitution bleibt das Projekt für viele erste und oftmals einzige Anlaufstelle bei den verschiedensten Problemen in ihrem Lebensalltag.

Darüber hinaus besteht bei Bedarf die Möglichkeit der situationsbedingten und längerfristigen Betreuung im privaten Umfeld des Klienten sowie in Einrichtungen (Justizvollzugsanstalt, Krankenhaus, Therapieeinrichtung), die mit regelmäßig stattfindenden Einzelgesprächen verbunden ist. Gerade in diesen Zusammenhängen zeigt sich, daß der Wunsch nach intensivem Kontakt bei Klienten sehr ausgeprägt ist.

Ergänzt wird das Angebot durch ein Beratungsprofil im Internet. Damit wurde darauf reagiert, daß ein Teil der Zielgruppe durch die klassischen Maßnahmen der aufsuchenden Arbeit nicht mehr erreicht werden konnte, da sie ihre Dienstleistungen ausschließlich über das Internet anbieten. Mit diesem Beratungsprofil lassen sich gezielt Informationen und Beratung für männliche Prostituierte in der Region anbieten. Neben Kontakten zu Personen, die bereits in Beziehung zu dem Projekt standen, lassen sich auf diesem Weg Kontakte zu Personen knüpfen, die bisher nicht erreichbar waren. Anzumerken bleibt hier, daß über die Internet-Präsenz auch Kontakte zu Klienten geknüpft und gepflegt werden, die ihre Anonymität wahren wollen. Hier findet Beratung ausschließlich über das Internet statt.

Insgesamt läßt sich feststellen, daß unser Angebot an Beratung und Unterstützung in hohem Maß akzeptiert und nachgefragt wird. In unzähligen Fällen konnte entsprechend der unterschiedlichsten Problemlagen konkret und nachhaltig Hilfe und Unterstützung geleistet werden. Insbesondere haben die gesundheitspräventiven Maßnahmen ihre volle Wirksamkeit entfaltet und entscheidend dazu beigetragen, das Risiko schwerwiegender Erkrankungen bei der Zielgruppe zu minimieren. Es ist aber auch festzuhalten, daß ein solches Angebot weiterhin unabdingbar sein wird. Es gibt in unserer Gesellschaft grundsätzlich die Möglichkeit, Sexualität gegen Geld einzutauschen, und es gibt eine gleichbleibende Nachfrage nach sexuellen Dienstleistungen aller Art. Betrachtet man aber das Sozialprofil derjenigen, die diese Nachfrage befriedigen und zudem die Bedingungen unter denen sie dies tun, ist die Gesellschaft konsequenterweise aufgefordert zu handeln, unabhängig davon, ob sie Prostitution in ihrer heutigen Form akzeptiert, sie geändert wissen will oder ihre Überwindung für erstrebenswert hält.

Eine Spur von Aufbruch – damals

Im Januar 1981 fand zum zweiten Mal in Saarbrücken das Festival Max Ophüls Preis statt. Zur großen Überraschung von Publikum und Kritik gewann der Film *Taxi zum Klo* von Frank Ripplloh den mit 20 000 DM dotierten Preis. Mit der Entscheidung der Jury für diesen Film, die allgemein begrüßt wurde, hatte ein radikal konzipierter Film aus der Schwulenszene den Preis gewonnen. »Dieser Film zwingt uns zum Nachdenken über uns selbst – allein das finde ich preiswürdig«, sagte der Filmjournalist Wolf Donner in seiner Laudatio. Im Anschluß an die Preisverleihung, die damals noch im Rathaus-Festsaal stattfand, unterhielt sich Michael Beckert, Filmredakteur der *Saarbrücker Zeitung*, mit dem Filmmacher Frank Ripplloh. Mit freundlicher Genehmigung von Michael Beckert zitieren die *Saarbrücker Hefte* einige Passagen aus dem Gespräch.

»Ich finde die Entscheidung der Jury sehr mutig, aber auch sehr politisch. Bisher war Homosexualität im Kino ja eigentlich nur als so eine Art Kunstfiguren-Spektakel erlaubt oder eben als Problemfilm einer armen deprimierten Minderheit. Mein Film ist dagegen ganz kunstlos, bewußt auf Alltag abgestimmt. Daß meine Entscheidung, Privatleben öffentlich zu machen, von der Jury honoriert worden ist, finde ich ganz toll.«

»Die Kritiken waren ja meist positiv, aber es gab eben doch Versuche, den Homosexuellen das Minderheitsgefühl zu geben. Und da merke ich dann, daß es noch nicht so weit ist, daß man von einer freien Einstellung gegenüber Homosexuellen sprechen kann.«

»Ich glaube, daß wir im Augenblick so eine verlogene Toleranzhaltung gegenüber Homosexualität haben. Daß zwar eine Liberalität da ist, die vieles möglich macht, die aber nur scheinbar ist. Man hat im Moment den Schwulen als Marktlücke entdeckt. Er ist unabhängig und hat anscheinend mehr Sexualität. Das hat für die Leute etwas Exotisches, das wollen sie auch im Kino sehen. Ich glaube, daß das erst einmal so eine liberale Haltung schafft. Warum denn eigentlich nicht, wenn die doch sind wie wir. Ich sehe das an meinem Film. Da gibt es eine Szene, die ist ein Zankapfel, ich meine diese Piß-Szene. Die ist ganz bewußt drin, weil man sich in dem Moment auch distanzieren kann. Das ist so eine Art Toleranzgradmesser. Wer da mit dem Rotstift ran will,

hat nichts begriffen von der Unendlichkeit zwischen zwei Menschen. Ich sehe diese Toleranz eigentlich nicht, ich sehe nur, daß das Unterhaltungsbedürfnis sehr groß ist und daß viele Schwule sicher auch sehr unterhaltend sind. Frauen reagieren auf meinen Film viel entspannter als Männer. Männer haben eine wahnsinnige Angst davor, sich entspannt über das Thema zu unterhalten.«

»Männer wollen Schwule immer nur als Opfer sehen. Da wird so einem sozialen Aberglauben gehuldigt, da wird versucht, Homosexualität sozial zu rechtfertigen. Das sind die eigentlichen Reaktionäre, die so Rechtfertigungsbrücken brauchen, zum Beispiel für so einen Filmpreis.«

»Wir haben nicht gelernt, offen und angstfrei über solche Dinge zu reden. Wenn man ein Thema wie dieses traditionell als Emanzipationsgeschichte erzählt, dann läßt sich das leichter intellektuell verarbeiten. Aber in dem Moment, wo man das Schlafzimmer öffnet, überfordert man die Leute.«

»Übrig bleibt ein männliches Skelett«

Die Transgender-Persönlichkeit eines Saarbrücker Urgesteins

Mit Waltraud Schiffels sprachen die *Saarbrücker Hefte* über ein Leben als Transgender Personality, geschlechtliche Identitätsprobleme und Transsexualität als Krankheit.

Waltraud Schiffels, geboren am 12. April 1944 als Walter Schiffels in Saarbrücken; einziges Kind einer Neurologin und eines Diplom-Ingenieurs. Im Oktober 1944 wird Walter bei einem Luftangriff schwer an der Lunge verletzt. Es folgt ein jahrelanger Sanatoriumsaufenthalt. Das Wiedersehen mit der Mutter findet erst im Alter von sechs Jahren statt. Der Vater gilt lange als vermißt, die Leiche wird 1965 bei Tiefbauarbeiten in Metz gefunden. Es kommt zu ständigen Schulunterbrechungen aufgrund der Lungenverletzung. Im Alter von sechs Jahren unternimmt Walter erste Schminkversuche mit Wasserfarben. Die körperliche Entwicklung verläuft sehr gehemmt. 1961 und 1962 Operationen an der Lunge. Danach Abitur und Studium der Geschichte, Pädagogik, Germanistik und Philosophie. Magister in Bonn, Promotion in Siegen. Ab 1971 ist Walter wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Fachrichtung Germanistik der Universität des Saarlandes. 1973 heiratet er eine seiner Studentinnen. Ab 1975 ist er Leiter des Fachbereichs Kultur an der Volkshochschule Saarbrücken. Immer häufiger verkleidet Walter sich nun als Frau. Aufgrund des Identitätsproblems kommt es zu Eheproblemen und schwerem Alkoholismus, schließlich zur Scheidung. 1988 erfolgt ein Selbstentzug, anschließend ein achtwöchiger Aufenthalt in einer psychosomatischen Klinik für Abhängige. Dort lebt Waltraud erstmals offen als Frau, unterstützt von den Frauen ihrer Therapiegruppe. 1989/90 geschlechtsangleichende Operation. Mittlerweile ist Waltraud in Rente und mit ihrer langjährigen Lebensgefährtin verheiratet.

Frau Schiffels, was passierte nach der geschlechtsangleichenden Operation?

Am Anfang war ich natürlich entsetzlich auffällig; Saarbrücken hatte seine Sensation, wie man sich das vorstellen kann in einer vergleichsweise kleinen Großstadt; ich war bekannt wie ein bunter Hund. Da wußte das die Volkshochschulleitung natürlich ganz von selbst, und diese Veränderung war ja nun einmal öffentlich, schon vor der Operation. Transsexuelle müssen nach der bundesdeutschen Gesetzgebung vor dem operativen Eingriff im sogenannten Alltagstest zwei Jahre lang in der neuen Rolle leben, ehe irgendetwas an ihnen vorgenommen wird. Das ist wahrscheinlich nur deswegen auszuhalten gewesen, weil es auch ein Freudenerlebnis war, ich selbst zu sein. 1989/90 fand die Operation statt, und damit hatte ich es erreicht, so meinte ich. Und dann brach die große Öffentlichkeit über mich herein.

Ich habe keine großen Schwierigkeiten mit der körperlichen Veränderung gehabt und auch die Hormonpräparate, die ich ein Leben lang nehmen muß, vergleichsweise gut vertragen. Aber es gab dann diese störende, to-

tale Öffentlichkeit. Es hat kaum eine deutsche Talkshow gegeben, bei der ich nicht gewesen wäre, woran ich selbst auch Schuld gewesen bin, weil ich es nicht abgelehnt habe. Aber ich hatte das Gefühl, ich muß was tun für die Menschen, die mit dem gleichen Problem leben. Ich fing dann aber auch an, alles kritisch zu hinterdenken. Zum Beispiel zu begreifen, daß es natürlich einen Geschlechtswechsel nicht gibt. Es gibt eine äußere Angleichung des Körpers an das Wunschbild des Aussehens des anderen Geschlechts. Das ist kein Geschlechtswechsel, sondern bestenfalls ein Identitätswechsel. Das muß hingenommen und begriffen werden, sonst werden diese Transgender Personalities, wie ich das lieber nenne, nachher ähnlich unglücklich sein wie vorher. Hinter das ursprüngliche Ziel, »Ich will ein Mann, ich will eine Frau werden«, muß man eigentlich wieder zurückgehen können, um als man selbst leben zu können.

Dieser theoretische Hintergrund »Was ist jetzt eigentlich passiert«, die soziale Konstruktion der Sexualität, das ist ein Prozeß, der viel länger dauert als Begutachtungen und Operationen und Veränderungszeiten, ist wahr-

scheinlich ein Prozeß, der lebenslang fort-dauert. Ich bringe es immer mit einem Satz auf den Punkt: Wenn ich sterbe, wird von mir ein männliches Skelett übrig bleiben.

Für viele ist Transvestitismus eine Alternative zur geschlechtsangleichenden Operation. Das stand für Sie aber niemals zur Debatte?

Eigentlich schon. Ich habe lange gebraucht, bis zu dem Jahr, in dem die Operation dann auch stattfand, um zu begreifen, daß dieser »heimische« Transvestitismus, die Erholung in der Frauenrolle oder wie auch immer man es nennen will, daß mir das auf die Dauer doch nicht reicht. Nach dem Trockenwerden habe ich gemerkt, ich muß bis an das Ende dieser Entwicklung gehen. Eine Weile war es fraglich, ob es in meinem Zustand überhaupt möglich wäre, denn eine Totalanästhesie ist in meinem Fall beispielsweise nicht machbar, nur eine Lumbalanästhesie, die bei einer so langen Operation für das OP-Team, aber auch für die Patientin einigermäßen belastend ist. Trotz des Wissens um diese Probleme wußte ich: Das reicht mir nicht, das Verkleiden; unter dem Fummel muß ein Körper sein, der auch ausgezogen danach aussieht, was er sein möchte.

Sie fingen an, als Frau zu leben, als Sie nach Ihrem Eigentzug in der psychosomatischen Klinik waren. Warum ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt?

Die Behandlung in solchen Kliniken geschieht in sogenannten Gesprächsgruppen, die zum Teil von Therapeuten geleitet werden, zum Teil unter sich sind. Die Qualität dieser Selbstbehandlung und das Trockenbleiben hängen unmittelbar von der absoluten Ehrlichkeit sich selbst und anderen gegenüber ab. Wenn ich in der Situation erzählt hätte, daß ich transsexuell bin, hätte das nicht genügt, und außerdem wollte ich das auch; ich wollte in dieser schon anstrengend ehrlichen Situation dann auch »Butter bei die Fisch« geben. Dann kam noch dazu, daß in meiner Gruppe auch zwei Boutique-Besitzerinnen dabei waren; das hat die Sache natürlich sehr erleichtert.

Es scheint, als seien es hauptsächlich Frauen gewesen, von denen Sie Unterstützung erfahren haben?

Es gibt eine Ausnahme, nämlich die Schwulenszene. Der verdanke ich ungeheuer viel. Ich wurde eine Art Tante; ich habe nicht dazugehört, aber ich kannte ihre Probleme und

bin häufig auch als Mediatorin in Konfliktsituationen angerufen worden. Damals habe ich sehr gute Freunde gewonnen, da bin ich viel Dank schuldig.

Vor Ihrer Operation mußten Sie gesetzmäßig vorgeschrieben zwei Jahre lang als Transvestit leben – gab es da keine Probleme bei Ihrer Arbeit an der Volksbochschule?

Es gab sicher viel mehr Probleme, als ich mitbekommen habe; ein Mensch in dieser Phase befindet sich in einer Dauereuphorie. Und neigt natürlich auch zum Übertreiben. Denn jeder Mensch hat ein Bild von seinem Geschlecht und auch seinem Wunschgeschlecht, das ihm gesellschaftlich vermittelt wird; das heißt, ein transsexueller Mann wird sich mit hoher Wahrscheinlichkeit zunächst einmal so anziehen, wie er glaubt, daß Frauen aussehen müßten. Das läuft natürlich auf ein Nutten-Outfit hinaus. Ich habe da Glück gehabt, weil ich ständig mit, ja, Damen der Gesellschaft zu tun hatte; meine Hörerinnen wurden auch mal grob und sagten: »Hör mal, Spaghetti-Träger, das kannst du dir nun wirklich nicht leisten«. Das hat sich mit der Zeit angeglichen und je weniger schrill ich wurde, desto weniger Probleme gab es. Heute ist es so, daß meine Frau sicherlich froh wäre, ich würde mir wieder etwas mehr einen weiblichen Eleganzstandard anbequemen, aber ich fühle mich inzwischen mit dem alt gewordenen Körper und dem Bauch, den ich durch Cortison habe, nicht so furchtbar geeignet, elegant zu sein. 44 Jahre Männerleben hinterlassen doch auch Spuren; zum Teil fahre ich wieder in alten Gleisen. Ich empfinde mich durchaus als weiblicher Mensch, auch wenn ich keine Frau bin.

Hat sich Ihre Wahrnehmung der Außenwelt nach der Operation verändert? Hatten Sie das Gefühl, daß Sie die Welt nun mit einem weiblicheren Blick sehen, oder vielleicht auch ganz im Gegenteil?

Ich sehe sie mit einem ganz anderen Blick und bin mir bewußt, daß da zwei verschiedene Blicke in mir sind. Die Vergangenheit wird auch mitgedacht. Manchmal gibt es eine Rückkehr: Meine Hobbies, zum Beispiel, Schiffsmodelle bauen, habe ich nach der OP völlig aufgegeben, das gehörte ja jetzt nicht mehr zu mir, das paßte nicht mehr. Bis ich dann irgendwann dachte, »Das ist ja blöd, das macht dir doch Spaß«, und also bin ich dazu zurück-

gekehrt. Es hat sich viel geändert und manche dieser Veränderungen sind so unproblematisch geworden, daß ich sie gar nicht mehr wahrnehme. Ich weiß zum Beispiel nicht, wie viele Menschen aus dem Wohnblock, in dem ich mit meiner Gefährtin lebe, von mir wissen. Es ist mir offen gestanden auch egal.

Mit den Erfahrungen, die Sie vor allem nach der Operation gemacht haben, und vor allem der Erkenntnis, es gibt keinen Geschlechtswechsel: würden Sie sich heute auch für die Operation entscheiden?

Da muß ich zurückgehen auf die Situation vorher; die Situation post quem ist etwas anderes als die Situation ante quem. Wenn ich darüber nachdenke, dann frage ich mich: Wärest du ohne den Vollzug dieser Veränderung trocken geworden? Mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht. Es hatte ja auch schon Selbstmordversuche gegeben; der nächste wäre vielleicht geglückt. Danach ist die Fragestellung eigentlich obsolet. Es gibt aber durchaus auch Fälle, in denen eine Rückveränderung angestrebt oder sogar durchgezogen wird. Wenn es dazu kommt, ist das eine Katastrophe. Da haben dann wahrscheinlich alle Beteiligten Mist gebaut; der Patient oder die Patientin, die Therapeuten und der transformierende Arzt. Mit einer etwas genaueren Befragung ist herauszubekommen, ob dieses Begehren tatsächlich so stark und so authentisch ist, daß es die behandelnden Ärzte autorisiert, diesem Begehren nachzugeben. In Deutschland ist ja ohnehin noch ein Gerichtsverfahren dazwischengeschaltet: Vom Amtsrichter werden zwei Gutachten in Auftrag gegeben, und ohne bejahende Gutachten sind solche Behandlungen hierzulande nicht möglich. Das ist eine große Sicherheitsschwelle, aber keine absolute.

Es gibt diese verschiedenen Begriffe im Bereich der Transsexualität; Transgender, Transvestitismus etc. Machen diese Kategorisierungen überhaupt Sinn?

Ich muß zugeben, daß ich den englischen Begriff bevorzuge, der diese Gruppen eigentlich alle zusammenfaßt, nämlich »Transgender Personalities«. Da wird also nicht auf die Sexualität abgehoben, sondern auf das Sexualempfinden, die Selbstwahrnehmung. Bei dem Begriff sind zum Beispiel auch Transvestiten durchaus einzubeziehen, bei denen die Erfordernisse ihrer Psyche nicht verlangen, daß der Körper verändert wird, sondern nur

für eine gewisse Zeit, auch spielerisch, das Äußere. Das ist die Erscheinung, die man etwa von den Gay-proud-Umzügen kennt oder von anderen Demonstrationen dieser Art. Das ist aber nicht das gleiche wie die sogenannten Transsexuellen, was keinerlei Abwertung ist. Es ist nur einfach ein anderer Prozeß, und sowohl die Betroffenen wie auch die Gutachter müssen sehr darauf achten, dies nicht zu verwechseln.

Es gibt ja auch den Begriff des »Transidenten«, den Sie persönlich ja bevorzugen. Warum?

Weil dieser Ausdruck klarmacht, daß dieses »Trans«, dieses »Hinübergehen«, nicht allein das Geschlecht meint, sondern die gesamte Identität, inklusive des äußeren Erscheinungsbildes.

Hat die Krankenkasse Ihnen damals die Operation bezahlt?

Das wurde damals gerade problemlos möglich. Das war eine ungeheuer erschütternde Szene: Der Leiter der Leistungsabteilung, der nun weiß Gott nicht nach einem Sympathisanten von schrillen Menschen aussah, sondern ein korrekter Anzugstyp war, mit einem aufgeräumten Schreibtisch, der redete nicht lange drum herum, sondern sagte: »Ich habe Ihre Akte auf dem Schreibtisch, die Gutachten haben mich überzeugt, und ich habe gerade die Kostenübernahme durch unsere Krankenkasse veranlaßt«. Dieser Mann hat es auch fertiggebracht, den Weinkrampf, den ich bekam, auszuhalten; ich bin diesem Mann so dankbar, und ich weiß seinen Namen gar nicht; wir haben auch nie wieder Kontakt gehabt.

Damals war es also schon soweit, daß die Kassen der Entscheidung der Weltgesundheitsorganisation, Transsexualität als Krankheit anzuerkennen, gefolgt waren, und daraus resultierte die Verpflichtung zur Übernahme der Behandlungskosten. Es gab später – bei meiner beratenden Tätigkeit habe ich das über Jahre hinweg noch erlebt – Kassen, bei denen es immer schwierig war: Mitunter habe ich Ratsuchenden auch schlicht zum Kassenwechsel raten müssen, später hat das dann angenommen.

Transsexualität ist nach der WHO klassifiziert als Krankheit. Sie haben gerade den Ausdruck »anerkannt« benutzt. Man könnte das aber durchaus auch im umgekehrten Sinne sehen; so wie die

Schwulenszene immer gefordert hat, Homosexualität nicht als Krankheit zu sehen, könnte man ja auch annehmen, daß Transgender-Persönlichkeiten dies auch tun.

Nein, das ist durchaus logisch. Man muß den Kontext der Aussagen der jetzigen Transgender-Generation kennen. Krankheit wird dort nicht verstanden als etwas an sich Übles, als etwas, das nicht sein darf, als etwas, das partout aus dem Leben der Betroffenen eliminiert werden muß. Wie wollen Sie das zum Beispiel mit irgendeiner Geburtsschädigung machen? Krankheit kann auch bedeuten, den Betroffenen zu befähigen, mit der Krankheit zu leben, wie es bei Amputierten der Fall ist, bei Zuckerkranken, bei Blinden. Und genauso ist es bei der sogenannten Transsexualität: Die Patienten sollen dazu befähigt werden, mit dieser Krankheit zu leben, was aber bedeutet, unter diesem enormen Druck den Körper der Krankheit anzupassen. Diesem scheinbaren Paradox, als Therapiemaßnahme den Körper der Krankheit anzupassen, entspricht das Paradox der Gesetzestexte; hier existiert eine der wenigen Rechtsfiktionen, die das deutsche Recht kennt: daß im Nachhinein die gesamte Biographie umgeschrieben, selbst die Geburtsurkunde verändert wird. Meinen Eltern ist damals vor dem Gesetz ein Mädchen geboren worden. Verbunden mit dieser Rechtsfiktion ist auch das Offenbarungsverbot, das heißt, das Verbot, jemand anderem mitzuteilen, daß dieser Mensch einmal einem anderen Geschlecht angehört hat.

Der Unterschied zu Homosexuellen besteht darin, daß deren Leidensdruck rein gesellschaftlich determiniert ist. Und es spricht schon für sich, daß inzwischen Gay Prouds in den Fraktionen sitzen; daß Politiker und auch Politikerinnen – diese nicht ganz so auffallend – sehr offen damit umgehen, worüber ich sehr froh bin.

Was sagen Sie zu den Theorien, die annehmen, daß Transsexualität durch frühkindliche Traumata hervorgerufen wird, also eine psychische Störung ist? Beim Lesen Ihrer Biographie bekommt man ja schnell den Eindruck, daß es Faktoren in Ihrer Kindheit gab, die dazu beigetragen haben, daß Sie zur Transgender Personality wurden.

Ja, das sehe ich auch so. Es gibt die Theorie, daß es eine sogenannte primäre und eine sogenannte sekundäre Transsexualität gibt. Bei der primären soll es unter Umständen sogar

schon pränatal zu Veränderungen kommen, etwa – eine klassische Situation – wenn die Mutter über längere Zeit vermehrt männliche Hormone ausschüttet. Ob das so ist oder nicht, kann ich nicht beurteilen, aber es fällt auf, daß es transsexuelle Menschen gibt, die sich in allerfrühester Kindheit in allergrößter Intensität weigern, sich ihrem Geschlecht anzupassen. Manchmal liegt es auch schlicht und einfach daran, daß dem Kind nach der Geburt irrtümlich das falsche Geschlecht zugewiesen wird, das kommt ja durchaus vor, ist aber grundsätzlich eine andere Sache. Es gibt aber eben auch Kinder, die ihr Geschlecht von vornherein nicht annehmen können.

Bei der sekundären Transsexualität, zu der ich wohl zu zählen bin, passiert diese Veränderung in der Identität postnatal, wenn auch sehr, sehr früh, und da bin ich schon geneigt, diese Traumata in der Kindheit als ursächlich anzusehen. Man darf aber nicht den Fehler machen, diese Arten von Transsexualität wertend zu unterscheiden.

Sie sagen, daß Transsexualität auf frühkindliche psychische Störungen zurückgeführt werden kann; gilt das Ihrer Meinung nach auch für Homosexualität?

Gemeinsame Wurzeln von Transsexualität und Homosexualität: ganz sicher. Auch fließende Übergänge, was ich früher bestritten hätte. Aber ich nehme in diesem ganzen Feld von Prägungen an, wie ich es für Transsexualität ja schon präzisiert habe, daß es wahrscheinlich sogar für etliche Betroffene pränatale Einwirkungen gibt, die schon früh auffallen, für die anderen, wohl für die meisten, spätere Erfahrungen, Verletzungen, weiß der Himmel was noch alles an Einwirkungskräften. Das gilt aber genauso für die nicht in solcher abweichenden Prägung lebenden Menschen. Auch für die »Normalität« gibt es eine Normierung, die deshalb nicht auffällt, weil sie statistisch so sehr weit überwiegend ist.

Sie waren in Saarbrücken bekannt wie ein bunter Hund und kannten daher auch viele. Gab und gibt es in Saarbrücken eine »Szene« von Transgender Personalities, vergleichbar etwa mit der Schwulenszene?

Das überschneidet sich übrigens. Die Szene gab es, ist mittlerweile wohl nicht mehr so ausgeprägt, soweit ich das beurteilen kann, was vielleicht auch nicht mehr nötig ist, weil der

Leidensdruck und die soziale Isolierung nicht mehr so stark sind. Damals gab es die Perspektive, eine Szenekneipe, von der bekannt war, daß dort Transvestiten, Homosexuelle und auch Transgender ohne weiteres verkehren durften. Dort wurde ich Stammgast und blieb es auch, nachdem ich trocken geworden war. Es gab da ein antialkoholisches Mixgetränk, das meinen weiblichen Vornamen erhielt; man konnte sich dort eine »Waltraud« bestellen. Die Gäste und vor allem auch die Inhaberin haben mir sehr, sehr geholfen.

Das hört sich so an, als gebe es diesen Kreis nun nicht mehr; zumindest haben Sie keinen Kontakt mehr zu ihnen?

Das ist richtig; die späteren Inhaber haben die Geschäftsausrichtung verändert. Aber die bekannte »Madame«, deren ehemalige Inhaberin Madame Bardo es nun leider auch nicht mehr gibt, existiert ja nach wie vor.

Im Stadtbild von Saarbrücken fallen ja sogenannte Transfrauen auf, das heißt, Männer, die sich als Frauen verkleiden, die teilweise auch ein bißchen heruntergekommen wirken. Haben Sie eine Ahnung, wie viele von solchen Menschen es hier in Saarbrücken überhaupt gibt?

Als ich mit der Beratung aufhörte, hatte ich insgesamt etwas über 600 Personen erfaßt, wobei »erfassen« bedeutet, daß ich jeden Kontakt verschriftlicht habe; das konnte eine kurze Telefonanfrage sein, aber genauso gut auch eine lebensbegleitende Beratung. Das umfaßt allerdings die gesamte Bundesrepublik und auch einen Teil Frankreichs. Hier im Saarland selbst waren es so um die 60 Fälle, die ich kennengelernt habe.

Wie schätzen Sie die Akzeptanz hier in der Region gegenüber Transgender Personalities ein?

Sie ist gewachsen, ohne Zweifel. An meiner eigenen Integration zweifle ich inzwischen nicht mehr. Ich kenne auch etliche, die leitende und gestaltende Positionen in wichtigen Unternehmen einnehmen; es gibt aber auch andere, die aus allen sozialen, familiären und beruflichen Bindungen herausgefallen sind und zum Teil unter dem Existenzminimum leben; ich kenne eine, die sich im letzten Winter entscheiden mußte, ob sie lieber heizen oder lieben warm essen will. Und wie es im Alter später einmal sein wird, das ist noch mal eine ganz andere Frage. Wenn die ursprüng-

liche Sozialisation um einen Menschen herum wegstirbt, wegzieht und langsam ausdünnt, wird es später noch ganz andere Probleme geben. Wir sind anders und wir fallen auch als anders auf; uns gewährte Leistungen oder umgekehrt auch Leistungen, die von uns von anderen gefordert werden müssen, sind keine Selbstverständlichkeit.

Wird dazu in Saarbrücken genug getan?

In Saarbrücken ist die Situation gut, überdurchschnittlich gut würde ich sagen, weil – und das war auch ein Problem – es hier einen Operationsschwerpunkt gab, ebenso sehr gute Begutachter, und die Beratungsstelle, was zu einem regelrechten Transsexualismus-Tourismus führte: In einem Quartal wurden in der Gynäkologiestation des Krankenhauses, in dem diese Operationen durchgeführt wurden, mehr geschlechtsangleichende Operationen durchgeführt als Kinder geboren. Das ist natürlich ein Extrembeispiel, womit ich eigentlich nur zeigen will, daß das Problem keines der drängendsten in dieser Republik ist.

Sie sagen, daß es einen Geschlechtswechsel nicht geben kann; eine Frau sind Sie also nicht. In Ihrem Paß steht aber ein weiblicher Name. Sind Transgender-Persönlichkeiten ein drittes Geschlecht?

Von dieser Einteilung halte ich nichts. Transgender zu sein, bedeutet, einen Prozeß durchzumachen, der kein fixes historisches Ende hat; ein Prozeß, der das ganze Leben lang dauert. Transgender ist also keine feststehende Kategorie wie männlich oder weiblich.

Würden Sie sich als Mann oder als Frau bezeichnen?

Das hängt davon ab, welche Perspektive ich einnehme; wenn ich mich beispielsweise ausweisen muß, dann bin ich ganz eine Frau. In meiner Ehe hingegen habe ich ganz offensichtlich den männlichen Part eingenommen. Aber ansonsten ist diese Einteilung nicht relevant für mich.

Für die *Saarbrücker Hefte*: Mirka Borchardt

saarbrücker hefte

erwerben Sie Anteile
an den schönsten Seiten
des Saarlandes

*Die saarländische Zeitschrift
für Kultur und Gesellschaft*

Die Stadt, die Menschen, die Armut
Nr. 103, Sommer 2010, Euro 7,80

Filmland Saarland
Nr. 102, Winter 2009, Euro 7,80

Kommunikation ist alles
Nr. 101, Sommer 2009, Euro 7,80

Schön daß sie da sind
Nr. 100, Winter 2008, Euro 7,80

Da ist Musike drin
Nr. 99, Frühjahr 2008, Euro 7,80

Jetzt noch mehr bunt
Nr. 98, Winter 2007, Euro 7,80

Von Fall zu Fall
Nr. 97, Sommer 2007, Euro 7,80

Hurra, noch leben wir!
Nr. 96, Winter 2006, Euro 7,80

Einstürzende Leuchttürme
Nr. 95, Sommer 2006, Euro 7,80

Drei Sitzmöbel und (k)ein bißchen
Kulturpessimismus
Nr. 94, Winter 2005, Euro 7,80

Wer schreibt, der bleibt
Nr. 93, Sommer 2005, Euro 7,80

Krise. Welche Krise?
Nr. 92, Herbst 2004, Euro 7,80

Durchatmen
Nr. 91, Frühjahr 2004, Euro 7,80

Citoyens & Sponsoren
Nr. 90, Herbst 2003, Euro 7,80

Kakophonie
Nr. 89, Frühjahr 2003, Euro 7,80

Kultus
Nr. 88, Herbst 2002, Euro 7,80

Schuld ist der Euro
Nr. 87, Frühjahr 2002, Euro 7,80

ältere Hefte zum reduzierten Preis:

Früher war sowieso alles besser
Nr. 86, Winter 2001, Euro 3,50

Gute Zeiten – schlechte Zeiten
Nr. 85, Sommer 2001, Euro 3,50

Es geht voran
Nr. 84, Winter 2000, Euro 3,50

Die Hefte im neuen Gewand
Nr. 83, Sommer 2000, Euro 3,50
(mit Register Heft 61/62–82)

10 von 1000 Jahren
Nr. 82, Winter 1999, Euro 3,50

Erinnern, Mahnen, Gedenken
Nr. 81, Sommer 1999, Euro 3,50

Zerbrochene Utopien – Verlorene Illusionen?
Nr. 79/80, Herbst 1998, Euro 3,50

Bildung: Ballast oder Bereicherung?
Nr. 78, Herbst 1997, Euro 3,50

Stadt der Superlative: Völklingen
Nr. 77, Frühjahr 1997, Euro 3,50

Internet im Saarland
Nr. 76, Herbst 1996, Euro 3,50

Kunst und Chaos im Saarland
Nr. 75, Frühjahr 1996, Euro 3,50

Jugend
Nr. 74, Herbst 1995, Euro 3,50

und weitere Hefte bei
PFAU-Verlag
Hafenstr. 33
66111 Saarbrücken
www-pfau-verlag.de

*»Der Rang von Kunstwerken
ist dem des Adels entgegengesetzt:
er mißt sich nicht an der Herkunft,
sondern an den Konsequenzen.«*

Heinz-Klaus Metzger

Neue Musik:

www.pfau-verlag.de



Im Garten der zigtausend Bücher

Reinhard Klimmt – Bücher, Bücher meine Lust

Von Georg Bense

Ein Regenmorgen. Das Grau in Grau des Himmels setzt sich in den Straßen fort. St. Ingbert, an diesem Tag abweisend, unfreundlich aus dem Blick des Autofahrers. Stadtauswärts, Richtung Dudweiler. Links und rechts Klein- und Großbetriebe, Supermärkte. Ehe die Straße im Wald verschwindet, streift sie noch einmal moderne Zweckbauten, in denen es um Logistik geht und – man mag es kaum glauben – Bücher gesammelt, geordnet, in Reih und Glied gestellt, verwaltet und zum Teil auch gelesen werden. In der eher tristen Umgebung einer ehemaligen Fabrikhalle befindet sich das Antiquariat »Der Büchergärtner«. Unter schattenlosem Neonlicht liegen die Beete des Büchergärtners, stehen die Regale der Sammlung Reinhard Klimmt, die Ludwig Hofstätter, der Buchhändler, hegt und pflegt. Ich bin verabredet. Besuch im Garten der 10 000 Bücher. Gespräch mit zwei Bücherliebhabern. Wie früher in seiner schönen Buchhandlung kocht Ludwig Hofstätter Kaffee, doch der angeschnittene Streuselkuchen, der mich immer fasziniert hatte, womit ich eine Spur von Gier umschreibe, kommt zwischen all den Büchern, die herumliegen, nicht auf den Tisch. »Möchten Sie einen Keks?« Wir warten auf Reinhard Klimmt, den Büchergärtner, dessen Name eng mit dem politischen Geschehen des Saarlandes verbunden ist. Den Bücherliebhaber kennen wenige.

»Willst Du auch einen Kaffee?« Klimmt ist gekommen. Wir setzen uns. Hofstätters weiße Mähne verschwindet je nach Bewegung hinter den Bücherstapeln auf dem Tisch. »Über Bücher spreche ich immer gerne«, sagt Reinhard Klimmt. Wir sind beim Thema.

Sie haben einmal geschrieben: »Ich habe mich mit Tausenden von Büchern umgeben, zu denen ich irgendeine Beziehung habe.« Tausende? Wann haben Sie angefangen zu sammeln?

Seit meiner frühen Kindheit. Da habe ich angefangen, mir eine Bibliothek anzulegen. Das war

mein... – so um den achten Geburtstag herum – da schenkten mir meine Eltern Das Dschungelbuch. Ich habe das Exemplar noch, Rowohlt Verlag, rororo-Ausgabe. Ich habe dort meinen Namen eingetragen und dann eine »4« geschrieben, das war das vierte Buch in meiner Bibliothek – damals. Ich habe dann später meinen Bruder mehr oder weniger enteignet, indem ich seine Bücher an mich nahm, die er stehen gelassen hatte, als er wegging, um zu studieren. Ich habe seinen Vornamen durchgestrichen und meinen drüber geschrieben und das Buch zum Bestandteil meiner Bibliothek gemacht. Diese Bücher habe ich immer noch, die halte ich auch in Ehren, weil das die Bücher sind, von denen ich weiß, daß sie meinen Charakter mitgeformt und mein Leben mitbestimmt haben.

»O unwiderstehlicher Anblick des Buches, der geheiligten Ware! Das Wasser läuft im Mund zusammen«, schwärmt Galilei in Brechts Theaterstück. Bei Tausenden von Büchern, die Sie gesammelt haben, müßte Ihnen doch das Wasser im Mund tausendmal zusammen-gelaufen sein?

Ich habe eine gewisse Hierarchie in meiner Sammlung. Die Hierarchie besteht darin, daß ich bestimmte Teile meiner Bibliothek zu Hause habe. Das sind dann mir auch vielleicht die wichtigsten, nicht unbedingt die teuersten oder wertvollsten, aber die mir wichtigsten. Dazu gehören vor allem die Taschenbücher. Taschenbücher sind meine große Leidenschaft, weil ich mit denen groß geworden bin, zuerst kamen die rororo-Taschenbücher, dann kam aber auch sehr schnell Goldmann, Fischer als nächstes, List – also die List-Bücher –, die hatten ja auch Literatur und die ersten Sachbücher, eine Reihe gegründet von Alfons Bürger, seit 1955 bei Ullstein. In diesem Bereich bin ich am stärksten engagiert, weil – das ist meine Jugend, mit denen hat sich mein Weltbild geformt, denn die konnte ich mir kaufen –, neben den Sachen, die ich zu Hause vorgefunden habe und solchen, die ich geschenkt bekommen habe. Eines der ersten gebundenen Bücher – ich weiß nicht mehr, zu welchem Geburtstag ich es geschenkt bekommen habe – war Selma Lagerlöf, Nils Holgersson

– ein wunderbares Buch. Das hing damit zusammen, daß meine Mutter die Lagerlöf liebte – von ihr hatten wir alles zu Hause, übrigens auch Knut Hamsun, den ich auch gerne gelesen habe, abgesehen von seiner politischen Inkorrektheit am Lebensende. Aber das entscheidende war: all mein Geld, was ich hatte – durch Nachhilfestunde oder sonst wie verdient – ging in Taschenbücher. Jetzt habe ich die wichtigsten bei mir zu Hause – alle anderen Interessengebiete kommen mehr oder weniger dazu. Die Zahl kann ich nicht nennen. Ich habe mich mal mit Umberto Eco unterhalten und sagte: »Ich habe das gleiche Problem wie Sie.« Er sagte: »Wieso? Was denn?« Ich habe gesagt: »Nun ja, ich habe gehört, Sie haben 50 000 Bücher in Mailand und mit dieser Masse muß man doch irgendwie fertig werden.« Daraufhin meinte er: »Ja, aber ich habe noch zwei Dependancen.« – Ich dachte da auch an Arnfrid Astel, der einfach in eine andere Wohnung gezogen ist, in das gegenüberliegende Haus – wegen seiner vielen Bücher. Er hatte keine Bewegungsmöglichkeiten mehr in der alten Wohnung. Um diesem Problem zu entgehen, habe ich hier diese Dependance.

Dependance – das klingt erst einmal vornehm, nach Luxus, aber auch nach Refugium, ein Ort des Rückzuges, um allein zu sein, Gedanken zu ordnen, zu forschen, zu studieren und – einfach nur um zu lesen. »Lesen um zu leben«, wie Gustave Flaubert es George Sand im 19. Jahrhundert empfohlen hat. Wir sprechen heute von Bücherlust. Sind Bücher für Sie eine Lust?

Ja, ich denke schon. In gewisser Weise stehe ich auf der Grenze zwischen einem Bibliophilen und einem Bibliomanen. Ich glaube, entscheidend ist zu wissen, daß ich ohne Bücher und ohne lesen nicht leben kann. Ich habe regelrechte Entzugserscheinungen, wenn ich einen Tag nicht gelesen habe, zwei Tage ohne Lektüre sind so gut wie unmöglich. Und da kann ich mich auch nicht mit Zeitungen und ähnlichem zufriedengeben, sondern es gehört etwas anderes dazu, eben Bücher. Das ist ein Grundnahrungsmittel für mich, aber auch gleichzeitig etwas, das man wie Essen verfeinern kann, daß es nicht nur Nahrungsaufnahme, sondern auch Vergnügen ist.

In Klimmts Büchergarten, vielleicht wäre Bücherpark angemessener, arbeitet der Bücherlord eng mit seinem »Headgardener« zusammen, der natürlich auch ein Liebhaber der Bücherwelt ist. Ludwig Hofstätter, der Buchhändler, der jahrelang das literarische Bücherleben Saarbrückens beeinflusst hat, ge-

staltet den Büchergarten in der funktionslos gewordenen Fabrikhalle. Immer wieder legt er neue Bücherbeete an, zieht Bücherwege und ordnet so eine Welt, die wir Bibliothek nennen. Ludwig Hofstätter hat die Buch-Seiten gewechselt.

Vom Händler, der das Buch als Ware sehen mußte, nun auf dem Weg zum Bibliophilen, zum Bibliomanen?

Ludwig Hofstätter: *Also in dieser starken Ausprägung, nein – ich finde, daß die Grenze zur Bibliomanie bei Herrn Klimmt bei weitem überschritten ist. Ich lese selbst auch sehr gerne. Nur, ich glaube meine Auswahl ist erstens beschränkter, weil ich nicht so den Zugriff habe wie er und zweitens ist es einfach so, daß ich versuche, mich nach bestimmten ausgewählten Autoren, die gar nicht unbedingt irgend eine kulturelle Funktion erfüllen müssen, zu orientieren und dann immer wieder weiter zu lesen – und mich so von Buch zu Buch bewege –, insofern ist auch bei mir eine Sammelleidenschaft ausgeprägt – aber bei weitem nicht so wie die von...*

Klimmt: *Ja gut, der Ludwig ist natürlich ein Qualitätsfetischist, um das mal so zu sagen, während meine Interessenlage eben nicht wie bei ihm nur zur Spitze, sondern leider auch in die Breite geht. Also, es gibt kaum ein Buch, bei dem ich mir vorstellen könnte, daß es mich nicht interessiert. Wenn ich versuche, mal etwas auszusortieren – das gelingt mir einfach nicht, weil ich sage: Ja, das ist ja unter dem oder jenem Blickwinkel interessant. Ich kann mich nicht trennen. Wenn ich ein Buch sehe, dann habe ich auch sofort eine Idee, warum ich es unbedingt haben sollte.*

Ein wesentlicher Teil unserer Kultur beruht auf dem Buch. In Büchern lesen wir, von Büchern lernen wir, aus Büchern erleben wir die Welt – noch. Das Internet ist dem Buch hart auf den Fersen. Von Büchern werden wir unterhalten – noch. Die Bildwelten der Medien sind dem Buch hart auf den Fersen. Am Stamm seiner Zukunft wird gesägt, seine Sprache gerät mehr und mehr in Gefahr. »Literatur ist Unsterblichkeit der Sprache«, hat der ehemalige Kultusminister Jürgen Schreier im Vorwort zu *Zehn Jahre Literaturarchiv Saar-Lor-Lux-Elsaß* den Philosophen Friedrich Schlegel zitiert. Wie denken Sie darüber?

Klimmt: *So hoch würde ich nicht greifen. Doch das ist sicherlich kein falscher Satz. Also für mich ist einfach..., das Buch ist ja – eine Vergegenständlichung der Sprache. Aber Sprache als Träger von*

Ideen, von Phantasien und Vorstellungen, von Philosophie, von Erzählung. Und in der Bewahrung der Bücher bewahrt man natürlich auch die Sprache, die darin Gestalt geworden ist. Ich habe viele Sachen nicht nur doppelt, sondern mehrfach, weil ich über Flohmärkte ging und die Bücher, von denen ich glaubte, daß sie wichtig sind, mitgenommen habe, vor allem Taschenbücher, um die nicht dem Verrotten auszuliefern. Für mich ist das ein Bewahren von Kulturgegenständen und von Tradition.

Reinhard Klimmt ist im Saarland eine bekannte Figur. 1942 in Berlin geboren, machte er das Abitur in Osnabrück und kam über sein Studium ins Saarland, wo er seit 1965 politisch aktiv ist. Er war Fraktionsvorsitzender der SPD im Landtag, Ministerpräsident als Nachfolger von Oskar Lafontaine und zeitweise Bundesverkehrsminister im Kabinett Gerhard Schröder.

Bei so vielen wichtigen politischen Ämtern nie Kultusminister? Warum?

Weil ich als Fraktionsvorsitzender in den wichtigen Fragen mehr zu sagen hatte als der Minister. Das gilt auch für den Ministerpräsidenten. Ich konnte mich als Fraktionsvorsitzender – das war übrigens mein Wunschamt – immer den mir wichtig erscheinenden, den bedeutsamen Themen zuwenden und war eben nicht auf ein bestimmtes Spektrum alleine konzentriert. Neben kulturellen Fragen hatte mich natürlich die Politik auch ganz allgemein im Griff. Politisches Denken, politisches Handeln ist immer auch das Hauptmotiv meines Lebens gewesen.

Für einen Politiker zeigt sich Reinhard Klimmt kulturell überdurchschnittlich informiert und engagiert. Er eröffnet Ausstellungen, führt bei Lesungen in das Werk des Schriftstellers ein, schreibt und veröffentlicht Bücher, verfaßt Kolumnen in Tageszeitungen und sammelt darüber hinaus afrikanische Kunst, Teile davon wurden jüngst in St. Petersburg gezeigt. Alles in allem ein strammes Kulturrepertoire für einen darüber hinaus politisch aktiven Menschen.

Stimmt, das kommt nicht allzu oft vor. In Frankreich besteht dieser Zusammenhang öfter. Aber auch in

der deutschen Politik gab es das früher schon. Der SPD-Politiker Carlo Schmid war so jemand, ein bedeutender Intellektueller, ein literarisch hochgebildeter und fähiger Mann – er hat zum Beispiel Baudelaire und andere Franzosen ins Deutsche übersetzt. Also, so selten sind Leute wie ich nicht, das gibt es immer wieder in der Politik. Kulturelles Engagement sollte aber nicht Vorbedingung für politisches Handeln sein. Ich glaube jedoch, es ist nicht schlecht, wenn solche Leute auch noch politisch mitmischen, und das Feld nicht nur denjenigen überlassen, die juristisch gebildet sind.

»Ich schreibe gerne«, hat Reinhard Klimmt mir vor Jahren auf die Frage am Telefon geantwortet, ob er Lust hätte ein Buch für die *Saarbrücker Hefte* zu rezensieren. Neben Kommentaren und Essays erschienen zwei Bücher, die ihn als Autor bekanntgemacht haben. Zum einen *Auf dieser Grenze lebe ich*, wobei es um das ur-saarländische Thema vom französischen ‚Nachbarn an der Wand‘ geht, und *überall und nirgendwo*, in dem er sich mit der Welt der Bücher beschäftigt. Schaut man genauer hin, liest zwischen den Zeilen, vermittelt er ein gutes Stück »Ich« in verschiedenen Facetten, vom Engagement für den Tierschutz bis hin zum Lieblingsthema Bücher. »Bücher haben selten einen dauerhaften Wert, wie Diamanten und Gold«, schreibt er, »sie gewinnen ihre Bedeu-



tung aus der Nachfrage, aus dem Wunsch, sie zu besitzen oder zu benutzen«. Benutzen?

Klimmt: Also, wenn jemand forschen will, kein Problem – jeder hat Zugang, der ein bestimmtes Schwergewicht sucht. Ich habe zum Beispiel alle Protokolle der Parteitage der SPD. Ich bemühe mich, die Saarliteratur, die Regionalliteratur in großem Umfang zu bewahren. Wenn jemand da etwas sucht, dann findet er es. Insofern: Ich bin gerne nützlich. Also, wenn jemand etwas braucht, kann er sich hier bei uns bedienen.

Hofstätter: Nachdem ich jetzt etwa ein Jahr hier arbeite, bin ich der Meinung, daß man bei uns alles finden kann, wenn man nur richtig sucht. Aber die vorhandenen Wissensgebiete sind so vielfältig, so ausgeprägt, daß ich sagen kann: Wenn ich mich nicht zurückhalten würde, könnte ich hier jeden Tag mehrere Bücher mit nach Hause nehmen, um sie in meine Interessengebiete, in die Schubladen in meinem Kopf einzuordnen. Aber dafür ist der Platz zu Hause leider auch sehr beschränkt. Also, ich bin der Meinung, daß hier an die – ich weiß nicht, wie viele dürften hier sein?

Klimmt: Ne ganze Menge –

Hofstätter: Wie gesagt, man kann hier sehr viel finden. Sehr vieles, wenn ich das vergleiche mit dem, was im Zentralverzeichnis antiquarischer Bücher im Netz steht, da muß ich feststellen, daß wir Bücher haben, daß Herr Klimmt Bücher hat, die einfach sonst nirgendwo zu finden sind.

Klimmths »Büchergarten« ist kein dunkles Labyrinth, wie es Umberto Eco in *Der Name der Rose* beschrieben hat. Es gibt keine massigen Ecktürme, keine knarrenden Stufen, weder dunkle Gänge noch finstere Nischen. Im Büchergarten sind die Regale nicht aus Holz und haben keine Wände, an denen sie sich anlehnen. Auf Knopfdruck fahren sie vor und zurück, öffnen schmale Bücherhohlwege, lenken den Blick auf Bücher hinter Büchern, davor und daneben, nach oben muß man sich recken, nach unten bücken. Schnell verliert der Besucher den Überblick.

Und Sie, haben Sie einen Überblick? Was interessiert Sie besonders?

Klimmt: Neben den Taschenbüchern interessiere ich mich für Exilliteratur. Ich habe sehr viel Exilliteratur gesammelt, sowohl Belletristik als auch die Sachbücher. Da ist sehr viel in Prag erschienen, später in Paris, in Amsterdam, in der Schweiz. Im Europaverlag sind viele wichtige Bücher erschienen, Mexiko, USA, Schweden – das sind die Bereiche, die mich sehr stark interessieren. Das zweite ist

dann alles, was mit der Sozialdemokratie und den sozialistischen Bewegungen zusammenhängt, wobei ich mich nicht scheue zu gestehen, daß ich ein besonderes Faible für den Anarchismus habe und für die anarchischen, anarchistischen Autoren. Das ist also ein Bereich, an dem ich am meisten, kann man sagen, hänge.

Wir kommen auf das Saarland zu sprechen, auf die Großregion Saar-Lor-Lux, die in jüngster Zeit bekannte Namen verloren hat. Manfred Römbell, Felicitas Frischmuth und Roger Manderscheid waren literarische Stimmen, die fehlen werden. »Wer schreibt – bleibt«, hat Ludwig Harig einst vermutet. Er ist geblieben, zusammen mit Alfred Gulden repräsentiert er einen Schwerpunkt saarländischer Gegenwartsliteratur. Autoren der Vergangenheit, wie Regler, Kirchweg, Petto oder Betzner, sind vielfältig in Klimmths Regalen »geblieben«.

Schauplatz der Literatur – das Saarland?

Ich habe von Regler bis auf wenige Ausnahmen alles, was er geschrieben hat. Auch Schriften aus seiner Exilzeit, die in Mexiko ja nur hektographiert und nicht gedruckt worden sind. Der nächste Bereich, der mich festhält und fasziniert, beinhaltet das regionale Leben hier bei uns. Neben Regler auch Kirchweg, der die andere Seite der politisch-theoretischen Linie bedient, obwohl beide sich nachher, am Ende, im Katholizismus sozusagen wieder getroffen haben. Sehr viel gesammelt habe ich von Norbert Jacques, dem Luxemburger. Mir geht es vor allem auch um Saar-Lor-Lux, die Großregion. Deshalb auch meine Verbindung zu Günter Scholdt und dem Literaturarchiv Saar-Lor-Lux-Elsaß. Ich bin auch Mitglied der literarischen Gesellschaft ‚Melusine‘, die helfen soll, den Fortbestand des Archivs zu sichern. Als ich noch was zu sagen hatte, habe ich auch dazu beigetragen, daß das Literaturarchiv weiterbestehen konnte und entsprechend ausgestattet wurde. Die in diesem Zusammenhang erwähnenswerten Autoren – Elsässer und Lothringer, aber auch Stefan Andres aus der Nachbarschaft von Rheinland-Pfalz und natürlich die Saarländer –, die interessieren mich alle sehr. Dann Otto Flake, der in Metz geboren ist und eine Zeit lang in Colmar gelebt hat. Natürlich René Schickele, auch ein Elsässer – also dieser ganze Bereich, der sich dann auch wieder mit dem klassischen modernen Roman verknüpfen läßt –, das ist mir wichtig und alle die Schriften, die in die Tiefe gehen. Ältere Ausgaben von Dom Calmet zum Beispiel, der eine Geschichte Lothringens geschrieben hat, die im 18. Jahrhundert erschienen ist. Dom Augustin Calmet interessiert

mich in gewisser Weise auch als Figur. Ein Mönch, ein Abt – der sich nicht nur mit der Bibel auseinandergesetzt hat – sondern auch Dictionnaires verfaßt hat und als erster eine Abhandlung über Vampire in Siebenbürgen geschrieben hat.

Reinhard Klimmt, Ludwig Hofstätter: Zwei Bücherenthusiasten mit unterschiedlichen Bücherlieben. Wie arbeiten Sie zusammen?

Klimmt: Glücklicherweise für mich – für ihn vielleicht nicht so sehr – hat der Ludwig jetzt Zeit für mich. Ich hätte mir sehr gewünscht, daß seine Buchhandlung weiter bestanden hätte. Das war eine Bücher-Oase. In einem meiner Bücher habe ich ihr ein Denkmal gesetzt. Daß daraus ein Epitaph werden würde, war nicht voraussehbar. Ich bin damals gebeten worden, über meine Lieblingsbuchhandlung zu schreiben. Da habe ich über Ludwig Hofstätter geschrieben. Früher, wenn ich im Landtag die Schnauze voll hatte, habe ich mich einfach abgesetzt und bin über die Alte Brücke zu ihm gegangen, da residierte er noch am St. Johanner Markt. Er hatte da freie Hand, wie hier auch. Unsere Zusammenarbeit ist unkompliziert. Fragt sich, ob er es anders sieht –

Hofstätter: Ich sehe das genauso. Es gibt hier keine Direktiven. Ich arbeite hier wie ein eigenständiger Buchhändler. Es ist so ein gegenseitiges Vertrauen da. Wir sagen, derjenige, der hier dies oder das tut, muß es im besten Sinne tun, mit den Mitteln tun, die er zur Verfügung hat – an Wissen im Buchwesen und an unser beider Wissen im zwischenmenschlichen Bereich. Bisher gestaltet sich die Arbeit für mich hier ruhiger. Da wir nicht mit allen Mitteln der Welt ausgestattet sind, verkaufen wir auch, auf Bestellung, verschiedene dieser unzähligen Bücher.

Widerspricht der Verkauf nicht dem Bewahren, dem Sammeln?

Klimmt: Diesen Bereich hier am Leben zu erhalten – das ist für mich der entscheidende Punkt. Eines kann ich gleich vorweg sagen: Geld verdienen kann man damit nicht. Es geht vor allem darum, Bücher zugänglich zu halten. Und jemand, der gerne etwas haben möchte, kann es auch bekommen. Denn wenn man mich fragt, was passiert mit den Büchern später, denn ich sterbe ja eines Tages, gibt es für mich nur eine Lösung, die garantiert, daß die Bücher weiter Interessenten finden. Es macht wenig Sinn, öffentliche Einrichtungen zu belasten, indem man ihnen eine Bibliothek hinterläßt. Meistens können die damit nichts anfangen. Deshalb habe ich eine ganz einfache Regelung getroffen: Meine Familie und meine Freunde können sich aussuchen, was sie gerne hätten – allerdings nicht unter dem Gesichtspunkt, was ist wertvoll und was nicht – sondern,

welche Bücher ihnen etwas bedeuten. Dann sollen die Universitäts- und Landesbibliotheken kommen und sehen, was sie gebrauchen können – da gibt es sicherlich das eine oder andere, was dort wichtig und sinnvoll wäre. Das können sie dann übernehmen. Der Teil, den die genannten Personengruppen nicht haben wollen, das soll dann einfach auch wieder verkauft werden, weil es dann Menschen bekommen, die etwas damit anfangen können.

Auf der Buchmesse 2010 präsentierten 7500 Aussteller aus 111 Ländern neben einer unüberschaubaren Büchermenge auch Kunst- und Multimediaprodukte. Dem elektronischen Buch, der digitalen Bibliothek waren zahlreiche Veranstaltungen gewidmet. Die Händler dieser Produkte werden nicht müde, den Vorteil ihrer Produkte gegenüber traditionellen Publikationen, sprich dem Buch, zu betonen. Vom Ändern der Lesegewohnheiten ist die Rede.

Auf dem Computer Texte zu lesen ist auch lesen, also, die Schrift, das Wort und das Schreiben und das Lesen bleibt – das sind jetzt neue Formen. Trotzdem glaube ich, daß Bücher, die man in die Hand nehmen kann, die als Individuum erkennbar und greifbar sind, daß die Zukunft haben. Allerdings in geringerem Umfang als heute, und die Verlagszene wird sich ändern. Es gibt ja immer noch den klassisch-bibliophilen Bereich, der aufgrund seiner ästhetischen Qualität überleben wird. Aber das ist nicht das alltägliche Gebrauchsbuch, sondern es hat eine künstlerische Form. Ich bin ein großer Verehrer der Friedenauer Presse. So etwas wird weiter bestehen, denn es wird immer Menschen geben wie wir. Das sind Formen der Literatur, die dem Denken Gestalt geben. Zum Beispiel das, was jetzt Alfred Gulden mit Bettina von Haaren gemacht hat, dieses Künstlerbuch, diese Addition, diese Symbiose von Text und Bild, von zwei autonomen Künstlerpersönlichkeiten, nicht als Illustrationen, wohl aber als wechselseitige Ergänzung von Text und Bild gedacht. So etwas wird bleiben. Ganz werden die Bücher niemals verschwinden.

Und Reinhard Klimmts Büchergarten wird wachsen und gedeihen. Vieles steht noch nicht in Regalen. Stapel liegen hier und dort. Kisten über Kisten, voll mit Büchern. Als ich gehe, habe ich Bücher im Kopf. Bücher, die ... – ja, dieses müßte ich lesen. Oder das. Nein, das. Irgendwie hat das Denken an Bücher plötzlich doch etwas mit einem Labyrinth zu tun.

Wenn das Erbe Kunst heißt: Eine Sache von Leben und Tod

Von Sabine Graf

Der ehemalige Rektor der Stuttgarter Kunstakademie, der Kunsthistoriker und Künstler Wolfgang Kermer schenkte 2005 erstmals seiner Geburtsstadt Neunkirchen etwas aus seinem Besitz. Jedoch waren es nicht eigene Werke, sondern eine Sammlung von Graphiken, die er von Professorenkollegen und mit der Akademie verbundenen Künstlern über die Jahre erworben hatte. Darunter waren Blätter von Alfred Hrdlicka, Jürgen Brodewolf, Rudolf Schoofs und Sonderborg. Die über Jahrzehnte zusammengetragene Sammlung sollte zusammenbleiben und nicht irgendwann in einem Auktionshaus landen und auseinandergerissen werden, so seine Absicht. Daß auch ein Eigeninteresse die Schenkung beeinflusste, könne er nicht leugnen, bestätigt er. Aber sein Vorgehen hat Methode und einen Grund. 1987 entdeckte er die von den Nazis verfeimte und ermordete Stuttgarter Malerin Alice Haarbarger. Deren Werk kursierte bereits im Kunsthandel und drohte ein zweites Mal aus dem Blick der Öffentlichkeit zu geraten. Kermers Initiative rettete schließlich das Werk vor seinem Verschwinden in Privathäusern und Depots. Die Maßgabe, etwas zu erhalten, was die Zeit abbildet, bestimmte auch die Entscheidung in eigener Sache. Wer an der Stuttgarter Akademie lehrte, findet sich in der Sammlung wieder. Diese Generation ist fort, eine andere ist an ihre Stelle gerückt. In der Sammlung bleibt diese Gruppe zusammen und bildet eine Epoche der Akademie-, aber durch den Rang der vertretenen Künstler, auch der Kunstgeschichte ab. Das Konvolut in Stuttgart in die Sammlung der Akademie oder der Staatsgalerie zu geben, wäre ein leichtes gewesen. Aber es sind auch »Institutionen, die an Besitz überquellen«, weiß Kermer. Es griff das Archipenko-Prinzip. Der Bildhauer Alexander Archipenko lebte längst in den USA, doch seinen Nachlaß übergab er dem Saarlandmuseum. Dort wußte man diesen Besitz zu ehren und vor allem auszustellen. Im New Yorker MoMa wäre er einer unter vielen gewesen und

hätte für Ewigkeiten in einer Ecke des Depots zugebracht.

Denn Neunkirchen besitzt keine Sammlung, woraufhin der Kunstpädagoge Kermer sich gefordert sah und seine Schenkung als »Stimulans« versteht. Bewußt habe er dafür keine monothematische Auswahl getroffen, erklärt er. »Es geht um die Breite und um die Vielschichtigkeit, die gepflegt werden soll.« Die Schenkung versteht er als »Anfang« und Impuls für die Stadt, eine eigene Sammlung aufzubauen. Vor ein paar Monaten legte er nach und gab der Stadt die von ihm zusammengetragene Sammlung von Zeichnungen des Neunkircher Malers und Zeichners Fritz Arnold. Auch das verbunden mit der Absicht, daß »es nicht in den Schubladen verschwindet, sondern öffentlich gezeigt wird.« Kermers Anspruch an die Stadt ist, daß es gepflegt und präsentiert wird. Doch daran mangelt es. Die Galerie ist für Wechselausstellungen reserviert. Ein zu diesem Zweck 2005 gegründeter Förderverein sucht nach einem Raum. Bislang ist nichts geschehen. Der ehemalige Oberbürgermeister Friedrich Decker hatte Räume im Erdgeschoß der Galerie ins Spiel gebracht, die von einem Wohlfahrtsverband genutzt werden. Das war schnell vorgeschlagen, aber wohl nur halbherzig verfolgt. Zumal der Oberbürgermeister längst im Ruhestand ist. Den Förderverein leitet ein ehemaliger Bürgermeister der Stadt, was das Vorankommen des Anliegens bislang auch nicht weiter befördert hat. Aber Wolfgang Kermer hält an seinem Plan fest und nimmt im kommenden Jahr mit einer weiteren Schenkung einen neuen Anlauf, Raum für die Sammlung zu erhalten »und endlich einmal zu einem Ergebnis zu kommen«. Die neue Schenkung wird wiederum in einer Ausstellung in der Städtischen Galerie gezeigt werden. Warum nicht dauerhaft oder wenigstens für eine Zeit in einem leerstehenden Laden oder einer Schule, das wäre ein Anfang, überlegt er und wäre damit zufrieden, solange es keine dauerhafte Bleibe gibt. »Jetzt

habt ihr was, zeigt es auch«, dieser Wunsch steht dahinter. Doch sein Einfluß ist gering, darüber ist er sich im klaren. Wolfgang Kermer hofft auf Einsicht. Man »kann nur ständig antreiben, bis es doch mal einrastet.« Soweit der Schenker.

Das geduldige Papier

»Wir haben bislang im Rahmen unserer Möglichkeiten alles getan«, erklärt für die Beschenkten Dr. Peter Bierbrauer, Geschäftsführer der Neunkircher Kulturgesellschaft, zu der die Städtische Galerie gehört. Alles weitere regelt der Kulturentwicklungsplan der Stadt, der die Arbeit für das kommende Jahrzehnt definiert. Neue Räume für die Sammlung zu finden, wolle man realisieren, »aber nicht sofort«. Natürlich gäbe es »weitergehende Planungen«, aber vorrangig ist derzeit die geplante Musicalhalle. Das »Maximalziel ist die Umsetzung des Kulturentwicklungsplans«, heißt es. Ganz oder gar nicht. Wohl eher gar nicht. Auch dem von Kermer durchaus favorisierten Provisorium erteilt Bierbrauer eine Absage. Der Aufwand an Sicherheitstechnik, an Bewachung wäre zu hoch und würde auch den Kunstwerken nicht gerecht. Es ist die klassische, wasserdichte Argumentation aus dem Lehrbuch, wie sie gerne von Kulturpolitikern in Städten und Gemeinden vorgetragen wird, gleich welche Farbe ihr Parteibuch hat. Die Allianz der Heuchler ist parteiübergreifend.

Daß man die Schenkung und die damit drängende Raumfrage in einem Kulturentwicklungsplan niedergeschrieben hat, ist ohne Belang und Verpflichtung. Papier ist geduldig, festschreiben kann man viel und die Verbindlichkeit dieser Beschlüsse vollmundig betonen. Notfalls verschafft der Hinweis auf die zwölf Millionen Euro Schulden der Stadt Ruhe in jeder Diskussion. Da läßt es sich leicht die vorgeschlagenen Provisorien ablehnen und sich zugleich als Vertreter und Wahrer der Sammlung in die Brust werfen. Das heißt doch nur, das Thema solange vertagen und eine Entscheidung hinausschieben, bis sich die Dinge von selbst geregelt haben. Der Schenker wird dann 85 Jahre alt sein. Wer weiß, wie es dann aussieht.

Niemand wirft einer Stadt vor, daß sie andere Prioritäten setzt, wenn das Geld knapp, der Wettbewerb unter den Städten groß und



Fritz Arnold, Kriegsinvaliden

daher das Betonen der unvermeidlichen Alleinstellungsmerkmale notwendig alle Ressourcen bindet. Nur sollte eine Stadt das auch sagen, anstatt etwas vorzugeben, von dem jeder weiß, daß es so nie kommen wird. In den Achtzigern nannten das Gutmenschen »zynisch«, doch es ist einfach nur das übliche Gerede von Kulturverwaltern in Ämtern, wenn sie ein Thema nicht interessiert und dieser Umstand mit einem Wortschwall vernebelt wird. Wäre wirklich der Wille vorhanden, für die Sammlung einen Standort zu finden, hätte man, da man dafür selbst die Mittel nicht hat, einen Sponsor suchen können.

Schenkungen kosten Geld

Politischer Wille muß vorhanden sein, wenn es um den Umgang mit einer Schenkung geht. Das Stiftermuseum, der Plan Jo Enzweilers, harret ebenfalls seiner Umsetzung. Ein Verein wäre bald gegründet. Doch wo wäre Platz für das Museum? Saarlouis, der von Enzweiler favorisierte Standort, ist vom Tisch. Wie es weitergeht? Derzeit gibt es keine gute Prognose.

Anders sieht es in St. Ingbert aus. Leo Erb hat der Stadt achthundert Objekte, darunter Arbeiten auf Papier, Bilder und Kinetische Objekte geschenkt. Zweifellos ein »großes Konvolut«, stellt die wissenschaftliche Mitarbeiterin der Albert-Weisgerber-Stiftung, Andrea Fischer, fest. Nun überließ der Künstler sein Werk nicht der Stiftung, sondern der Stadt. Daher wäre die Kunsthistorikerin dafür gar nicht zuständig. Jedoch arbeitet sie auch dem Kulturamt der Stadt zu, so daß damit eine notwendige Bedingung gewährleistet ist. Jede Schenkung verursacht Folgekosten. Ein Raum für die Arbeiten muß vorhanden sein. Dafür genügt nicht irgendein feuchtes Kellerloch oder der Heizungskeller eines Rathauses. Die graphische Sammlung Kermers läßt sich in einem Schrank unterbringen. Bei Erb und dessen Riesenformaten geht das nicht. Dafür braucht es einen trockenen Raum mit konstanter Temperatur. Und es braucht Zeit, die man sich nimmt für die Betreuung des Werks. »Uns sind die konservatorischen und musealen Anforderungen bestens vertraut, die ein solcher Nachlaß stellt«, betont Andrea Fischer.

Fritz Arnold, Streik



»Es hat keinen Sinn, eine Schenkung anzunehmen, ohne sie wissenschaftlich zu erschließen und sie zu zeigen«, bestätigt auch Stadtpressesprecher Wilfried Trapp. Zumal wie in jedem Vertrag dieser Art eine Maßgabe des Schenkungsvertrags ist, daß die Schenkung durch Ausstellung präsent bleibt. Das wird voraussichtlich in der gerade umgebauten Alten Baumwollspinnerei der Fall sein.

Das hört sich anders als in Neunkirchen an. Man denkt über Sponsoren nach und hat dafür den Verein Soziale und kulturelle Belange St. Ingbert an der Hand. Der hat bislang 400 000 Euro gesammelt, die er in eine Stiftung überführen will. Die könnte auch die Schenkung unterstützen. Ob das alles so kommt, wer weiß. Aber immerhin ist hier der politische Wille vorhanden. Das ist ein wichtiger Indikator dafür, daß hier nicht nur geredet wird. Da klingen Sätze wie »Das wäre nicht möglich, wenn wir nicht so aufgestellt sind, wie wir es sind« durchaus substantiell.

Fünf Jahre für einen Wäschekorb

Der gute Wille allein genügt nicht, weiß auch Dr. Roland Augustin. Der Fotohistoriker steht seit 1994 in Diensten des Saarlandmuseums. Seine Stelle ist eine der vielzitierten Folgekosten. Er arbeitete den Nachlaß der Photographin Monika von Boch auf, der 1993 dem Museum übergeben wurde. Es war ein »handliches Format«, so Roland Augustin. Ein Wäschekorb faßte die Negative. Die vorhandenen Abzüge füllten eine Schrankwand. Das war wahrlich leichtes Gepäck, das wenig Stauraum im Depot des Museums verlangte. Doch es dauerte ganze fünf Jahre, bis Roland Augustin den Nachlaß wissenschaftlich erfaßt und sorgfältig inventarisiert hatte. Dieses Verhältnis von Masse und Zeit mag die Dimension eines Nachlasses zeigen. Wer einen Nachlaß übernimmt, »muß für eine entsprechende Struktur sorgen«, erinnert Augustin. Kurzum: Er muß die Folgekosten tragen. Es braucht einen, der sich darum kümmert, denn auch im Saarlandmuseum gab es bis man ihn holte, niemanden, der genug Wissen besaß, um als Kurator mit dem Fotomaterial konservatorisch umzugehen. Raum muß dafür vorhanden sein, nicht nur um den Nachlaß zu lagern. Das Saarlandmuseum war sich dessen bewußt, schuf nicht nur die dafür verantwortliche Stel-

le, sondern beschaffte Schränke und Kassetten mit säurefreien Kartons. Das war notwendig, denn auf diese Weise entstehen »so wenig Folgekosten in diesem Bereich, wenn man es von Anfang an gleich richtig macht.« Das museumsgerechte Lagern ist aber nur eine zu erbringende Leistung. Die andere betrifft die museumsgerechte Präsentation. Nachdem der Nachlaß der Photographin und Schülerin von Otto Steinert aufgearbeitet war, begannen die Ausstellungen. 1998 zeigte die Studiogalerie des Saarlandmuseums unter dem Titel *Abstraktion und Wirklichkeit* eine Auswahl. Die Ausstellung *Steinert-Schüler* im Museum Haus Ludwig in Saarlouis 2002 legte mit weiteren von Boch-Fotographien nach. 2004 wurde in der damals noch bestehenden Landesgalerie der Photographin und ihren Arbeiten ein Raum für eine Dauerpräsentation reserviert, woraus sich eine Reihe entwickelte, in deren Zentrum auch andere Fotografen und Themen standen. Als das Saarlandmuseum 2009 seinen Fotobesitz in der Ausstellung *Gebanntes Licht* vorstellte, war auch Monika von Boch mit ihrer *Weißblech*-Serie vertreten. Ein Museum verfügt über diese Möglichkeiten leichter und besser als eine Kreisstadt, die entsprechende Strukturen erst schaffen muß.

Doch ohne weiteres kann ein staatliches Museum sich diesen Aufgaben längst nicht mehr widmen. Auch hier wird es eng. Geld, Zeit und Raum werden knapp. »Es geht nicht ohne harte Selektion«, weiß Roland Augustin. Nicht mehr der ganze Nachlaß, sondern vielleicht nur einzelne Werkgruppen eines Künstlers kann ein Museum in Zukunft noch aufnehmen. Vorbei auch die Zeit, als sich Galerien um die Nachlässe kümmerten und Werkverzeichnisse anlegten, bedauert er. Dazu gehörte die Galerie Schlichtenmaier in Stuttgart, die sich um den Nachlaß von Otto Herbert Hajek kümmerte oder die Galerie Walzinger in Saarlouis, die den Nachlaß von Eva Niestrath betreut. Die in Wallerfangen geborene Bildhauerin lebte in Hagen, wo sie 1993 verstarb, und ist eine markante Vertreterin der Konkreten Kunst. Doch so wichtigeren Werk ist, es ist auch eine Bürde, gibt Axel Walzinger zu. Denn die Werke ordentlich zu lagern, verursacht Kosten. Offen bleibt dabei auch für ihn die Frage, was mit dem Nachlaß geschieht, wenn es einmal die Galerie nicht mehr gibt. Eine Stiftung oder die Schenkung an ein Museum, ob in Hagen oder Saar-

brücken, lauten die Optionen. Angesichts der Situation der Museen und der Frage, wo eine Stiftung dauerhaft ihren Platz finden kann, bleibt offen, ob diese Option zieht.

Doch aus diesem »ehrenhaften Genre«, dem Umgang mit Künstlernachlässen, sind ganz viele Galerien einfach ausgeschieden, stellt Roland Augustin fest. Nicht ganz, wie ein Beispiel aus Saarbrücken zeigt.

Verschenken und verkaufen

Die Kunsthistorikerin Dr. Ingeborg Besch hat diesen Ansatz mit ins Saarland gebracht. Die langjährige Mitarbeiterin der Galerie Schlichtenmaier in Stuttgart steht als Galeristin in Saarbrücken derzeit vor der Aufgabe, den künstlerischen Nachlaß des Saarbrücker Malers Horst Hübsch für den Verkauf aufzubereiten. Im vergangenen Sommer übernahm sie diese Aufgabe im Auftrag des einstigen Vermieters des Ateliers Hübsch. Nachdem der Maler im Jahr 2000 verstorben war, liefen Mietschulden in fünfstelliger Höhe für das Atelier auf. Nach Jahren juristischer Auseinandersetzung bekam der Vermieter den Inhalt des Arbeitsraumes zugesprochen. Um wenigstens die Chance auf Ausgleich seiner Unkosten zu haben, bat er die Galeristin um Hilfe. Zehn Jahre lag das Werk brach, dann nahm sich im August diesen Jahres die Galeristin der Hinterlassenschaft an, inventarisierte und brachte die fünfhundert verbliebenen Arbeiten in einem neuen Lager unter. Eine Ausstellung soll im Dezember in ihrer Galerie folgen. Verkaufen, was sonst, »schließlich wurden sie für den Verkauf gemacht«, sagt Ingeborg Besch und weiß zugleich, daß dies schwierig wird, denn zehn Jahre Ruhe um den Maler Horst Hübsch bedeuten zehn Jahre weg vom ohnehin kaum existenten saarländischen Markt. Doch dieser Ansatz ist eine Variante im Umgang mit Lebenswerken und Nachlässen von Künstlern. Eine Galerie ist dafür ein weitaus besserer Rahmen. Aber auch sie gibt keine Antwort auf die Frage, was mit den Arbeiten passiert, die keine Käufer finden. Sie zögert eine Antwort hinaus, die sie letztlich nicht geben kann. Auch darüber ist sich Ingeborg Besch im klaren.

Verschenken statt verkaufen, heißt es für den Maler Till Neu. Für ihn kommt eine Stiftung oder Schenkung seines Nachlasses an ein

Museum oder eine Stadt nicht in Frage. »Den Ruhm juristisch festzuschreiben, lehne ich völlig ab. Es ist ein substanzieller Eingriff in die Geschichtsschreibung.« Eine Stiftung dient dem Wohl des Stifters, sagt er und verweist auf die Geschichte der religiösen Stiftungen, die Seitenkapellen und Grablegen in Kirchen und Klöstern des Mittelalters: »Stiftungen scheinen altruistisch einem Mangel abzu helfen, aber sie sind dem Fortleben des Stifters und seinem Namen gewidmet.« Das gilt auch für die heutigen Unternehmungen in Sachen Kultur. Sicher, »Spuren hinterlassen wollen, ist zutiefst menschlich«, weiß er, und dennoch liegt für ihn darin keine Lösung. »Es geht nicht um das eigene Leben, sondern um das Weiterleben der Kunst«, und zwar in der Welt und bei den Menschen. Daher müssen die Werke für ihn genau dorthin. Daher verschenkt Till Neu seine Bilder zu Lebzeiten. »Sie sind bei den Menschen. Sie entscheiden darüber, wie es mit ihnen weitergeht.«

Alzheimer als Perspektive?

Ein Museum muß ein Gedächtnis sein, sagt hingegen die Leiterin des Stadtmuseums St. Wendel, Cornelië Lagerwaard. Das Haus trägt zudem den Namen der St. Wendeler Malerin und Graphikerin Mia Münster. Zwar habe man den Nachlaß nicht geerbt, noch wurde er von den Erben der Künstlerin dem Haus geschenkt: »Wir haben keinen Nachlaß, den wir verwalten.« Die Familie der Künstlerin verwahrt das Erbe. Zwar erwarb und erwirbt das Museum Arbeiten Münsters. Rund dreißig Bilder von Mia Münster sind im Besitz der Stadt. Diese zeigt sie gemeinsam mit den Leihgaben der Erben in einer eigenen Abteilung im Museum in Auswahl: »Weil das Haus ihren Namen trägt, ist es wichtig, ihre Bilder zu zeigen.« Doch es ist schwierig, einen Nachlaß dauerhaft zu zeigen, weiß Lagerwaard. Das Interesse flaut ab, nichts wäre gewonnen. Das Vergessen wird Standard. Daher wechseln die Themen in der Dauerschau der Münster-Bilder alle paar Jahre. Mode, Menschen, Alltag lauten die Themen über die Jahre, angereichert mit einem Rahmenprogramm vom Aktzeichnen für Erwachsene bis zum Basteln für Kinder. Interesse wecken, darum geht es. Gegen das Vergessen angehen, allerdings nicht mit großem Getöse, sondern seit vielen

Jahren mit Beharrlichkeit und bescheidenen Mitteln. »Ich will dem Saarland ein Gedächtnis geben«, sagt die Museumsleiterin und stellt neben aktuellen Vertretern der hiesigen Szene auch ein wenig ältere oder verstorbene Künstler aus.

Ausstellen: ja, aber Lagern auf Dauer: nein. Dafür ist kein Platz. Im Fall der vor ein paar Wochen verstorbenen Textilkünstlerin Sofie Dawo beweist das Museum als »Gedächtnisstütze« seine Qualität. Der Nachlaß wurde ins Museum gebracht, dokumentiert und daraus Stücke für die noch zu Lebzeiten der Künstlerin geplante Ausstellung ausgewählt. In ihrem Fall ist deren künstlerisches Erbe bei ihrer Familie gut untergebracht, weiß Cornelië Lagerwaard. Wenn die öffentlichen Museen keine Kapazitäten mehr haben, ist diese Kenntnis über den Verbleib eines Nachlasses



Der Nachlaß von Sofie Dawo nebst einer Porträtbüste der Künstlerin, gefertigt von Hans Glawe, derzeit im Institut für aktuelle Kunst im Saarland

die beste Lösung. Darin mag auch eine Perspektive bestehen: Künstler organisieren ihren Nachlaß selbst. Nur, dazu braucht es Geld für Raum und Zeit, damit Lebenswerke über den Tod ihrer Schöpfer hinaus weiterleben. Daran wird es scheitern. Weil niemand über diese Mittel verfügt, wendet man sich schließlich an Museen oder hofft auf Stiftungen. Aber das ist eine trügerische Hoffnung. Oft genug wird dabei die Verantwortung abgeschoben und die Augen werden vor der Realität verschlossen. Wäre es nicht die bessere Lösung, das Vergessen wenigstens selbst zu steuern? Man sollte über den Tod von Kunstwerken nachdenken, nicht über das ewige Leben, den Friedhof oder lebensverlängernde Maßnahmen, die doch nur ein Tod auf Raten sind. Das wäre eine andere Diskussion, der sich jedoch derzeit niemand stellen will.

Regler – sammeln, erschließen, bewahren

Das Gustav-Regler-Archiv in Merzig

Von Georg Bense

»Im Anfang war die Angst und die Angst war bei mir und ich war in ihr.« (Erster Satz aus Gustav Regler, *Das Ohr des Malchus*)

Ein Platz, karge Bäume, graue Bänke, in der Mitte eine Skulptur, ein steinernes Schiff, es trägt die Pyramide aztekischer Götter, Worte sind eingemeißelt, Daten bezeugen Geburt und Tod eines Schriftstellers, eines großen Sohnes der Stadt, Gustav-Regler-Platz steht auf dem Straßenschild. Die Skulptur hat der Bildhauer Paul Schneider in Granit gehauen, Hommage an den bedeutenden Schriftsteller, Dichter und Zeitzeuge, der am 25. Mai 1889 als Sohn des Buchhändlers Michael Regler und seiner Ehefrau Helene in Merzig geboren wurde. Nur wenige Schritte entfernt von dem Platz, der seinen Namen trägt, das Haus, in dem sein literarischer Nachlaß aufbewahrt, gesammelt, ihm ein Platz für die Zukunft eingerichtet wird. Vor den Fenstern, hinter denen sich alles um das Werk Reglers dreht, ist zwischen Bäumen der Seffersbach zu erkennen. Ein sachlicher Raum, rechtwinklig geschnitten, Tische, Stahlchränke mit festen Verschlüßhebeln, eine Vitrine mit Erstausgaben, eine Wand mit Plakaten hinter dem Schreibtisch, voll gepackt mit Ordnern, Mappen, Zeitschriften, Fotokopien und Originalen in Klarsichthüllen. Telefon und Laptop. Annemay Regler-Repplinger, eine Nichte des Schriftstellers, hält von diesem Raum aus die Hand über den literarischen Nachlaß Reglers, der jahrzehntelang der ungeliebte, verhaßte, verleumdete Sohn seiner Heimatstadt war, über den eine Vielzahl der Bürger das graue Tuch des Totschweigens ausgebreitet hielt. Zur kleinen Zahl derer, die Regler dieser Vergangenheit entrissen haben – Filmemacher, Universitätslehrer, Schriftsteller –, gehört auch seine Nichte Annemay, Tochter von Franz Regler, dem Bruder des Dichters. Sie leitet heute das Gustav-Regler-Archiv, das sie 1975 gegründet hat. Sie spricht engagiert, erzählt kenntnisreich.

*Wir haben hier eine ungeheure Fülle von Dokumenten, Fotos und Manuskripten, natürlich vor allen Dingen von Regler selbst, aber auch von Zeitzeugen, mit denen er korrespondiert hat, zusammengetroffen ist, über die er geschrieben hat. Ein umfangreicher Briefwechsel! Ich arbeite seit 35 Jahren an diesem Archiv. Seit 1975 – damals interessierte sich kaum jemand für Regler. Nach seinem Tod 1963 in Neu Delbi war Stille. Das kam alles sehr plötzlich und war ein gewaltiger Schock, sowohl für seine Witwe Peggy als auch für uns, die Familie. Da passierte erstmal nichts, obwohl Regler auf dem Höhepunkt seiner Karriere stand. 1958 hatte er seine Autobiographie *Das Ohr des Malchus* geschrieben, die ihm internationalen Erfolg brachte, den Durchbruch. 1958 hatte er dafür den ersten Kunstpreis des Saarlandes für Literatur erhalten. Für sein Manuskript *Hellseher und Scharlatane* war er mit seiner Frau in Indien unterwegs – dort dann das abrupte Ende. Totenstille. Die Witwe lebte in Mexiko, den USA und bot große Teile des Nachlasses verschiedenen Institutionen in Deutschland an. Der Westberliner Akademie der Künste zum Beispiel oder dem Deutschen Literaturarchiv in Marbach, aber auch der Universität des Saarlandes und dem Landesarchiv. Sie wollte natürlich alles verkaufen, beharrte aber auf einer Bedingung, die für alle diese Archive unannehmbar war: Der Käufer sollte alle Pakete mit Manuskripten und Unterlagen ungeöffnet, ungesichtet für eine große Summe übernehmen. Dazu kam, daß Regler zu diesem Zeitpunkt keinen Stellenwert mehr hatte.*

Das änderte sich Anfang der siebziger Jahre. Der Fernsehfilm *Merzig – Moskau – Mexiko* des Saarländischen Rundfunks, 1972 im Abendprogramm der ARD ausgestrahlt, rückte die Figur Gustav Regler vom Rand ein Stück weit zur literarischen Mitte, leistete, bedingt durch den Verbreitungsgrad des Mediums, Pionierarbeit in Sachen Regler-Renaissance, die bis heute anhält. Sechs Jahre später, 1978 zum 80. Geburtstag Reglers, erinnerte sich auch die Stadt Merzig ihres berühmten Sohnes, was nicht zuletzt auch dem damaligen Kulturde-

zernenten Alfred Diwersy zu verdanken war, der im gleichen Jahr sein Buch *Begegnungen mit Gustav Regler* herausbrachte. Zu dieser Zeit hatte Annemay Regler-Repplinger bereits Teile des Nachlasses erworben.

Die Witwe meines Onkels hat uns den Nachlaß nicht direkt angeboten. Ich weiß nicht, was sie sich dabei gedacht hat. Wir aber haben uns gesagt, das muß alles in der Familie bleiben, es muß jemand geben, der sich um alles kümmert. Ich als gelernte Buchhändlerin zeigte entsprechendes Interesse. Wir waren uns dann schnell schlüssig, daß alles auf meinen Namen gehen sollte. Ich habe dann die ausgehandelte Summe persönlich abgestottert, ungefähr zwei Jahre lang. Dann kamen per Luftfracht im Juli 1975 fünf große Boxen in Ensbeim an, und mir war eigentlich zunächst unklar, was ich damit machen sollte. Zunächst war es mir um eine Rettungsaktion gegangen. Das ganze Material war völlig ungeordnet, und ich habe dann begonnen, es zu sichten und aufzubereiten. Eine Arbeit, die bis heute noch nicht vollständig abgeschlossen ist. Ich habe dann auch noch einen Vertrag mit der Universität des Saarlandes gemacht, die auf die ursprünglichen Bedingungen der Witwe nicht eingegangen war. Ich selbst wollte auch nicht alles alleine hüten, das war von Anfang an klar. Wir haben ausgemacht, daß Kopien der gesamten Bestände kostenlos an die Universität gehen. Über Jahre hinweg wurde der Inhalt von Schachtel auf Schachtel an der Uni kopiert. So konnte und kann immer noch mit dem Nachlaß wissenschaftlich gearbeitet werden, denn das ist eine Sache, die ich nicht kann, das sollen andere machen. Ich habe mir zwar im Lauf der Zeit eine Menge Kenntnisse erworben, aber das sind keine Voraussetzungen für wissenschaftliches Arbeiten.

Diese Kopien, erweitert durch erworbene Originale, bilden eines der Kernstücke des Literaturarchivs Saar-Lor-Lux an der Universität des Saarlandes. Es ist aus der 1978 von Professor Dr. Gerhard Schmidt-Henkel gegründeten Arbeitsstelle für Gustav-Regler-Forschung hervorgegangen und wird heute von Professor Dr. Günter Scholdt geleitet. Beide Archive arbeiten an dem gemeinsamen Ziel, Reglers Werk vor dem Vergessen zu bewahren. Für den Einfraubetrieb des Regler-Archivs in Merzig bedeutet das einen zeitlich wie finanziell nicht unbeträchtlichen Arbeitsaufwand.



Dank oder auch leider dem Internet wird immer wieder bei mir nach diesem oder jenem Detail oder Manuskript angefragt. Wir haben zwar eine gute Internetseite über Gustav Regler, doch immer wieder kommt es zu neuen Kontakten mit Anfragern. Wenn es mir zuviel wird, verweise ich die Leute an die Uni, wo sich ja Kopien befinden. Natürlich werde ich auch direkt angesprochen, da möchte einer über Künstler im Ersten Weltkrieg schreiben, ein Professor aus Heidelberg wollte Schriften von Gustav Regler unbedingt hier lesen, soweit das möglich war, der hat dann zwei Tage hier gesessen. Für derartige Anfragen bin ich schon sehr offen, aber alles hat natürlich auch Grenzen. Mein Archiv, um das gleich zu sagen, steht nicht jedermann offen. Ich möchte schon selektieren, ohne das arrogant zu meinen. Ich möchte schon entscheiden, wer hier hereinkommt und wer nicht. Das wird wahrscheinlich nie ein Archiv der offenen Tür mit Öffnungszeiten werden. Andererseits profitiere ich auch von Anfragen, zum Beispiel wenn jemand wissen will, welche Briefe von Hemingway an meinen Onkel ich habe, dann muß ich suchen, mich selbst hinterfragen, was weißt du davon eigentlich. Das Archiv, ja – ich stelle es mir eigentlich als ein lebendiges Archiv vor, und ich denke, durch Ausstellungen und andere Veranstaltungen, die ich in den letzten Jahrzehnten organisiert habe, kann man es als solches betrachten.

Dank Arbeit und Aktivitäten beider Archive ist Regler ins Bewußtsein der Öffentlichkeit zurückgekehrt, insbesondere im Saarland. Es gibt sowohl in Saarbrücken wie auch in Merzig einen Gustav-Regler-Platz, in Neunkirchen eine Gustav-Regler-Straße. Die Stadt Merzig und der Saarländische Rundfunk vergeben alle drei Jahre den Gustav-Regler-Literaturpreis. Im Stroemfeld Verlag erscheint seit 1994 eine Regler-Werkausgabe, angelegt auf

15 Bände, an der sich auch das Kultusministerium beteiligt. Im vergangenen Jahr erschien als Band 10 *Das Obr des Malchus*, herausgegeben und kommentiert von Gerhard Schmidt-Henkel und Hermann Gärtje. Die Werkausgabe sieht Annemay Regler-Repplinger auch unter kritischen Aspekten.

Die Geschichte der Urheberrechte ist sozusagen eine Endlos Geschichte, bis in die heutigen Tage. Ein vielfaches Hin und Her, viel Mühen und Ärger. 1994 kam es dann zwischen

mir und dem Kultusministerium zu einer Absprache über diese Rechte und den Nutzen daraus. Seit dieser Zeit gibt es auch einen Annemay-Regler-Repplinger-Fonds, in den Gewinneinnahmen aus der Werkausgabe einfließen, denn ich will daran nichts verdienen. Viel kommt da sowieso nicht rein, weil die Werkausgabe kein Verkaufserfolg ist, schon vom Konstrukt her. Ich bin der Meinung, daß die Kommentierung der einzelnen Bände durch die jeweiligen Herausgeber sehr dominant ist. Das halte ich nur bedingt für richtig. Ich hätte gerne eine lesbare, verkürzte Werkausgabe gehabt, schon von der Anzahl der Bände her.

Die Geschichte des Regler-Archivs in Merzig ist, wenn man seiner Leiterin genau zuhört, eine Geschichte, die neben dem Erfolg auch die Enttäuschung kennt. Schwierigkeiten, die jeder erlebt, der mit Nachlässen zu tun hat, die nicht eindeutig testamentarisch geregelt sind, deren Wert im Bereich von Spekulationen und Schätzungen von denen liegt, die kulturelles Erbe jenseits von Gewinn und Profit erhalten wollen. Persönliche Erinnerungen können oft eine wichtige Rolle spielen, sollten nicht achtlos zur Seite geschoben werden, ohne ihren Stellenwert zu bedenken.

Ich bin ja eigentlich die letzte noch lebende Verwandte von Gustav Regler. Als er 1949 das erste Mal aus seinem Exil in Mexiko nach Merzig kam, habe ich ihn zum ersten Mal erlebt. In den darauffolgenden Jahren kam er regelmäßig zu uns nach Hause, besuchte meine Eltern. Vor allem auch, weil seine Mutter noch lebte, meine Großmutter, die erst 1958 gestorben ist.

»Liebe Mutter, da enden nun die sechzehn Jahre Exil« (Regler an seine Mutter, kurz vor seiner Rückkehr aus Mexiko 1949)

Es kamen auch viele Besucher zu ihm hierher. Er arbeitete damals auch für den Saarländischen Rundfunk, beim Hörfunk und beim Fernsehen. Er hat da einen Film über den berühmten Holzschnitzer HAP Grieshaber gemacht. Vom Rundfunk brachte er auch immer wieder Leute mit, zum Beispiel Heinz Dieckmann, mit dem er zusammenarbeitete. Damals war ich hin und weg von seiner Persönlichkeit. Er war ein Erzählertalent. Ich habe zwischen ihm und seinem Bruder Franz, meinem Vater, viele Parallelen entdeckt, beide hatten zum Beispiel das gleiche Temperament. Dazu kam ihr Interesse für Kunst und Literatur und – für schöne Frauen – aber das will ich jetzt nicht weiter ausführen. Es war natürlich aufregend, wenn er da war, zusammen mit seiner

Frau Peggy, die irgendwelche Diätvorschriften für Gustav aufstellte, denn er war damals schon gesundheitlich angeschlagen.

»Regler und die Saar. Das war sicherlich keine Liebesbeziehung, aber wohl auch nur phasenweise jene Strindberg-Hölle, als welche man die weitgehend sporadische Verbindung des Autors zu seiner Geburtsregion zuweilen simplifiziert.«

(Günter Scholdt in Gustav Regler. *Odysseus im Labyrinth der Ideologien*)

Die »phasenweise Strindberg-Hölle« hatte nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten und dem Abstimmungskampf im Saargebiet, der Regler auf Seiten der Status Quo-Anhänger sah, an Dramatik zugenommen. Die Kontakte zur Familie, zu Eltern, Bruder und Schwester, die konträre politische Ansichten vertraten, insbesondere sein Bruder Franz, wurden nach der Flucht aus dem Saarland während des Exils immer spärlicher, waren zeitweise vollkommen unterbrochen, wieder belebten sich aber nach Kriegsende.

»I can pack and go home, without being shot at the arrival« (Regler am 16. September 1944 an seine Frau Peggy)

Auch das Verhältnis zu seinem Bruder Franz verbesserte sich nach der Rückkehr aus dem Exil in Mexiko 1949. Die politischen Gegensätze von einst schienen vergessen, die seelischen Wunden vernarben.

Es gab lange Zeit eine Diskrepanz zwischen den Brüdern. Die ist erklärbar durch die Lebensumstände. Mein Vater Franz Regler hatte ja in der Nazi-Zeit unsere Firma weitergeführt. Er war verpflichtet, die Familie samt Anhang, zum Beispiel seine Mutter, mitzuernähren. Durch die Zeitumstände nach 1933 war er politisch anders eingestellt als sein Bruder Gustav, der sich die Freiheit genommen hatte, anders zu leben. Auch politisch. Ja, es gab diese Feindschaft zwischen den Brüdern, die auch immer wieder kolportiert wurde. Ich denke, das muß man heute differenzierter sehen. Meiner Wahrnehmung nach gab es zwischen den beiden nach 1949 ein gutes »Miteinander«. Schließlich wurde meine Schwester Marilen 1951 sein Patenkind.

Mehr als ein halbes Jahrhundert später verwaltet Reglers Nichte Zeugnisse und Dokumente der Vergangenheit des Onkels und hat, was das Archiv angeht, wie sie selbst sagt,



noch viele Perspektiven und tausend Pläne. Viel Neues, Unbekanntes gibt es jedoch ihrer Meinung nach nicht zu entdecken.

In den wichtigen Punkten seines Lebens, seinen Stationen und seines Werkes, würde ich glatt sagen, es gibt nichts mehr zu entdecken. Wohl aber, wenn man sich in Einzelheiten vertieft. Forschen kann man jedoch mein kleines bescheidenes Vertiefen nicht nennen. Erforschen scheint mir dafür der richtigere Ausdruck, ja das mache ich schon.

Die grauen Stahlschränke im Archiv sind voll von Mappen und Kisten. Briefe, Manuskripte, Tagebücher.

Papierbündel, mit einer Kordel zusammengehalten, Unmengen von Zetteln mit handschriftlichen Notizen, mit Bleistift und Tinte geschrieben, Stapel von Berichten, von Beobachtungen aus aller Welt, in der er nach 1945 rastlos unterwegs war, getreu seinem Bekenntnis:

»Ein Komet kann nur in der Bewegung denken.«

(Regler in einem Brief an das Ehepaar Abramzick in Bremen, 1955)

»Man muß sich eilen, noch etwas von der Welt zu sehen, ehe sie zwischen Washington und Moskau zu Asche verbrannt wird.«

(Regler in einem Brief an SR-Redakteur Fred Oberhauser in Saarbrücken, 1962)

Beim Blick in die Zukunft denkt man auch an Perspektiven für das Archiv und sein Engagement gegen das Vergessen. Die Zukunft des Buches erscheint ungewiß, dem elektronischen Buch gehört die Zukunft, behaupten zumindest seine Händler, andere setzen auf die Tradition des Papiers. Frage, was kann aus diesem Archiv werden, das die Stimme eines wichtigen Schriftstellers und Zeitzeugen von Deutschlands finsternen Stunden bewahrt?

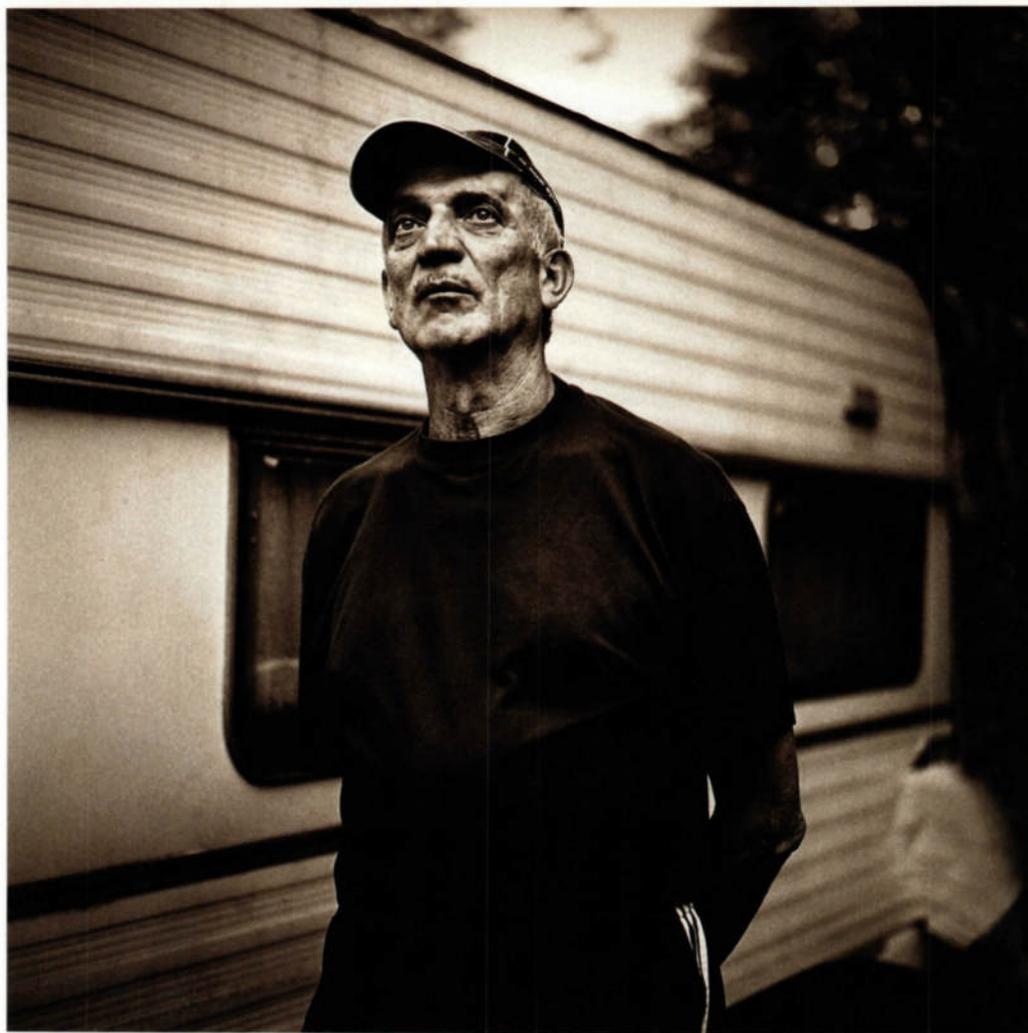
Ich habe schon mal an das Deutsche Literaturarchiv in Marbach gedacht oder das Exilarchiv in Frankfurt am Main. Genausogut kann ich mir vorstellen, daß es letztlich doch in der Familie bleibt. Das Interesse bei ein, zwei meiner Kinder wäre vorhanden. Aber man darf nicht verkennen, daß ein Archiv auch eine kostenträchtige Angelegenheit ist. Es muß also auf einer sicheren Basis stehen. Es muß einen sicheren Zufluß an Mitteln geben für die laufenden Kosten. Ich werde mir noch ein bißchen Zeit lassen, ich kann mich im Augenblick intensiv mit diesem umfangreichen Nachlaß beschäftigen. Im gegenwärtigen Zustand würde ich es niemandem übergeben. Da stehen noch jede Menge Bearbeitungsvorgänge an. Da ist noch alles in Bewegung. Ich bin natürlich keine Schriftstellerin, aber in nächster Zeit erscheint ein Heimatbuch, für das ich einen umfangreichen Artikel schreiben werde, Gustav Regler – Idealist und Rebell.

Idealisten, Rebellen – mit ihnen tut sich eine Zeit wie die unsrige schwer, eine Zeit die häufig Helden macht, die keine sind. Menschen, die urteilen ohne hinzusehen, die verleumden statt zu tolerieren, die schlagen statt helfen. Trotzdem sind Idealismus und Rebellion Begriffe, die in unseren Tagen an Aktualität gewinnen. Wenn es um Laufzeiten von Atomkraftwerken geht, um ein umstrittenes Bahnprojekt, um die Lebensqualität von Menschen, die keine Arbeit finden. Da tauchen sie plötzlich auf, Idealisten, Rebellen, protestieren, klagen an. Zeigen sich als Volk, das anders denkt als seine Mächtigen und für die Angst kein Gewicht hat. An solchen Tagen kann ein Schriftsteller wie Gustav Regler, kann das Beispiel seines Lebens, zur eindringlichen Mahnung werden. Weg und Inhalt dieses Lebens liegen in den Schränken des Merziger Archivs. Das Fazit daraus hat er vier Jahre vor seinem Tod 1962 gezogen.

»Toleranz, Güte, Verständnis des anderen, kein Urteil, ehe man nicht den anderen gehört hat, Ablehnung des Absoluten, Ablehnung aller Schroffheit, aller Unmenschlichkeit.«

(Gustav Regler in einem Fernsehinterview 1958)

Michael Dörr
Gesichter Burbachs



Manfred Wagner (Rentner)



Markus dal Ferro (Tätowierer)



Klaus Konstroffer (Pfarrer in der Pfarrei St. Eligius)



Jörg Welsch (Galerist und freischaffender Künstler)



Teneh Kabba Theresa Walter (engagiert sich ehrenamtlich bei Shelter for Africa)



Pferdemetzgerei Bobenrieth: Inhaber Guido Bobenrieth und Mitarbeiter Peter Lauerwald



Niemand nach Amanville

Auszug aus dem neuen, noch unveröffentlichten Roman von Alexander Manderscheid

Ein düsterer Roman um einen jungen Deutschen, der in eine französische Industriestadt kommt, um dort zu leben. Gleich zu Beginn verliert er seinen Job im Krankenhaus der Stadt, das geschlossen wird. Der junge Mann bleibt zunächst ohne Perspektive und Anschluß in der fremden Stadt, welche der Winter fest im Griff hat. Langsam, doch allmählich findet er Kontakt zu den Einheimischen. Mehr und mehr erkennt er durch diese Begegnungen, daß es für ihn vielleicht längst zu spät ist, sich der düsteren, sterbenden Stadt zu entziehen. Als letzte Patientin wird eine junge Frau in die Klinik eingeliefert, die bei einem Selbstmordversuch noch rechtzeitig gerettet werden konnte. Nach dieser Begegnung beschließt der Zugereiste endgültig in der Stadt zu bleiben, in der sich vor seinen Augen das Klischee der solidarischen Arbeiterschaft der Metallfabrik, welche das Leben in der Stadt beherrscht und bestimmt, in Luft auflöst.

Besuch in Norris Green

Virginies Tante wohnte mit ihrem 14-jährigen Sohn in Norris Green, in einem Haus, das aussah wie alle anderen in diesem Ort. Misses parkte direkt vor der Tür, welche sperrangelweit offenstand und uns einen dreckig gelaufenen Filzteppich präsentierte, und abstinente Wände in all ihrer unbefleckten Schönheit. Nur im Wohnzimmer, wo ich unsere Taschen abstellen durfte, hingen Bilder, zehn oder fünfzehn gerahmte Familienfotos, von denen eines Virginie zeigte, in einem einfach gehaltenen, buntgepunkteten weißen Kleid von Fornarina. Dasselbe Kleid, das sie gerade trug.

Wir setzten uns an den Tisch in der Küche und aßen von einem Eintopf mit Bohnen, der schon leise vor sich hin köchelte, als wir ankamen. Der Sohn des Hauses ließ sich den ganzen Abend über nicht blicken.

Nachdem wir uns mit Misses eine Stunde lang belanglos unterhalten hatten, stiegen wir in den ersten Stock des Hauses und setzten uns auf ein weiches Bett mit dicken Federdecken. Von der Tante trennte uns jetzt eine Tür, und Stille kehrte ein, so dass die Uhr an der Wand nur noch mit dem Pfeifen in meinen Ohren konkurrieren musste. Ich genoss das.

Virginie streifte sich ihre Schuhe ab, warf sie einen Meter von uns weg und legte sich in ihrem Kleid auf den Rücken. Sie schaute müde auf die Zimmerdecke, bis ich ihr eine Gauloise aus meinem Päckchen kramte. Wir rauchten, während es draußen langsam dunkel wurde.

Virgies Tante brachte uns, auf unseren Wunsch hin, zur Einkaufsmall. Die Stadt selbst reizte uns nicht. Wir hatten keinen Grund, das Gebäude zu verlassen, die schützenden Mauern des Konsums, wo schwatzende Kunden und klappernde Einkaufswagen von gefliesten und weiß gerauten Wänden veredelt wurden. Hier konnten wir uns aus, wie wir uns auch draußen hätten zurechtgefunden, sicherlich, in einer Stadt, die den gleichen Sinn trug wie unser Amanville. Ob nun eine Fabrik dort oder viele hier, ist dann doch egal.

Und wir verzichteten während unseres gesamten Besuchs darauf, dies uns selbst vor Augen zu führen. Nichts zog uns oder zerrte an uns, so dass wir wohl zu den ersten gehörten, die ihren Urlaub allein im Liverpools Vorort verbrachten, wogegen wir uns nicht wehrten, egal wie hart uns dessen Faust gegen die Lippen schlug.

Wir schoben unsere Chromstühle in einem Imbiss nach hinten und wechselten auf eine glanzpolierte Holzbank direkt im Rücken der langen Kassenreihe eines Supermarktes, deren Laufbänder die Verkäuferinnen immer wieder einsprühten und abwischten, um zwischen den spärlich aufkreuzenden Kunden vor den Deckenkameras ihre unentbehrliche Anwesenheit zu beweisen.

So auch die Araberin vor mir, sie zog wieder und wieder ihre Sprühflasche unter ihrem Stuhl hervor, drückte viermal gegen den Griff, während sie sie über ihr Band schweben ließ, und wischte. Immer wieder. Und ich glaube, ich bin mir ziemlich sicher, dass sie in einer kleinen Pause, bevor sie wieder die Idee mit der Sprühflasche aufgriff, ihre schwarzen Pupillen in ihre linken Augenwinkel führte und heimlich nach mir schielte, unter ihrem Kopftuch hervor, wie ich da saß und mir einen Reim auf sie machte. Und mit ihrer Zunge an einem kleinen Loch in einem Zahn saugte, was *mir* einen eigenartigen, dumpfen, aber vasalen Geschmack verschaffte.

Virginie stand auf und zerrte an ihrer Tisci-Hose. Sie verführte mich zum Gehen, zur gemeinsamen Suche nach der Haltestelle, von der aus die 61 nach Norris fahren sollte. Sie kam und nahm uns gegen Kleingeld mit. Wegen der beeindruckenden Häuserklo- ne setzten wir uns gleich ganz vorne in die erste Reihe und stahlen den Rentnern ihren Platz. Dann tauchten wir ein in das Meer der Fassaden. Häuserschlangen lagen tot am Rand der Straße, nachdem sie sich an den scharfen Kanten der Bordsteine geschnitten hatten und verreckt waren.

Als der Bus sich mit uns an einer 331 vorbeiquälte, drückte Virginie auf den Halteknopf und wartete mit trockenen, farblosen Lippen darauf, dass der Fahrer den Fuß vom Gas ließ und den Blinker zur Seite setzte. Draußen küsste ich sie nach aufgeplatzten Rissen suchend. Aber ihr Mund kam weich und warm, und ein kurzes Knistern drang bei unserer körperlichen Trennung in meine Ohren, das dort auch dann noch blieb, als wir merkten, dass wir in einer anderen Straße weilten als in der, in der die richtige 331 in der Reihe stand.

Wir reagierten mit Lethargie.

Wir blieben zunächst stehen und drehten ruhig die Köpfe zu den Kreuzungen, die die Straße mit beiden Armen weit von sich wegstreckte.

Schließlich gingen wir planlos wieder dorthin zurück, wo der Bus eingebogen war, als uns auf halbem Wege zwei Jungen entgegen kamen, die abgewetzte Nike-Trainingsjacken zur Schau trugen und mit einem verschlafenen Ausdruck ihr Interesse an uns überdeckten. Als sie nahe genug an uns heran waren, senkte der eine seinen Kopf und schielte aus den Augenwinkeln auf Virgies Brust, während der andere seine Schläfrigkeit in einen starren, spitzen Blick an mir vorbei verwandelte und seine Schulter verkrampfte, um auf gleicher Höhe gegen die meine zu schlagen.

Ich empfing seinen zerpickelten Körper mit einer Wucht, dass er aus seiner Bahn gerissen wurde. Aber er verschwand in meinem Rücken ohne einen Mucks. Nur um seine Reaktion zu testen, drehte ich mich nach ein paar Schritten wieder zu ihm um und sah sie grinsen, während der eine dem anderen breitbeinig mit der Faust vor seinem Latz vorgab, was er gerne mit Virgie anstellen würde.

Ich kam wieder stark verkrampft, packte meinen verklebten Penis mit einem Stück Klopapier zusammen in die Hose und kehrte aus dem Bad zurück vor den Fernseher, vor dem alle versammelt waren. Dort wurde ein Bericht über den kleinen Jungen gezeigt, der von einer Gang von Adoleszenten hier in Norris Green erschossen wurde.

– Und zwar ganz hier in der Nähe, prahlte Virgies 14-jähriger Cousin mit seinem Wissen.

– Ich weiß auch, wer das war.

– Dann solltest Du zur Polizei gehen.

– Ich geh doch nicht zu den Bullen, Mom.

– Die Polizei hat hier ein wenig Angst vor Kenny und seinen Freunden, zog die Tante uns ins Gespräch hinein. Ich spielte mit meinem Mund und zauberte ein Staunen aus der Kiste mit den Lügen hervor. Virgie drehte das Glas mit braun-schwarzer Salzpaste auf, roch und faltete die Nase.

Schweigen.

– Und hast *Du* auch Angst vor Kenny und seinen Freunden, fragte ich.

– Also wenn ich ehrlich bin...

– Wir machen doch nix mit *unsern* Leuten, Mom.

– Das ist doch hier genauso wie sonst überall auch, sagte Virginia.

– Nur dass der arme Rhys erschossen wurde. Sowas passiert sonst in keiner Stadt.

– Der hatte ein Everton-Trikot an, Kenny zerrte an seinem Adidas-T-Shirt.

– Mit drei Schüssen, mischte sich die Glotze ein.

– Wie ist das bei Euch in Frankreich?

– Ich wüsste nichts von gefährlichen Vororten in Frankreich.

– Also, bei uns in Amanville passiert jedenfalls nichts, versuchte Virginia mir irgendwie Recht zu geben.

– Wenn die Franzosen hierher kämen, würden sie direkt wieder in ihren Renau' einsteigen und nach Hause fahren.

Kenny hatte es auf den Punkt gebracht. Die Glotze übernahm wieder und zeigte einen aus Croxteth Park mit gehöriger Unschärfe im Gesicht.

– Rhys war gar nicht so unschuldig, wie alle immer sagen, gab der zu denken.

Adoleszente, adultpretentative Philosophie.

Alexander Manderscheid, geboren 1976 in Saarlouis, schreibt unter anderem als freier Journalist für die *Saarbrücker Zeitung*. Seine beiden ersten Romane tragen die Titel *Der Pol der relativen Unzugänglichkeit* und *Niemand nach Amanville*. Ein dritter ist im Entstehen.



»ich treibe immer ohne zu versinken«

Der Countertenor und Stimmkünstler Ralf Peter

Von Karsten Neuschwender

Auch am Anfang dieser Geschichte war das Wort. Das Wort als Klang und Prinzip. Das Wort als Keimzelle für die Entstehung einer Welt. Das Wort allerdings ausgesprochen von einem Menschen, dem die Anklänge des Satzes »Am Anfang war das Wort« wahrscheinlich viel zu göttlich, philosophisch und unkonkret erscheinen würden. Dies ist die Geschichte des Sängers und Dichters Ralf Peter, für den Auftritte als Countertenor an der Staatsoper Stuttgart oder dem Saarländischen Staatstheater eine Einheit bilden mit seinen Auftritten als Stimmrezitator am Biertresen einer Kneipe. Denn wenn das Prinzip gleich bleibt, verändern sich je nach Situation die Worte und ihr Klang.

Zu Beginn der neunziger Jahre kam Ralf Peter in das vom Lyriker und Journalisten Arnfrid Astel geleitete Schreib-Seminar *Einhornjagd und Grillenfang* und begann, aus seinen Gedichten zu lesen. »die großen Buchstaben sind viel zu klein« hieß es darin, oder »ich treibe immer ohne zu versinken«. Es sind Sätze in einer sehr eigenen Mischung aus Selbstreflexion und Stimmungsschilderungen, die entfernt an die desillusionierende Welt des romantischen Gedichtzyklus *Winterreise* erinnern. Ralf Peter malt in seinen fünfzehn Gedichten eine düstere Welt zwischen toten Kindern, verödenen Gleisen einer U-Bahn oder einem Pfarrer, der einfach irgendwas segnen möchte. Organisiert sind diese Gedichte in Form eines Sonettenkranzes, der die Einzeltexte nach einem strengen Reim- und Rhythmuschema organisiert. Es ging darum, die strikte Form einzuhalten und über den Reim auch die Inhalte zu finden, erinnert sich Ralf Peter, der mit seinem Sonettenkranz seinerzeit in die Sendung *Literatur im Gespräch* des Saarländischen Rundfunks eingeladen worden war. Neues entsteht also in der Beschäftigung mit etwas Vorhandenem. Seit kurzem steht der Sonettenkranz, von ihm übersetzt ins Englische, als 70minütige Improvisation mit Stimme und Gitarre auf YouTube. Und

in den letzten Jahren hat Ralf Peter ihn immer wieder in unterschiedlichen Performances aufgeführt. Dabei reagiert er von der Lesung über die improvisierte Performance am Tresen bis hin zum YouTube-Projekt immer wieder auf die Veränderungen der modernen Zeit. Aber immer so, daß er sich selbst treu bleibt. »ich treibe immer ohne zu versinken«, sollte dieser frühe Satz so etwas wie ein biographisches Grundprinzip beschreiben?

Zwar schrieb Ralf Peter eine Magisterarbeit über *Die Bedeutung der Musik bei Ingeborg Bachmann*. Zu dieser Zeit lag aber sein Schwerpunkt bereits auf der praktischen Musik. Der gelernte Tenor wurde bei Brigitta Seidler-Winkler als Countertenor ausgebildet, einer Gesangspädagogin, die nach einer von ihr selbst entwickelten Methode auf der Basis verschiedener Atemtypen unterrichtet und der es neben der Schönheit der Stimme sehr stark um die Inhalte dessen geht, was ein Lied oder eine Arie ausdrückt. »Die Stimme ist ein Mittel für theatralischen Ausdruck«, sagt Ralf Peter, der längere Zeit als Chorist im Saarbrücker Opernchor arbeitete und dessen Begabung für das Fach Countertenor eher zufällig und nebenbei entdeckt und entwickelt wurde. Mit großem Erfolg allerdings, denn er sang in freien Produktionen Partien wie den Scipione in Francesco Cavallis und den Orfeo in Luigi Rossis gleichnamigen Barockoper. Am Saarländischen Staatstheater gestaltete er als Marylin-Counter die Uraufführung von Tobias PM Schneids *Swin Swin*, als Dalís Stimme die Uraufführung von Manuel Hideos *Dalí* oder als Madrigalist die Deutsche Erstaufführung von Alfred Schnittkes Oper *Gesualdo*. An der Staatsoper Stuttgart sang er in Jörg Mainkas *Voyeur*. Die Stimme sei ihm dabei nur ein Mittel, eine Handlung oder eine Idee auf die Bühne zu bringen. Und da war die hohe Countertenorlage vielleicht nicht zu wenig – aber zu beschränkt.

»Der klassische Gesang nutzt etwa zehn Prozent der stimmlichen Möglichkeiten«, er-



läutert Ralf Peter, »ich habe gemerkt, daß meine Stimme nach anderen Richtungen gerufen hat«. Es fing mit einer szenischen Aufführung von Schönbergs *Pierrot lunaire* an. In Performances klopfte er seinen Körper auf neue Ausdrucksmöglichkeiten hin ab und begann mit Licht, mit Tänzern und improvisieren-

den Künstlern zusammenarbeiten. Er redet von »extended voice« und »inspirativem Singen«. Regelmäßig ist er mit szenischen Liederabenden und Performances bei der Saarbrücker Sommermusik zu Gast. Unter anderem mit der Reihe *Cronos*, die Tanz, Licht, Stimme und Klangkunst miteinander verbindet. Dieses Projekt wurde 2008 mit dem Stuttgarter Theaterpreis ausgezeichnet. »Der Sonderpreis für eine herausragende künstlerische Leistung wird an eine Produktion vergeben, die eine beachtenswerte Homogenität aufwies und dabei starke Bilder evozierte. Die Elemente Rauminstallation, Farben, Geräuschwelten, Stimme, Texte, musikalische Akzente sowie Tanz etablieren die surreale Handschrift der Inszenierung. Die Darsteller, die aus der Feder von Sartre oder Beckett hätten stammen können, verstanden es zudem, die aufgeworfene befremdliche Ästhetik und Spannung zu übertragen«, begründete die Jury ihre Preisvergabe. »jeder Laut / aus unseren offenen Mündern streift die Wände / und treibt zurück wenn wir hinuntersinken / ich kann in keinem Augenblick ertrinken«, heißt es im Sonettenkranz.

Ralf Peter ist ganz und gar ein Künstler der Moderne, ein Mensch der die unterschiedlichen Methoden und Möglichkeiten der zeitgenössischen Stimm- und Klangkunst auf hohem Niveau in sich vereint. Ein reiner Vertreter der intellektuellen Hochkultur? Als »Heinz« spielte er in Franz Wittenbrinks *Mütter* am Kinder- und Jugendtheater Überzwerg. In der Theatercompagnie Lion spielte er den Esel in den *Bremer Stadtmusikanten*. Und als Pop- bzw. Chansonsänger ist er in Thomas Pigors Revue *Erböhte Temperatur* am Saarländischen Staatstheater aufgetreten. Er erzählt das voller Begeisterung – und ist sich der Problematik bewußt, die die öffentliche Meinung mit Bühnenkünstlern verbindet, die plötzlich Kinder-

theater machen: Reicht es für die »richtige« Bühne nicht mehr, daß er nun im Kindertheater auftritt? Das sei Quatsch, sagt Ralf Peter. Gerade Kinder hätten Anspruch auf gutes Theater. Und für den Künstler seien Kinder das härteste Publikum überhaupt, denn wenn man nicht gut sei, ließen sie es einen unmittelbar spüren. Und was sich bei Kindern, denen Rollen, Genres und Stimmlagen herzlich egal sind, wunderbar ausprobieren läßt, sind Experimente mit Stimme und Körper. Je nachdem, was die Rolle erfordert. Gerade hat sich Ralf Peter auf seine Rolle in *Romeo und Giulia* vorbereitet – ein Stück, das der Saarbrücker Dichter und mehrfache Wilhelm-Busch-Preisträger Ody ganz individuell umgestaltet hat: Auf einem Bauernhof verguckt er sich als der stolze Gockel Romeo la Poulette in die dralle Sau Giulia du Bon Goût. Da aber der Standesdünkel zwischen Hühnern und Schweinen eine solche Verbindung nie dulden würde, wollen sich beide heimlich vermählen und den Hof vor vollendete Tatsachen stellen. Eine Aktualisierung, die in ihrer modern-modischen Brechung ganz nach dem Geschmack von Ralf Peter sein dürfte. Als Regisseur der vielbeachteten Inszenierung von Luigi Rossis Oper *Orfeo* hat er den antiken Liedermacher in eine Medienwelt versetzt. Orpheus, dessen Themen das Erkennen und Wahrnehmen sind, wird von Ralf Peter in einen Kontext gestellt, der »mit der Realität permanent bricht und sie hinterfragt – zum Beispiel mit dem Medium der Illusion schlechthin: einem Fernseher« – so berichtete die Presse über das Projekt.

Am Anfang ist das Wort, und das Wort ruft nach Musik, und die muß je nach Situation anders klingen – so könnte man das künstlerische Credo des Countertenors, Regisseurs, Dichters und Performancekünstlers Ralf Peter zusammenfassen. Egal ob er nun als Solist engagiert wird, in Ensembles wie PanArte oder der freien Operngruppe pazzaCaglia mitarbeitet, in Crossover-Projekten wie *Eurydike hinter den Grenzen*, mit Neue-Musik-Gruppen wie dem Liquid Penguin Ensemble kooperiert oder als Improvisator auf YouTube oder in Kulturkneipen rezitiert. Er bleibt sich von Projekt zu Projekt treu und bringt ganz unterschiedliche Kunst auf die Bühne. Oder, wie es bereits im Sonettenkranz heißt: »ich treibe immer ohne zu versinken«.



Gut eingelebt

Neue Leitung im Saarbrücker Filmhaus

Von Tobias Kessler

Seit Februar leitet der Mannheimer Michael Jurich das Filmhaus in Saarbrücken. Ein Gespräch über Mainstream und Nischenfilme, Sparpläne, Digitalisierung, überschätzte Regisseure und anonyme 20000-Euro-Spenden.

Daß er im Büro Krawatte trägt, täuscht ein wenig: Es läßt Michael Jurich ein bißchen förmlicher und gesetzter erscheinen, als er – oder seine Sicht aufs Kino – ist. »Ich trage gern Krawatten«, sagt Jurich, »weil ich nicht muß.«

Seit dem 1. Februar diesen Jahres, nach einem Auswahlverfahren zusammen mit sechsundfünfzig anderen Bewerbern, leitet der 55jährige das Saarbrücker Filmhaus. In seiner Mannheimer Heimat hatte er in den sechzehn Jahren zuvor das Cinema Quadrat mit einem Saal und 99 Plätzen geführt, das in diesem Juni einen Preis des Kinematheken-Verbundes erhielt (ebenso wie das Saarbrücker Kino achteinhalb) – für das Programm von 2009, Jurichs letztem Jahr dort. In Saarbrücken kann er nun drei Säle statt einem bespielen und das Programm alleine bestimmen, anders als im Cinema Quadrat, dessen Programm der Verein zusammenstellt, der das Kino trägt. Ein Stück cineastischer Freiheit hat er also in Saarbrücken in Händen; doch diese Freiheit, das weiß Jurich, ist relativ. Gerade im kommunalen Kino einer finanziell maroden Stadt, die bei den Besucherzahlen genau hinschaut. Schließlich muß das Filmhaus von seinem 600000-Euro-Etat die Hälfte selbst erwirtschaften. Ein schwerer Brocken, zumal es filmisch in Saarbrücken ja auch nicht anders als anderswo zugeht, findet Jurich: »Schwierige Filme haben es überall schwer.«

1992 öffnete das Filmhaus in der Mainzer Straße 8, in einer ehemaligen Scheune, und wurde seitdem von Albrecht Stuby geleitet. Der ist einer der buntesten Kulturgestalten der Stadt, ein Allianzschmieder und Förderkopf-Jongleur von beträchtlichem Ruf – und auch Polarisierungs-Potential: Als Stuby im

Februar 2010 seinen Abschied in die Pension feierte (Jurich war dabei, wurde aber nicht vorgestellt, aus Zeitgründen, wie es hieß), erwiesen ihm gleich zwei Kulturdezernenten und drei ehemalige Oberbürgermeister, darunter Oskar Lafontaine, die letzte politische Ehre; im Gegenzug aber schickte die CDU-Stadtratsfraktion Stuby eine merkwürdige Mitteilung in die Rente hinterher, er habe das Kino in »politische, intellektuelle, soziale und kulturelle Isolation« geführt. Ein peinliches und sachlich lachhaftes Nachtreten, das aber auf manche politische Scharmützel hindeutet, die um das Filmhaus geführt worden sind.

Jurich, das darf man vermuten, wird nicht derart polarisieren, möglicherweise gar nicht. Er ist parteilos, sein persönlicher Stil eher unauffällig, zurückhaltend, zudem gibt seine Mannheimer Sprachmelodie seinen Aussagen stets etwas Gemütliches mit. Dennoch: »Ich werde mich hier wohl mehr um Politik kümmern müssen«, hatte Jurich gesagt, bevor er nach Saarbrücken aufgebrochen war. Als langjähriges Mitglied im Vorstand des Bundesverbands kommunaler Filmarbeit wird er da nicht unerfahren sein. Wie steht es jetzt mit dem Kontakt zur Politik? »Das steht auf meiner Agenda«, sagt Jurich, der als Gast beim Kulturausschuß dabei ist. »Ich erkläre gerne jedem, was ich tue und was ich vorhabe. Anfangs wollten mich alle einmal in die Fraktionen einladen – bisher hat mir die Arbeit aber keine Zeit dazu gelassen.«

Daß er das Filmhaus seit einigen Monaten leitet, wird Kinogängern, die sich für Personalien wenig interessieren, beim Blick ins Programm möglicherweise gar nicht aufgefallen sein. Allerdings ist Jurich auch nicht angetreten, das Rad neu zu erfinden, ist das Programm des Filmhauses doch cineastisch klar ausgerichtet und bewährt: kein Blockbuster-Mainstream, der in Saarbrücken von Cinestar, Passage und UT abgedeckt wird; zugleich weniger experimentell als das Kino achteinhalb – insgesamt Arthouse-Kost. Die

bietet allerdings auch die Saarbrücker camera zwo, die größte Filmhaus-Konkurrenz. Es gibt einen stetigen Wettbewerb um begehrte Kinofilme, den nicht selten Michael Krane und sein Camera-Kino für sich entscheidet, da er mit seinen fünf Sälen den Filmverleihern längere Laufzeiten und damit mehr Umsatz bieten kann. »Das ist für Verleiher natürlich sehr attraktiv«, sagt Jurich und gibt zu, daß die den kleinsten Saal des Filmhauses, die nur mit Videobeamer ausgestattete »Galerie«, nicht sehr schätzen. »Schade, zumal die 39 Plätze für manche Filme völlig ausreichen. Aber Verleiher wollen natürlich immer in den größten Saal«. Als lebensbedrohlich sieht Jurich die Konkurrenz nicht, da es mehr Filme als Abspielstätten gebe. Letztendlich entschieden die Verleiher allein, wem sie ihren Film geben – »die sind da ein bißchen wie Wechselwähler«. Auch Überschneidungen mit dem Kino achteinhalb bleiben nicht aus. Er habe schon Filme bestellt, die die Kollegen des achteinhalb, die Jurich seit gut fünfzehn Jahren kennt, schon für sich gesichert hätten – und umgekehrt. Einen Film wie *Du sollst nicht lieben* hatte Jurich schon für das Filmhaus eingeplant, doch das achteinhalb hatte schon den Regisseur eingeladen. »Künstlerpech«.

Die Grenzen, was sein Publikum annimmt und was nicht, hat er noch nicht bis ins Tiefste ausgelotet. »Wirkliche Experimentalfilme habe ich noch nicht gezeigt – mit Ausnahme vielleicht der Kurzfilme von David Lynch, dessen Name schon alleine ein Publikum anzieht. Aber bundesweit können sich das vielleicht nur drei Kinos leisten.« Jurichs eigene Interessen liegen weiter vom Arthaus-Mainstream entfernt, als das Filmhaus-Programm meist – oder eben Jurichs Bürokravatten – vermuten lassen. Regisseur Ang Lee etwa findet er »überschätzt und schlicht langweilig«. Persönliche Regisseurs-Hitlisten hält er für albern, aber wenn es schon sein muß, nennt er Friedrich Wilhelm Murnau, Robert Bresson, Yasujiro Ozu, Stanley Kubrick – »außer *Eyes wide shut*« – und Jean-Luc Godard. »Ich könnte genauso gut zwanzig andere nennen. Ich würde auch nie ein Genre ausgrenzen.« Besonders liebt er den Stummfilm, weswegen er seit Jahren regelmäßig zum Festival nach Pordenone fährt, auch in diesem Oktober. Sperrige Kost ins Programm zu heben, ist für Jurich unabhängig von eigenen Vorlieben eine cineastische Pflicht. Unbedingt zei-

gen will er demnächst einen Film, von dem er sich ausrechnen kann, daß sein Kino da nicht aus den Nähten platzen wird: *Uncle Boonmee* von Apichatpong Weerasethakul (ein Name, den Jurich – Respekt – ohne Wimpernzucken flüssig aussprechen kann). »Sicher, der Film gilt als schwierig. Aber das ist ein Cannes-Gewinner, Weltkino – das muß einfach sein.« Gerade in Zeiten, in denen die Tendenz überall zum Eingängigen gehe. Jurich, der am liebsten alle Filme im Original mit Untertiteln spielen würde, schmerzt es, wenn Werke, die er besonders schätzt, zuletzt etwa *The man from London* von Béla Tarr, im Filmhaus schlecht laufen. »Manche Filme finden fünfzig Zuschauer, aber erst ab zweihundert könnte man ruhig schlafen.« Trotzdem müsse man immer wieder »kleine Perlen« einstreuen. »Wenn eine Grundsicherheit da ist, kann man experimentieren.« Und diese Grundsicherheit scheint da zu sein, schaut man sich die Besucherzahlen der vergangenen Monate an: Im Jahr 2009 zählte das Filmhaus – ohne Ophüls-, Schul- und Sondervorstellungen – 31 403 Zuschauer. Von Januar bis Mitte September 2010 lockte das Filmhaus 21 258 Zuschauer an und hatte da noch dreieinhalb Monate Spielbetrieb vor sich. Vergleicht man die Januar-bis-September-Zahlen 2009 (18 404 Zuschauer) mit denen von 2010, kann Jurich zufrieden sein. Ist er auch, gleichzeitig aber skeptisch. »Da kann immer viel passieren. Ein paar Filme, die schlecht laufen, und schon sieht die Bilanz wieder anders aus.«

Gute Zahlen sind ohnehin keine Entwarnung: 50 000 Euro könne man jährlich beim Filmhaus einsparen, hat Saarbrückens Kulturdezernent Erik Schrader (FDP) geschätzt. Es habe gemeinsame Gespräche gegeben, sagt Jurich, bei denen aber auch stets klar gewesen sei, daß man weder bei den Filmmieten – es sei denn, man spare am Programm – noch bei den Personalkosten der Festangestellten des Kinos sparen könne, bestenfalls bei den studentischen freien Mitarbeitern im Servicebereich. Deshalb will Jurich im November, spätestens Dezember Kasse und Theke zusammenlegen: Das Kassenhäuschen wird abgebaut, die Theke versetzt – Kinokarte, Kaffee und Knabberkram gibt es dann zusammen. Für Jurich »ein besserer Service«, aber – natürlich – eine Ersparnis in kargen Zeiten, da die Stadt eine Mittelsperre verhängt hat: Auch das Filmhaus kann nur über neunzig Prozent seines Etats

direkt verfügen, die restlichen zehn Prozent muß man schriftlich beantragen.

Um zu sparen, hat Jurich die Seitenzahl des monatlichen Programmhefts verringert (von 24 auf 16 Seiten), ebenso wie die Zahl der Vorstellungen – die 16-Uhr-Schiene ist so gut wie gestrichen. »Mit Glück sitzen da drei Leute, Ausgaben und Einnahmen stehen in keinem Verhältnis.« Und die Idee einer Spätschiene? An deren Erfolg glaubt er nicht, Mitternachtsvorstellungen funktionierten bestenfalls in den Großstädten.

Ein Glücksfall für den Filmhaus-Haushalt sind die 20 000 Euro, die ein anonym bleiben wollender Kinofreund/freundin dem Filmhaus gespendet hat. War das etwa Albrecht Stuby, der in seine Pensionskasse gegriffen hat? »Nein«, sagt Jurich, lacht, verrät nichts, aber erklärt, was er mit dem Geld vorhat: Der große Saal des Filmhauses bekommt eine Digital-Anlage, die zwar den traditionellen 35-Millimeter-Projektor nicht komplett ersetzen soll, aber »hilft, Filme früher und in besserer Qualität zu spielen«. Zwar hatte der Saal seit Jahren einen Beamer, der war laut Jurich aber »ein Uraltgerät fürs Wohnzimmer«, das keine

Blu-rays abspielen konnte. Ein neuer HD-Beamer ist seit September im Einsatz, ihm folgen soll eine Digital-Anlage, die ab Dezember ausgetestet und einsatzbereit sein soll. Verleihe schicken dann keine Filmkopien aus Zelluloid mehr, sondern den Film auf einer ungleich kleineren Festplatte, die im Kino abgespielt wird. Das verringert die Portokosten und steigert die Qualität, gibt es doch bei digitalen Kopien keine Abnutzung, anders als bei regulären Filmrollen. Jurich erinnert sich noch mit Grausen an die Filmhaus-Vorführung einer Zelluloid-Rolle, die gerade mal 15 Monate alt und dennoch von häßlichen Laufstreifen verunstaltet war – digital wäre das nicht passiert. 24 000 Euro soll die Umrüstung kosten, nahezu abgedeckt durch die noble Spende. Aus dem regulären Haushalt hätte Jurich das nicht finanzieren können. »Dabei ist diese Umrüstung eigentlich lebensnotwendig«.

Besuche von Regisseuren, Darstellern und Produzenten will Jurich ausbauen. »Ideal wäre ein Termin im Monat.« Im September kam Regisseur Su Turhan mit seinem Film *Ayla* zu Besuch, im August der umstrittene Viel- und Trashfilmer Uwe Boll, um seinen Actionfilm-

Michael Jurich – mit Krawatte



Improvisationsfilm-Hybrid *Darfur* zu diskutieren. Jurich gibt zu, daß ihm der Film nicht gefallen hat, »aber die Diskussion war gut«.

Kooperationen, zur Zeit etwa mit Attac, dem DGB und der Aktion 3. Welt Saar (für die Afrikatage im September), sollen das Programm bereichern und stützen. Im September haben sich Jurich und das Saarländische Staatstheater auf eine Zusammenarbeit verständigt. Zu aktuellen Inszenierungen des Theaters wird das Filmhaus begleitende Filme zeigen: zu *Turandot* etwa einen Mitschnitt einer Inszenierung der Oper durch Chen Kaige; zu Falladas *Kleiner Mann – was nun?* sind Filme aus dem Berlin der zwanziger Jahre geplant, *Symphonie einer Großstadt* und *Menschen am Sonntag*. Auch Filme der legendären Scherenschnittkünstlerin Lotte Reiniger sollen laufen, nicht als DVD, sondern sogar als frische Filmkopie. Schauspieler und Dramaturgen sollen im Kino Einführungen geben, Theater und Filmhaus bewerben sich zudem gegenseitig in ihren Programmheften.

Wenig Hoffnung hat Jurich, den Filmhaus-eigenen Verleih MOP Distribution zu verstärken. Gerade habe man zwar einen Film des New Yorkers und Ex-Saarbrückers Manfred Kirchheimer nach Rotterdam verliehen, richtiges Geld sei mit MOP Distribution aber nicht zu verdienen. »Das ist höchst aufwendig, da müßten sich zwei Leute in Vollzeit darum kümmern, das können wir nicht leisten.« Zwar laufen Gespräche mit den Leitern des Ophüls-Festivals, ob und wie man den Verleih revitalisieren könnte, eventuell durch Kooperation mit dem Festival, aber Jurich bleibt skeptisch. »Diese Filme haben ihre Zeit gehabt. Mit einem Repertoire-Programm ist kein Staat zu machen.«

Privat hat sich Jurich mittlerweile gut eingelebt, auch wenn er lange aus Kartons lebte. Die Einbauküche steht inzwischen; mit dem Rad hat der Autolose den Weg an der Saar in Richtung Frankreich bis nach Wittringen kennengelernt, in der anderen Richtung immerhin bis nach Lisdorf, auch die Landschaft des Mandelbachtals hat er schon durchstrampelt und ob ihrer Bergigkeit »leise verflucht«. Saarbrücken nennt Jurich »eine überschaubare schöne kleine Stadt« und lobt das Kulturangebot – was bei ihm nicht nach verbalen Glasperlen für die Eingeborenen klingt.

Ein ganz normaler Arbeitstag hat bei Jurich »nicht immer viel mit Kino an sich zu tun«,

eher mit klassischer Verwaltung: Sitzungen, Sichten interner Amtspost, Treffen mit dem Kulturdezernenten, Haushaltsgespräche. Verleihe melden sich, um ihm Filme anzubieten, die er dann abends zuhause per DVD sichtet, auf einem 25 Jahre alten Fernseher. »Ich freue mich über jeden Tag, an dem er noch funktioniert.« Das neue Programm wird vorgeplant, das Programmheft vorbereitet, Texte und Bilder gesucht – wobei das Filmhaus-Archiv unter dem Dach mit unzähligen Aktenordnern eine enorme Hilfe ist. Dann werden die aktuellen Besucherzahlen studiert. Was läuft gut? Was schlecht? Dementsprechend werden Verlängerungen geplant, Säle getauscht, die Internetseite gepflegt. »Es sind halt tausend Kleinigkeiten«. Keine Kleinigkeit wird die Finanzlage des Kinos sein. Sein erstes Jahr in Saarbrücken sei von den Vorgaben her noch entspannt gewesen, findet Jurich. »Aber 2011 wird im Zeichen der Haushaltskonsolidierung stehen.« Da schwebt also vielleicht kein Damoklesschwert über dem Filmhaus, aber zumindest ein Dolch.

siehe auch:

www.twitter.com/filmhaus_sb

www.filmhaus-saarbruecken.de



Bad Bank Saarland

oder Warum, wer von auswärts kommt, hier reüssiert

Von Sabine Graf

Eine Bad Bank ist eine Sammelstelle für faule Kredite und toxische Wertpapiere, die neu bewertet noch mit möglichst geringem Verlust und Risiko an den Mann gebracht werden sollen. Hauptsache weg und aus den Augen. Derweil die anderen Banken weiterhin unbelastet ihren Geschäften nachgehen können. Kennen wir längst. Das Saarland ist die einzig wahre Bad Bank, die ihr Geschäft nicht erst seit der Finanzkrise betreibt. Nicht für Risikokapital der Finanzbranche, sondern als Auffangstelle für die Ausgemusterten und schier Unerträglichen der Kunst- und Medienszene. Wer dringend weg muß, weil ihn anderswo keiner vermißt, der kommt hierher und wird gefeiert. Das hat sich das Saarland seit vielen Jahren zur Aufgabe gemacht.

Euphemistisch gesprochen könnte man die Region auch ein Experimentierfeld nennen. Dafür nahm es der Baumeister Schinkel, als er in Bischmisheim die achteckige Kirche setzte, weit weg von Berlin, für den Fall, daß es nicht gelingen sollte. Es merkte dann eh keiner. Damit war ein Standard gesetzt: Wer von außen kam, hatte immer recht. Die Einheimischen gefielen sich in der Rolle der Befehlsempfänger, die noch den letzten Blödsinn bejubelten. Dabei ist es geblieben.

Als das Land sich daranmachte, eine Universität aufzubauen, wurde die Urform der Buschzulage entwickelt, mit der man dann in den neunziger Jahren West-Beamte nach Ostdeutschland lockte. Mit Häusern auf dem Campus warb man um die erste Generation von Medizinerinnen an der Saar-Universität, damit ein Bleiben war. Das ist heute weder möglich noch nötig. Die Universität des Saarlandes ist Zwischenstation in der Laufbahn der Wissenschaftler. Hier will keiner, der von außen kommt, im Schnitt länger als fünf Jahre bleiben, wie eine Erhebung des Statistischen Landesamtes ergab. Das läßt im übrigen hoffen, daß so mancher, der mittlerweile in Kunst und Kultur schwer lästig fällt, doch das Weite sucht.

Wie war es schön, als eine ehemalige Professorengattin und längst im Schwäbischen lebende Autorin vor ein paar Jahren den Kunstpreis des Saarlandes entgegennahm und dabei die reizende Schnurre vom Besuch ihrer Mutter aus Nordrhein-Westfalen während ihrer saarländischen Jahre zum Besten gab. Mit Bedauern und Entsetzen quittierte diese die Fahrt durch die Industrielandschaften mit qualmenden Schloten: Willkommen in der kulturellen Sahel-Zone. Ein Umstand, den das Mutterherz arg beschwerte, worauf diese der Tochter flugs ihr tiefes Bedauern aussprach. Das mußte bei der Preisrede raus.

Über Heimat und ihre Bedeutung sprechen ohnehin am besten diejenigen, die das Saarland nicht kennen. Das hat Tradition, seit preußische Beamte sich über die Faulheit, die Unzahl der Feiertage und den hohen Kartoffelverbrauch der Hiesigen wunderten. Seine Identität läßt der Saarländer wie gehabt von anderen bestimmen. Vor ein paar Jahren karrte man zu diesem Zweck Peter Sloterdijk zu sogenannten „Heimattagen“ nach Illingen. Man kannte ihn wohl aus dem Fernsehen, was den Veranstalter, den damaligen Umweltminister, nicht abschreckte, sondern wohl gerade animierte. Was Sloterdijk am Ende von sich gab, ist vergessen und war nicht weiter erheblich. Wichtiger war, daß er da war. Das folgt dem Tourneetheater-Prinzip, das mit aus Film, Funk und Fernsehen bekannten Akteuren aufwartet, die ihre besten Tage längst hinter sich haben.

Zieht irgendein Spinner mit absonderlichen Projekten durchs Land, findet er hier stets Gehör und Käufer. Ein Friedenszeichen aus Autoreifen oder waren es jetzt Felgen oder Ölfässer? Egal, Hauptsache sinnfrei. Einen Fernsehbericht ist das allemal wert. Ist ja sonst nix los.

So bestellte man vor vielen Jahren einen zum leitenden Mitarbeiter des Kultusministeriums. Dessen erste Amtshandlung war, eine lange Liste mit dem zu verlesen, was hier alles

falsch und dumm sei. Als bald ergriff der Mann die Flucht, ging nach München, wurde dort Kulturdezernent und scheiterte. Wäre er im Land geblieben, man hätte ihn gefeiert. Oder ihn zuerst gelockt, dann gefeiert und am Ende festgestellt, daß die Anlage wertlos ist und ihn entsorgt, wie Jahre später den ehemaligen Chef des Weltkulturerbes Völklinger Hütte, Zeithammer.

Doch gab man nicht auf und lockte den Investor des Gondwana-Parks mit weit über die von der Europäischen Union erlaubten Zuschüssen zu Investitionen herbei, damit er einen urzeitlichen Mummenschanz abziehe. Hier vollendet sich das Wort Buschzulage, mit der man jemand in den Urwald lockt. Dagegen war die Wellness-TV-Show, mit der man die im Gefolge von Michel Friedman im Land aufschlagende Gefährtin, die Nachmittagsstalkshow-Gastgeberin Bärbel Schäfer versorgte, eine zu vernachlässigende Größe. Neuester Fall ist der Fernsehberühmte Manuel Andrack, der eher zufällig denn mit Absicht im Land hängenblieb. Flink hat er das Prinzip erkannt, verbindet das Angenehme mit dem Nützlichen und läßt sich seine Freizeitaktivitäten von der regionalen Fernsehanstalt bezahlen. Immerhin schreibt er über das Saarland, ein Anfang, der aufs dauerhafte Verhöhnern und Verachten hinausläuft.

Der Direktor des Saarlandmuseums ist ein klassischer Fall einer Bad-Bank-Anlage. Der in Karlsruhe nach Schließung eines Sammlermuseums überzählig gewordene Kunstvermittler wurde von seinem damaligen Chef empfoh-

len, der zugleich Mitglied der Findungskommission war, die nach einem neuen Direktor der Stiftung Saarländischer Kulturbesitz suchte. Der Mann mußte weg. Das Saarland war dafür ideal. Jetzt heißt es, er habe Steuergelder verpraßt. Ein Ahnungsloser, der hier Verschwendung anprangert. Genauso muß es sein. Schließlich gehört die ohne Limit zu nutzende Kreditkarte zur Buschzulage, ebenso wie die Gehaltserhöhung wegen des Baus des Vierten Pavillons.

Spitzenpersonal ist im Land rar, wie das Marktforschungsinstitut GfK in einer jüngst erschienenen repräsentativen Umfrage feststellte. Die Menschen wollen in Bundesländern mit guten Jobchancen und niedriger Arbeitslosigkeit leben. Nur 1,6 Prozent aller Bundesbürger interessiert das Saarland. Noch weniger wollen nur noch in Sachsen-Anhalt leben. An diese 1,6 Prozent muß das Saarland ran. Das ist die Marktlücke. Die Angeschlagenen aufkaufen, teuer ausstatten und wenn nicht teuer, dann eben billig weiterverkaufen. Nur Mut, du chefst das, Saarland! Einmal wird es gelingen.

Oder versucht man am Ende, schlau, hinter-sinnig, nur dem zu entsprechen, was man sich ins Land geholt hat: Mittelmäßigkeit auf Mittelmaß, drittklassig auf Drittklassiges zu reagieren? Daher wird nie ein Thilo Sarrazin oder ein Lothar Matthäus sich im Saarland niederlassen. Darauf wird vergeblich gehofft, denn beide sind in ihrem Fach Spitzenkräfte. Und solche passen einfach nicht zum Saarland, der Urform der Bad Bank.

du kannst.

Mag sein, dass Sie kein Blut sehen können. Aber Sie können dafür genau hinschauen, wo welches vergossen wird.

Helfen Sie uns als Mitglied oder mit einer Spende: Konto 80 90 100, Bank für Sozialwirtschaft Köln, BLZ 370 205 00. Mehr Infos unter: www.amnesty.de

du kannst.

ai
amnesty international
FÜR DIE MENSCHENRECHTE



Der Herbst von La Bresse

Von Hans Emmerling

*»Am Abend tönen die herbstlichen Wälder
Von tödlichen Waffen.«*
Georg Trakl, *Grodek*

1

Für den Winter ist La Bresse gut gerüstet. Schneekanonen stehen bereit, sollte die Natur zwischen Dezember und März nicht für ausreichende Mengen sorgen, Schnee für die wichtigste Saison des Jahres.

Angeboten werden: Für den alpinen Sport fünfzig Pisten, präpariert; für die Langläufer fünfzig Loipen. Schneeschuh-Wanderer haben ihre eigenen Strecken, Rodler ihre Bahnen, auch die Snowborder; Skispringer finden gute Schanzen. Im Angebot: »Ski nocturne«. La Bresse lobt sich als wichtigster Wintersportplatz der Vogesen – neben Gérardmer. »Téléskis, Télésièges« – alle auf dem neusten Stand und in »alpenländischem Stil«. Nicht zu vergessen die »Parapentes«, das Gleiten und Fliegen über den Schneefeldern. La Bresse: gerüstet für die »Schneefront«.

Es gibt Ski-Schulen, Kurse für Anfänger, für Fortgeschrittene. Den Kindern gilt besondere Aufmerksamkeit: früh übt sich... La Bresse ist kinder- und familienfreundlich. Neben dem Office du Tourisme steht eine schöne Eislaufbahn. Freunde des Wintersports können ihre Ausrüstungen kaufen. Der Weg zu den Pisten ist nicht weit. Chalets an allen Hängen im Angebot. Gelegentliche Attraktion: eine Auto-Ralley durch die weiße Pracht bis hinüber ins Elsaß, denn dorthin ist es nicht weit; Colmar in freundlicher Nähe.

Manche Pisten reichen über die »Cols« in Nachbartäler; es gibt Verbindungen zu den Pisten um Gérardmer, zum Hohneck und dem Grand Ventron. La Bresse hat seine Hausberge: den Col du Brabant, den Col de la Vièrge, den Col de Grosse Pierre: Fast alle sind um die tausend Meter hoch. La Bresse selbst liegt in einem Hochtal. Von Cornimont, wo die Straße, die von Remiremont herführt, ab-

biegt, steigt sie langsam an bis zum Zentrum von La Bresse in 650 Meter Höhe. Dort verzweigt sie sich; die Route de Vologne nimmt die Richtung zur »Domaine de ski La Bresse-Hohneck«, einem Zentrum des Wintersports, und weiter zum Col des Feignes. Von dort bis zum Col de la Schlucht ist es nicht mehr weit. Die Route des Crêtes ist erreicht. Außerhalb der Wintersaison zählt La Bresse zusammen mit seinen Nebengemeinden etwas über 5000 Einwohner.

2

Wenn mit der wärmeren Jahreszeit der Schnee nach und nach die Straßen, Dächer und Bergänge freigibt, wirkt auch das Tal von La Bresse plastischer: statt des Uni-Weiß zeigen sich erdbraune Farben, ein dünnes Grün oder die dunkleren Waldstücke an den Berghängen. Die Lage der Stadt, die Situation der Landschaft läßt sich besser überblicken. Das Hochtal von La Bresse ähnelt einer Wanne: links und rechts von Zentrum und Durchgangsstraße steigen die Berge rasch an, wie zwei Wände. Von Norden rückt ein breiter Bergrücken gegen die Stadt vor. Nur nach Süden, in Richtung Cornimont, öffnet sich das Tal der Moselotte. Und dort nimmt der Bergbach »die Kurve«; er biegt ab, nach Westen, Richtung Remiremont, wo er sich mit der größeren Mosel vereint.

3

Jedes Jahr um den Himmelfahrtstag im Mai veranstaltet La Bresse ein »Festival international de Sculpture«. Namensgeberin ist Camille Claudel, Schülerin, Mitarbeiterin, Muse, Geliebte von Auguste Rodin, der sich nach gemeinsamen Jahren von ihr trennte, sie ihrem Schicksal überließ. Sie hat diesen Bruch nie überwunden. In ihrem heruntergekommenen Atelier auf der Ile St. Louis in Paris zerstörte sie teilweise ihre eigenen Arbeiten, eine



Künstlerin, die sich neben dem Großmeister Rodin behaupten konnte. Sie verdämmerte Jahrzehnte in einem Asyl bei Avignon, starb vergessen.

Die Vorfahren von Camille Claudel und ihrem vier Jahre jüngeren Bruder Paul, dem Dichter und Diplomaten, lebten in La Bresse. Der Stammbaum der Familie Claudel läßt sich dort bis ins 16. Jahrhundert nachweisen. Der Großvater, Nicolas Claudel, war Bäcker, Bauer, Tabakhändler. Die Eltern, Louis Prosper Claudel und Louise Athénaïse geb. Cerveaux, übersiedelten ins nordöstliche Frankreich; er war – wie sein Sohn schreibt – »conservateur des hypothèques«.

Camille Claudel wurde in Fère-en-Tardenois (nördlich von Château-Thierry) geboren, Bruder Paul im nahen Villeneuve-sur-Fère. Eine Kindheit auf dem Dorf. Die Eltern sprachen noch den Dialekt, das Patois, der »Bressauds«, der Leute aus La Bresse. Der kleine Paul Claudel kam öfters zusammen mit seinem Vater nach La Bresse zu Besuch bei den Großeltern. Erinnerungen daran waren ihm kostbar: »Wie könnte ich je die liebe, kleine Stadt vergessen, mit der der Name Claudel seit, ich weiß nicht wievielen Generationen, untrennbar verbunden ist...«

Das eigentliche Kinderparadies, vor allem für Camille, blieb Villeneuve. Die alte, unglückliche Camille Claudel schrieb einmal an ihren Bruder: »Mein Traum wäre es, sofort nach Villeneuve zurückzukehren und nicht mehr wegzugehen, eine Scheune wäre mir lieber als ein Platz als Patientin erster Klasse hier...«

Leben und Werk von Camille Claudel wurden erst nach ihrem Tod wiederentdeckt und gewürdigt. Sie gilt jetzt als eine der wichtigsten Künstlerinnen Frankreichs am Beginn des 20. Jahrhunderts. Der Spielfilm mit Isabelle Adjani und Gérard Depardieu machte sie auch einem breiteren Publikum bekannt. Eine Initiative von ortsansässigen Künstlern – darunter Christian Claudel – gewann die Stadt La Bresse zur Gründung eines Festivals. Im Mai 1990 fand dieses »Festival international de Sculpture Camille Claudel« zum erstenmal statt; seither wird es jährlich veranstaltet. Einladungen ergehen an Künstler aus Frankreich sowie aus europäischen und außereuropäischen Ländern. Reizvoll: die Künstler arbeiten »vor Ort«. Anfangs ein Festival nur für Arbeiten aus Holz, findet man inzwischen auch Arbei-

ten aus Stein oder Metall. Ausstellungen mit Werken von Camille Claudel selbst bereichern das Programm. Manche Arbeiten, die hier entstehen, bleiben in der Stadt. Bei ihrem Anblick meint man gelegentlich, die Skulpteure von heute dächten bei ihren Arbeiten gerne auch an Werke von Camille Claudel, gewissermaßen als Hommage. Anregungen geben Werke wie *La Valse*, *Les Bavardes*, *L'Abandon*, oder die Porträt-Büste, die Rodin von Camille Claudel hinterlassen hat. Noch gibt es in La Bresse für Camille oder ihren Bruder Paul kein Denkmal; immerhin, ein Stück der Hauptstraße trägt den Namen Rue Paul Claudel.

4

Wer von der Straße, die vom Col de Grosse Pierre nach La Bresse hinabführt, den Ort überblickt, kann sich gut vorstellen, wie es hier in früheren Zeiten war: das Zentrum am Talboden nahe der Pfarrkirche, entlang der Durchfahrtstraße und dem Bergbach, der Moselotte. Seitlich einige Nebenstraßen. Der größere Teil der Häuser, Chalets, Fermes steht verstreut, oft isoliert an den Berghängen; Gehöfte wie für Individualisten. Eine Ansiedlung von Bauern, Händlern, Handwerkern. Wichtige Personen waren Käser und Holzschuhmacher. Im 19. Jahrhundert entstanden kleinere »tissages«, Webereien, Spinnereien. Die Menschen mußten genügsam wirtschaften. La Bresse war auf sich selbst angewiesen. Auch heute noch sind die Wege ins Elsaß kürzer als nach Gérardmer oder Remiremont. La Bresse besaß eine eigene Gerichtsbarkeit. Die »cruerie« übte die Kontrolle über die Wald- und Wasserrechte aus. Eine kleine Republik – im Abseits.

Eine Urkunde aus dem 15. Jahrhundert nennt die Einwohner von La Bresse »marcaires«, Leute, die ihre Kühe melken. Eine rauhe Landschaft. Die Winter oft länger als die wärmeren Jahreszeiten.

Einen gewissen Ruf erlangten die »Bressauds« als »Contrebandiers«, als Schmuggler. Nach dem deutsch-französischen Krieg 1870/71 ergaben sich groteske Situationen: das Elsaß gehörte als »Reichsland« zum Deutschen Reich; die Grenze zum Elsaß war Staatsgrenze. Auf der einen Seite patrouillierten französische, auf der andern deutsche Zöllner. Die »Contrebandiers« kannten natürlich alle Schleichwege; sie schmuggelten

Alkohol, Tabak, Streichhölzer, oft auch Tiere. Drüben im Elsaß war das Leben besser. Während der Kämpfe im Ersten Weltkrieg gelang den französischen Truppen in den Südvogesen ein Durchbruch, sie erreichten den »Viell Armand«, den »Hartmannsweilerkopf«: Mulhouse und die elsässische Ebene vor Augen.

5

Während der Sommermonate, vor allem zur Ferienzeit, erlebt La Bresse seine zweite große Saison. Jetzt kommen die Familien, Wanderer, einzeln oder in Gruppen. Radfahrer erobern die Vogesenpässe. Auto-Touristen schätzen die kurvenreichen Strecken. Berufs- und Freizeitsportler trainieren, angeleitet von »animateurs sportifs«. Man übt sich beim Triathlon, genießt das Fliegen und Gleiten über Feld, Wald und Berge mit Flügeln und Segeln, mit »Parapentes«. Die sonst stillen Waldseen laden ein zum Schwimmen, zu anderen Wassersportarten. Picknick-Plätze sind beliebt. Volkswanderungen führen durch die Wälder. Kinder können sich mit Tieren anfreunden, so in der »Chèvrerie du Brabant«. La Bresse ist ausgebucht. Die Freizeit-Industrie boomt. Tourismus ist das größte Kapital von La Bresse.

Im Sommer, im Juni 1940, besetzen deutsche Truppen La Bresse wie die anderen Orte in den Südvogesen und Frankreich bis zur Loire. Die französische Armee leistet Widerstand, bezahlt mit Toten und Gefangenen. Ein ungleicher Kampf: eine »seltsame Niederlage« (Marc Bloch). La Bresse hat keine zivilen Opfer zu beklagen.

Die Deutschen setzen sich für einige Wochen fest. In den Häusern treffen sie oft nur Frauen, Kinder und alte Leute an. Die Männer und Söhne sind oft noch in Kriegsgefangenschaft. Die Soldaten erwerben gern »Souvenirs«. Kinder amüsieren sich über das diebische Interesse der Landser für Schulsachen. Auch Truppen der SS und Figuren der Gestapo tauchen auf. Das Leben geht weiter. Die Arbeit auf den Feldern, die Arbeit mit dem Vieh muß getan werden. Betriebe wie Käseereien, Molkereien oder Webereien nehmen die Arbeit wieder auf; auch in den Steinbrüchen mit den Granitschneidern geht die gewohnte Arbeit weiter. Die Gefangenen kehren nach und nach zurück. Der größere Teil der deutschen Truppen wird abgezogen; am Col de

Grosse Pierre bleibt ein Beobachtungsposten zurück. Gelegentlich tauchen Nazi-Offiziere in großen Autos auf, vergnügen sich bei der Jagd.

Im Verborgenen beginnt die Résistance sich zu organisieren. Eine wichtige Rolle im Raum La Bresse spielt der Arzt Doktor Lapierre. Er und mehrere Kameraden werden gefaßt, nach Epinal gebracht, gefoltert, Doktor Lapierre ins Konzentrationslager Mauthausen bei Linz deportiert.

In Paris erlebt am 27. November 1943 *Le soulier de satin* (Der seidene Schuh), das bedeutendste Theaterstück von Paul Claudel, seine Uraufführung an der Comédie Française in der Inszenierung von Jean-Louis Barrault. Im Oktober 1943 stirbt Camille Claudel in Montevegues bei Avignon. Zehn Jahre früher schrieb sie an ihren berühmten Bruder:

»Ich empfang Sie hinkend, mit einem alten zerschlissenen Mantel, einem alten Hut von der Fürsorge, der mir bis auf die Nase rutschte. Immerhin war ich es. Sie werden sich an Ihre alte, verrückte Tante erinnern. So werde ich in Ihren Erinnerungen auftauchen – im nächsten Jahrhundert...«

6

Im Herbst 1944 warten die Menschen in La Bresse auf die Befreiung, auf das Ende der Besatzungszeit.

Am 6. Juni landen die Alliierten an der Küste der Normandie. Die Invasion hat begonnen. Es gelingt, mehrere Brückenköpfe zu bilden, diese auszubauen. Aus London meldet sich General de Gaulle mit einem Appell: »Nach so vielen Kämpfen, Greueln, Schmerzen, ist das der entscheidende Schlag, der so lange erwartete Schlag. Das ist die Schlacht um Frankreich, und das ist die Schlacht Frankreichs.«

Am gleichen Tag notiert Ernst Jünger in seinem *Pariser Tagebuch*: »Es handelt sich ohne Zweifel um den Beginn des großen Angriffs, der diesen Tag historisch machen wird.«

Wie oft schon waren diese Filmszenen vom »Längsten Tag« zu sehen, dieses Drama, das die entscheidende Wende des Zweiten Weltkriegs brachte. Am 8. Juni wird Bayonne, als erste französische Stadt, befreit. Cherbourg folgt zwei Wochen später. Die Hafenstadt Caen wird am 9. Juli befreit. Die »Hölle von Falaise« bringt die Entscheidung in der Nor-

mandie. In Vichy und Paris begreift man, was »die Stunde schlägt«. Die Regierung Pétain und einige Vichy-Anhänger werden von den Deutschen nach Baden-Baden gebracht.

»Weiß Gott, wie wild antigaullistisch, antihitlerisch die Gäste aus dem Simplon in Baden-Baden waren... reif für die Alliierten... Lothringer Kreuz im Herzen, in den Augen, auf der Zunge... und keine kleinen Pechvögel, kopfscheue, angeschabte Krämer... nein!... alle an großen Luxus gewöhnt, von der Überkategorie, zwei, drei Zimmermädchen pro Appartement, sonniger Kurbalkon auf die Lichtenthaler Allee... [...] ... zu der Zeit, von der ich Ihnen erzähle, Juli 44, noch sehr gut und pünktlich versorgt...«

Dann – Louis-Ferdinand Céline folgt dem Troß: »Von einem Schloß zum andern« nach Sigmaringen: »Sigmaringen; eine Art Wrackhafen Europas...«

Ernst Jünger nimmt Abschied von Paris: »Paris, 8. August 1944. Noch einmal auf der Plattform von Sacré-Cœur, um einen Abschiedsblick auf die große Stadt zu tun. Ich sah die Steine in der heißen Sonne zittern wie in der Erwartung neuer historischer Umarmungen. Die Städte sind weiblich und nur dem Sieger hold.«

Man könnte an Schiller denken: »Die schönen Tage von Aranjuez sind nun zu Ende...«

Am 5. August landen die Alliierten an der südfranzösischen Küste bei St. Raphaël. Toulon, Marseille, Nîmes werden befreit. Die Truppen rücken rhôneaufwärts vor. Nach der Schlacht in der Normandie stoßen amerikanische Verbände Richtung Loire weiter. General de Gaulle besteht darauf, daß französische Verbände Paris befreien. Dort unterzeichnet der deutsche Stadtkommandant von Groß-Paris, General von Choltitz, die Kapitulationsurkunde – Paris entgeht einer von Hitler befohlenen Zerstörung. Am 24. August erreichen die ersten Verbände der Panzerdivision Leclerc den Stadtrand.

»Plötzlich erblickt man in der Tiefe des Boulevard Raspail, vor dem Löwen von Belfort, im Sonnenschein eine Wagenkolonne... Sie sind es. Mit einem Satz laufen die Leute, die an der

Straßenkreuzung umherstrichen, die Leute, die an den Fenstern Ausschau hielten, im Bademantel, im Schlafanzug, in Pantoffeln auf die Straße, daß ihnen der Atem vergeht...«

Jean-Paul Sartre: »Sie kommen. In den Lastwagen, in den Jeeps, auf den Panzern, unter den amerikanischen Stahlhelmen, sonnengebräunt, glücklich lächelnd... Es sind französische Soldaten der Division Leclerc. Die Menge brüllt vor Freude. Sie erstürmt die Wagen, ergreift die ausgestreckten Hände...«

Am 25. August triumphiert Charles de Gaulle auf den Champs Elysées: »... Paris libéré! libéré par lui-même, libéré par son peuple...«

Paris ist befreit durch das wahre Frankreich, durch das ewige Frankreich. Noch wird von manchen Dächern geschossen. Frauen, die mit Deutschen »kollaboriert« haben, werden kahlgeschoren und durch die Straßen getrieben.

Seit August sind in La Bresse wieder deutsche Truppen stationiert. Sie beschlagnahmen Schulen und die Fabrik Steimer; diese »tissage« war ein wichtiger Arbeitgeber im Tal. Immer wieder kann man jetzt die »Fliegenden Festungen« am Himmel beobachten, auf ihren Bombenflügen nach Deutschland.

»Wir waren voller Hoffnung, wir glaubten, in einem Monat müßten wir die »Grünkittel« nicht mehr sehen. Wir erwarteten ungeduldig unsere Befreier, mit dem festen Willen, ihnen zu helfen, den Feind zu verjagen.«

Schon konnte man in der Stadt und ihrer Umgebung Truppenbewegungen beobachten: deutsche Konvois auf dem Rückzug über den Col de Grosse Pierre. Eine neue Erfahrung: Hitlerjugend trifft in La Bresse ein; etwa vierhundert »Fast-noch-Kinder« kommen zu Fuß von Mulhouse ins Hochtal, sie kommen, um zu »schanzen«, Gräben auszuheben. Diese »Pimpfe« benehmen sich arrogant, schreien auf der Straße »Heil Hitler!«.

»Diese jungen, von der Hitler-Propaganda Fanatisierten verstärkten bei uns die Schwere der Okkupation. Man hörte sie jeden Morgen auf dem Schulhof, bevor sie zur Arbeit abrückten.«



Camille Claudel im Alter von 20 Jahren (1884)

Zeitweilig kommt auch eine Abteilung Siebzehnjähriger. Nach deren Abzug werden Männer von La Bresse gezwungen, diese Arbeiten weiterzuführen.

»Sofort dreißig Mann zur Arbeit!«

Im August '44 läßt sich Himmler nach Gérardmer einfliegen; er gibt den kommandierenden Offizieren den strikten Befehl, die »Winterfront« in den Vogesen unter allen Umständen zu halten.

Am 3. September erreichen die Alliierten Lyon. In Montbard nahe Dijon treffen sich die Truppen, die von Süden her vorstoßen, mit Truppenteilen, die von der Normandie her kommen. Ihr Ziel: die deutsche Front in den Vogesen. Am 23. September dringen Einheiten an Grenoble vorbei weiter. Es kommt zu schweren Kämpfen mit der Wehrmacht; sie glaubt, in den Vogesen den Feind aufhalten zu können.

Zwischen La Bresse und Gérardmer wird die Résistance aktiv, überrascht damit die deutschen Truppen durch Aktionen in ihrem Rücken. Ein Basislager der Résistance verbirgt sich im »Camp de la Piquante-Pierre« in den Bergen im Südwesten von La Bresse. Ein Zugang führt vorbei am Col de la Croix des Moinats. Es kommt zum Schußwechsel zwischen Angehörigen der Résistance und einer Patrouille der Wehrmacht. Es gibt Tote auf beiden Seiten. Die Deutschen ziehen Truppen zusammen. Am frühen Morgen des 20. September umzingeln Einheiten der Wehrmacht und der Waffen-SS das Lager der Résistance. Vierzehn Partisanen fallen, mehrere Dutzend werden gefangengenommen. Nebel verhindert ein zusätzliches Eingreifen von Flugzeugen. Zeugen berichten:

»Die Gefangenen wurden mit Stockschlägen in die salle Jeanne-d'Arc getrieben und von der SS verhört. Auf dem Flur des Gebäudes mußten sie sich zuerst hinknien, dann wurden sie durch den »Schlagsaal« gehetzt. Immer wieder mußten sie sich auf den Boden legen, aufstehen, laufen, bis sie umfielen. Sie wurden mit Stricken geschlagen... schließlich warf man sie wie ein Stück Fleisch in Lastwagen. Man brachte sie zu einer Wiese. Da sie sich nicht mehr erheben konnten, wurden sie im Liegen erschossen.«

Ein anderer Zeuge: »Die »maquisards« wurden in der Gegend von Cornimont und La Bresse gefangen. Nach einer Nacht in Saulxures-sur-Moselotte wurden sie in einem Camion

etwa um 11 Uhr 30 zur Schule im Zentrum von La Bresse gebracht. Nachbarn sahen sie ankommen; auch das Exekutionskommando. Das Peloton bestand aus etwa fünfzehn Deutschen, die in der Schule kampierten. Alles spielte sich in der Nähe des Anwesens von M. Roussel ab. Dieses Landstück nannte man »Les Combes«. Etwa um 12 Uhr 15 wurden siebenundzwanzig »maquisards« an die Mauer der salle Jeanne-d'Arc geführt und dort erschossen. Die Menschen in den benachbarten Häusern konnten die Salven der Maschinengewehre hören und Schreie wie »Vive la France!«. Die Erschossenen blieben bis zum andern Morgen auf der Wiese liegen. Dann konnten Angehörige zu den Toten gehen. Monsieur Roussel gelang es, mehrere Foto-Aufnahmen von den Ermordeten zu machen.«

Am Nachmittag des 21. September werden die Toten an Ort und Stelle begraben. Noch während dieser Arbeit setzt Maschinengewehrfeuer ein. Die Deutschen hatten weitere »maquisards« entdeckt. Zu den Erschossenen gehörten auch Zivilisten aus La Bresse. Andere Tote waren aus Cornimont, aus Gérardmer, sogar aus Mulhouse und Reims.

Amerikanische Einheiten besetzen am 21. September Remiremont, rücken weiter vor in Richtung Gérardmer, kommen bis La Tholy nahe dem Col de Bonne Fontaine. Andere Truppen kämpfen sich entlang der Moselotte bis Saulxures; auf den Höhen erobern sie den Col de Morbieu über Cornimont. Von dort haben sie freien Blick ins Tal der oberen Moselotte Richtung La Bresse. Auf deutscher Seite sind frische Truppenverbände eingetroffen. Noch immer müssen Männer von La Bresse Gräben ausheben; vergebens suchen sie den Deutschen klar zu machen, daß diese Arbeit sinnlos ist. Ein Offizier schreit:

»Befehl ist Befehl!«

Die Menschen in La Bresse haben nur noch einen Gedanken: Wann kommen sie endlich, wenn sie uns schon so nahe sind?

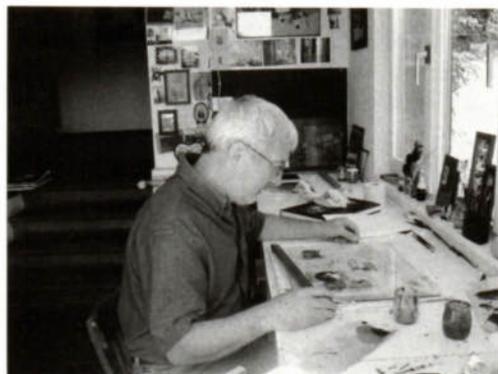
7

Am 7. Oktober schlägt zum erstenmal eine Artilleriegranate auf dem Gebiet von La Bresse ein. Die Alliierten nehmen an, die deutschen Truppen hätten sich dort verschanzt und die Einwohner seien zum größten Teil evakuiert.

»Die erste Granate der alliierten Artillerie schlug nahe dem »chemin de la Corbe« ein;

Yves Siffer

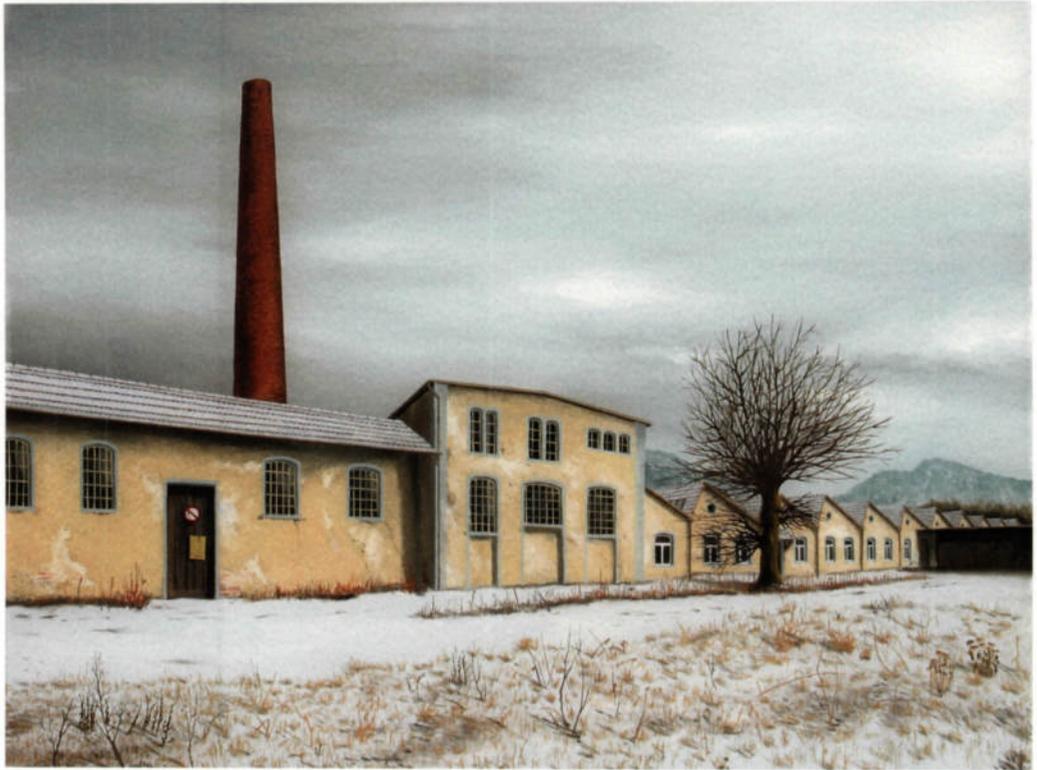
Hinterglasmalerei



1950 geboren
lebt und arbeitet in Neubois im Elsaß.

Ausstellungen

- | | | | |
|------|--|------|---|
| 2010 | Neuhauser Kunstmühle, Salzburg | 1994 | Galerie Gering, Frankfurt
Galerie Hagen, Offenburg
Office du Tourisme, Sélestat (F) |
| 2009 | Vitromusée, Romont (CH) | 1993 | Galerie Orly, Basel
Hôtel de Ville, Saint-Louis (F) |
| 2008 | Sparkasse, Speyer
Galerie Bode, Karlsruhe | 1992 | Galerie Hagen, Offenburg
Galerie Marlène, Ottenbach/Zürich |
| 2007 | Espace Cour des Boecklin, Bischheim (F) | 1991 | Crédit Mutuel Bartholdi, Colmar
INSERM, Paris |
| 2006 | Conseil de l'Europe, Strasbourg
Galerie Orly, Basel
Feuerbachhaus, Speyer | 1990 | Galerie Marbach, Mulhouse
Fabrique 46, Saasbach |
| 2005 | Mairie du XVI ^e arrondissement, Paris | 1989 | Galerie Hürner, Seltisberg, Basel
Crédit Mutuel, <i>Lieux Communs</i> ,
Strasbourg |
| 2004 | Galerie Atrium Eva Maria Hill, Remseck-
Aldingen
Galerie du Lézard, Colmar
Galerie K4, Saarbrücken | 1987 | Galerie Hürner, Seltisberg, Basel |
| 2002 | Galerie Orly, Basel
Forum de l'Hôtel de Ville, Saint-Louis (F) | 1986 | Maison de l'Art et de l'Artisanat,
Obernai |
| 2001 | Galerie Atrium Eva Maria Hill, Remseck-
Aldingen
Galerie Artim, Strasbourg | 1985 | Théâtre de la Choucrouterie, Strasbourg |
| 2000 | Feuerbach Haus, Speyer
Kulturverein, Wachenheim
Galerie Hagen, Offenburg
Galerie La Malle des Indes, Metz | 1984 | Galerie Hürner, Seltisberg, Basel |
| 1999 | Galerie Orly, Basel
Musée de l'image populaire,
Pfaffenhoffen (F) | 1983 | Centre Culturel Français, Luxembourg |
| 1998 | Galerie ARTIM, Strasbourg
Galerie L'Enclume, Bôle/Ne (CH) | 1980 | Galerie Schläppy, Basel |
| 1997 | Feuerbach Haus, Speyer
Galerie Marlène, Ottenbach/Zürich | 1979 | Auditorium FR3 Alsace, Strasbourg |
| 1996 | Galerie Hagen, Offenburg | 1978 | Galerie Schläppy, Basel |
| | | 1977 | Galerie Schläppy, Basel |
| | | 1976 | Galerie Gutenberg, Strasbourg |
| | | 1974 | Galerie Gutenberg, Strasbourg |



Mémoires III

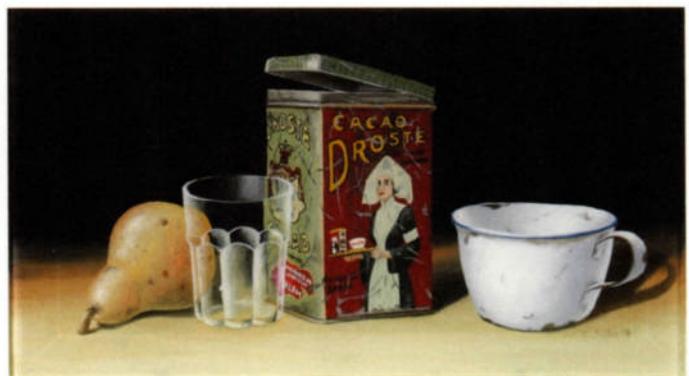
Mémoires IV





Wunderkammer

Stilleben mit Cacao-Droste-Büchse





Stilleben mit Wecker

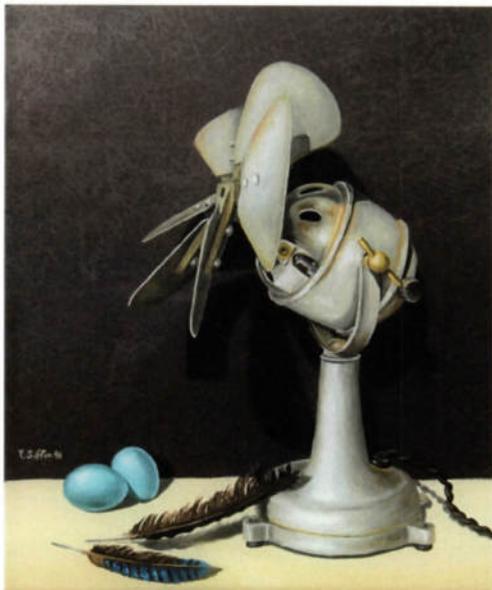
Vanitas zum Schippen-As



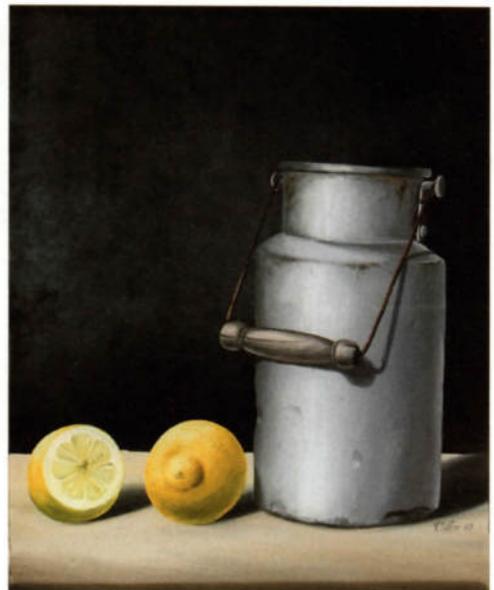


Wasserkocher und Schale

Nichts als Wind



Eine Milchkanne mit zwei Zitronen



eine zweite tötete Honoré Plerel nahe bei seinem Haus. Wie verrückt stürzte jeder in die Keller. Wir hofften, nur für kurze Zeit. Aber wir mußten bis zum 14. November dort ausharren. Wir wagten nicht, aus dem Haus zu gehen.«

Eine andere Quelle nennt den 13. Oktober als Datum des ersten Granateneinschlags. »Stundenlang hörten wir diesen Kanonendonner. Oft gab es alle zehn Minuten eine Detonation. Sechs Wochen lang, zweiundvierzig Nächte.«

Die Einwohner von La Bresse hoffen, in ihren Kellern zu überleben. Schon nach wenigen Tagen herrscht Mangel an Lebensmitteln. Es gibt kein frisches Brot, keine Milch für die Kinder. Die Keller sind überbelegt. Immer wieder brennt ein Haus. Es gibt Tote, sie müssen ohne Sarg begraben werden. Am 6. November, früh um 7 Uhr, zwingen Feldgendarmen den Curé, die Einwohner von La Bresse zu informieren: alle Männer zwischen 15 und 65 Jahren hätten sich um 9 Uhr auf dem Platz vor der Kirche einzufinden. Verweigerern drohen Repressalien. Soldaten durchkämmen bereits die Häuser. Die Männer kommen zu diesem Platz, stehen dort; keiner weiß, wozu. Gegen 10 Uhr beginnen die Deutschen damit, Männer auf Lastwagen – auch auf Autos mit dem roten Kreuz – zu verladen. Die Männer werden deportiert; zuerst nach Mannheim, dann kommen sie nach Pforzheim – Zwangsarbeiter. Sie erleben dort den Bombenangriff vom 23. Februar 1945. Achtzehn Männer aus La Bresse kommen damals um. In La Bresse bleibt kein Arzt zurück, kein Apotheker, niemand, der sich um die Kranken kümmern könnte. Im Ort beginnt eine Menschenjagd.

Am 15. Oktober erreicht das 6. Regiment der marokkanischen »Tirailleurs« den Stadtrand von Saulxures-sur-Moselotte, etwa zwanzig Kilometer von La Bresse entfernt. Spähtrupps erkunden das Tal und die umliegenden Höhen; sie kommen bis in die Nähe von Cornimont. Um Mitternacht rücken Einheiten in großer Stille vor; sie erreichen die Ortsmitte von Cornimont. Dort stehen noch deutsche Panzer. Es regnet. Um 5 Uhr 45 beginnt die Beschießung. Eine halbe Stunde vergeht. Die Aufklärung rückt vor. Keine Reaktion. Die Deutschen haben die Stadt geräumt. Ein schmutziger Tag beginnt. Gefangene werden gemacht, auch am nächsten Tag. Die Deutschen haben sich auf die Höhen zurückgezo-

gen, vor allem von der »Haut du Faing« leisteten sie heftigen Widerstand. Um diese Höhe wird tagelang gekämpft. Die Tage zwischen dem 19. und dem 23. Oktober gelten als »die Hölle von Faing«.

In Cornimont stehen französische Einheiten, »Marokkaner« sagen die Landser verächtlich. Bis La Bresse bleiben nur noch sechs oder sieben Kilometer. Schon wird auf den Höhen beim Croix des Moinats gekämpft. Ein früherer Winter bricht ein: Schnee vermischt mit tagelangem Regen.

In der Nacht zum 8. November können eine Anzahl Frauen mit ihren Kindern und alte Männer La Bresse verlassen. Sie sollen evakuiert werden. Ein Lastwagen der Wehrmacht bringt sie bis zum Lac des Corbeaux. Der Wagen kehrt um, kommt nicht wieder zurück mit den anderen, die schon warten. Die Gruppe steht mitten im Wald. Es ist dunkel; es liegt Schnee, und es hat geregnet. Von weitem hört man den Lärm der Kanonen. Die Menschen machen sich auf einen ungewissen Weg; der achtzigjährige Pfarrer Bozon geht voraus. Der Zug bewegt sich auf einem notdürftig erkennbaren Waldweg in Richtung des Col de la Vièrge.

»Wieder fällt Schnee, nimmt die Sicht. Die Wege sind unkenntlich. Einige alte Männer tragen das Gepäck der Frauen, die kaum mehr gehen können. Bald muß alles zurückgelassen werden: Koffer, Handkarren. Wohin? Immer wieder halten uns deutsche Patrouillen auf; denn, ohne es zu wissen, bewegen wir uns in Richtung der »Feuerlinie«. Die Kinder weinen, sie haben Angst, Hunger, sie frieren. Der Wind treibt uns den Schnee ins Gesicht.«

Die Flüchtlinge passieren den Col de la Vièrge in fast eintausend Metern Höhe. Dann beginnt der Abstieg ins Tal von Xoulces. Eine Strecke von zwanzig Kilometern, vom Lac des Corbeaux über den Col de la Vièrge, hinab nach Blancaing und Xoulces.

»Eine Nacht im Wald. Unsere nassen Kleider gefrieren in der Kälte. Wir lehnen uns aneinander, um weniger kalt zu haben. Kein Feuer, nichts Warmes zu essen. Die Nachtstille unterbrochen vom Weinen der Kinder und vom Donnern der Kanonen. Die französische Artillerie schoß, ohne zu ahnen, daß wir uns in diesem Gefahrenbereich befanden. Dreimal mußten sich Flüchtlinge in einen Graben werfen, weil in der Nähe Granaten einschlugen. Endlich kamen Häuser in Sicht. Es hieß: rette

sich, wer kann. Wir waren in Blancfaing nahe Xoulces. Die Menschen stürzten sich in die Häuser. Acht Tage saßen wir dort fest.«

Alle Häuser und Hütten sind schon voll von Menschen. In einem Keller, der Platz hat für ein Dutzend, versuchen vierzig Personen sich hineinzuzwängen.

In La Bresse beginnen die deutschen Soldaten damit, die Häuser zu zerstören: sie legen Feuer, sprengen mit Dynamit – »Verbrannte Erde« –, die Aktion dauert mehrere Tage. In einigen Kellern hausen noch Zurückgebliebene; sie werden weggejagt. Die Deutschen kommandieren: »Raus, raus, raus, schnell!«

Jeden Tag brennen Häuser, jeden Tag Explosionen. Wenn bei den Flüchtlingen in Blancfaing und Xoulces deutsche Soldaten auftauchen, rufen sie: »La Bresse – kaputt!«

Dort flüchteten einige Bewohner in das Haus von Perrin-Lemaire; es war noch intakt. Der Keller diente früher als Unterstand der Minenarbeiter. Im Schutz der »mineurs« glaubte man sich sicher. Aber am 18. November gegen 14 Uhr erschienen deutsche Soldaten. Sie hatten den Befehl, auch dieses Haus zu zerstören.

»Die Kranken, diejenigen, die am schlimmsten dran waren, schlugen die Richtung nach Chajoux ein. Andere suchten das Krankenhaus St. Blaise. Die Deutschen versprachen zuerst, es zu verschonen. Aber wenig später kam ein Offizier mit dem Befehl, das Haus in zwei Stunden zu räumen, weil es gesprengt werden sollte. Panik brach aus. Der ganze Ort stand in Flammen. Nur die Kirche, in die einige Granaten eingeschlagen hatten, war noch nicht ganz zerstört. Alte Leute und Kinder konnten dorthin gebracht werden.«

Die Situation, auch der nach Blancfaing und Xoulces Geflüchteten, ist hoffnungslos. Wie ein Wunder erscheint der Zug in Richtung auf die französischen Linien bei Cornimont:

»Die Stunde unserer Erlösung schlug am 16. November um 9 Uhr abends. Es kam der Befehl, die Frauen aus Blancfaing zu evakuieren. Sie sollten in eine Fabrik in Xoulces. Die Nacht war dunkel. Französische Batterien beschossen weiterhin die Straße. Wir schlugen einen kleinen Waldweg ein. Wie durch ein Wunder wurde niemand getötet oder verletzt. Den Rest der Nacht verbrachten wir in einem Nebengebäude der Fabrik. Am nächsten Morgen um 10 Uhr – es war der 17. November – erhielten wir die Genehmigung, bis zu den

französischen Linien vorzugehen. Der Weg war schwierig wegen dem Schnee und der Einschlaglöcher. Gegen Mittag kamen wir in Cornimont an, erschöpft, aber ohne Zwischenfälle dank einer großen weißen Fahne, die unserem traurigen Zug vorangetragen wurde. Wir waren befreit. Es gab keine Deutschen mehr, keine Drohungen, keine Brutalitäten.«

In La Bresse zerstört am 17. November gegen 20 Uhr abends eine Ladung Dynamit das Haus von Perrin-Lemaire. Gegen Mitternacht erscheint eine deutsche Patrouille an der Straßenkreuzung Vieux Moulins. Ein Offizier schreit: »Schnell, die Amerikaner sind nur noch 400 Meter entfernt!«

Zehn Minuten später fliegt das Krankenhaus St. Blaise in die Luft, dann die Brücke der »Champions«. Die Deutschen haben keine Zeit mehr, die Kirche, das letzte noch nicht völlig zerstörte Gebäude, zu sprengen. Am nächsten Morgen, gegen 8 Uhr, setzt sich ein Zug von Überlebenden in Richtung Cornimont in Bewegung. Dort stehen französische Soldaten.

»Trotz allem, wir waren glücklich, wir waren befreit...!«

In La Bresse selbst wurde nicht mehr gekämpft. Nachdem die Deutschen alle Häuser und Brücken zerstört hatten, zogen sie sich zurück. Nordafrikanische Truppen nahmen die Stadt ein, ohne auf Widerstand zu stoßen. Die Deutschen verschanzten sich auf den Höhen. Vor allem an der »Haut du Faing« dauerte der Kampf an. Der 18. November gilt als der Tag der Befreiung von La Bresse. Aber was heißt Befreiung? Die Deutschen saßen auf den Höhen. Sie konnten jeden Augenblick ins Tal hinab schießen. Die Zerstörung von La Bresse hatte militärisch keinen Sinn.

In der Zeitung *Democratie de l'Est* schreibt ein Journalist: »Nach dem Übergang über den Col de Grosse Pierre erwartet uns ein Bild, das alle angstvollen Erwartungen übertrifft. La Bresse am Fuß der Schneeberge: Mauern wie Skelette von fantastischen Tieren. Das ist nicht ein Nebeneinander von Ruinen, das ist eine einzige Ruine, ein zerbrochenes Gerippe, von dem sich nur die Mauern der Kirche abheben.«

8

In Paris beschäftigt man sich schon bald nach der Befreiung mit der Aufarbeitung der vier-

jährigen Besatzungszeit. Das Land ist gespalten zwischen der heroischen Résistance und der feigen, verbrecherischen Kollaboration.

»So waren denn diese vier Jahre ein langer ohnmächtiger Traum von Einheit...«, schreibt Jean-Paul Sartre im August 1944.

Die Südvogesen erleben während der Herbstwochen '44 die schrecklichste Zeit des Krieges. In Saint-Dié – knapp 50 Kilometer nordwestlich von La Bresse – lassen deutsche Truppen am 13. November den Teil der Stadt rechts der Meurthe gewaltsam räumen. Zehntausend Menschen sind davon betroffen. Die Deutschen wollen freies Schußfeld. Regen und Schnee auch hier. Als die Alliierten gegen Saint-Dié vorrücken, kommt es zu heftigen Kämpfen, die acht Tage lang andauern. Erst am 21. November gelingt es amerikanischen Einheiten, endgültig die Stadt zu besetzen. Etwa gleichzeitig in Gérardmer eine ähnliche Situation: Zwangsräumung, Brandlegung, Sprengungen. Am 17. November brennt Gérardmer an allen Ecken und Enden.

Zerstörungen ohne Rücksicht auf Leben, auf Orte, die in Jahrhunderten gewachsen sind. Deutsche Truppen folgen dem tödlichen Befehl, die Winterfront, die »Winterlinie« zu halten. Auf den Höhen über La Bresse ist Hohnack als Festung ausgebaut. Von dort aus soll ein Übergang über den Col de la Schlucht und damit ein Durchbruch Richtung Colmar, hin zum Rhein verhindert werden. Die »Bataille de Hohnack« dauert bis Mitte Dezember. Manche vergleichen diese Tage mit dem Sturm auf Monte Casino in Italien.

Südlich der Vogesen öffnet die Einnahme von Belfort am 20. November den Weg durch die »Burgundische Pforte«. Unter den französischen Truppen befindet sich auch André Malraux; er nennt sich Colonel Berger. Seine Einheit beteiligt sich an der Schlacht bei Danemarie nahe Altkirch. Malraux mit dem ihm eigenen Pathos: »Eine Landschaft, die seit drei Jahrhunderten von Blut getränkt ist...«

Im Nordosten, in Lothringen, sind Nancy und Lunéville schon befreit. Abteilungen der Panzerdivision Leclerc erreichen die obere Saar. Am 20. November finden sie ein unscheinbares Waldsträßchen zwischen Dolving und Oberstinzeln und eine Brücke über die noch schmale Saar, rücken gegen Saarburg vor, dann nach Pfalzburg und Saverne. Am 23. November stehen sie als erste in Straßburg.



La Bresse nach dem Zweiten Weltkrieg

An Weihnachten kann man in den Städten und Dörfern am oberen Neckar und der Donau die fernen, dumpfen Echos der Detonationen von jenseits des Rheins hören.

La Bresse versucht aus den Trümmern zu einem neuen Leben zu finden. Der siebzigjährige Paul Claudel schreibt aus Paris mehrere Briefe (die teilweise noch unveröffentlicht sind) an den damaligen Bürgermeister von La Bresse, Eugène Lemaire. In dem Brief vom 6. Dezember 1946 steht: »Wie könnte ich je die liebe, kleine Stadt vergessen, mit der unser Name Claudel seit ich weiß nicht wieviel Generationen verbunden ist...«

Claudel erinnert an seinen »Patriarchen«, Jacques Elophe Claudel, der 1530 verstarb, von dem alle späteren Claudel abstammen. Er erinnert, wie sein Vater, Louis Prosper Claudel (der aus beruflichen Gründen La Bresse verließ), die Ferien dazu benutzte, seine Familie – auch das Kind Paul Claudel – zum Friedhof zu führen, wo der Name Claudel auf so vielen Grabsteinen zu lesen ist; und er erinnert an seine Besuche in der Umgebung, etwa am Lac Noir oder in der Eremitage Joseph nahe Ventron. Sein Brief schließt poetisch: »Die Tanne in den Vogesen hat ein hartes Leben; Frankreich braucht nicht nur morgen oder übermorgen Granit und Kohle, sondern auch diese zeitlose Geradheit und diesen Duft von den Ufern seiner Unsterblichkeit.«

Knapp zwei Jahre nach der Zerstörung zählt La Bresse wieder 3500 Einwohner.

Ein halbes Jahrhundert später, wieder ein Claudel: Philippe Claudel aus Dombasle bei Nancy. Er ist Schriftsteller, veröffentlicht eine ganze Reihe von Romanen; darunter zwei, die vor dem Hintergrund der beiden Weltkriege

spielen. »Les âmes grises« (Die grauen Seelen) hat als Tatort eine kleinere Industriestadt unweit von Nancy. Es geschieht ein Mord an einem jungen Mädchen. Täglich hört man den Geschützlärm von der nahen Front. Es ist die Suche nach dem Mörder und gleichzeitig ein Sturz in eine Ausweglosigkeit: Wir alle sind graue Seelen. – »Le Rapport de Brodeck« (Brodecks Bericht) spielt in einer Nachkriegszeit. Wieder ein Mord an einem Fremden, einem »Anderen«. Der, der darüber einen Bericht schreiben muß, berichtet auch, was ihm während der Kriegszeit passiert ist, ihm, der selber ein Fremder, ein »Anderer« ist, der ins Lager kommt, gequält wird (man denkt unwillkürlich an Struthof in den Vogesen). Der Roman spielt in einem Hochtal; ungewiß, ob in den Alpen oder doch in den Vogesen. Ein Roman über die Anfälligkeit, über die Perversion der »Seelen«.

9

Fünfundsechzig Jahre nach den Schreckenswochen von 1944. Wieder ein Herbst in La Bresse. Eine ruhige Zeit. Zwischensaison. Kaum Tourismus. Geschlossen die alten Textilfabriken, Webereien, Spinnereien. Sie haben ausgedient. An ihrer Stelle gibt es ein Museum in Ventron. Die neue Industrie heißt: Tourismus. Die Nächte sind schon empfindlich kühl. Am Morgen steigt Nebel aus den Hochtälern, dem Val de Vologne, gegen La Hutte oder aus der Waldsenke beim Lac des Corbeaux. Die höchsten Berge ragen aus der Nebeldecke. Tagsüber, vor allem am Nachmittag, wärmt die Herbstsonne. Ein intensives Licht. Gegen Abend steht die Sonne noch lange auf den Westflanken der Berge, während unten im Tal Kühle einzieht.

Wer zum ersten Mal über die Höhe des Col de Grosse Pierre nach La Bresse fährt, kann den Ort gut überblicken: die Durchgangsstraße als Mittelachse entlang der Moselotte. Die Hänge reich bestückt mit Chalets, Häusern aus Stein oder Holz. Im Zentrum die Pfarrkirche, daneben ein auffallend großer Friedhof. Die Durchgangs- und Hauptstraße wechselt den Namen: aus der Grande Rue wird der Quai des Tranées, dann die Rue Paul Claudel. Manche Straßennamen sind wie Erinnerungsverweise: die Route des Américains, die Rue de la Résistance. Andere Erinnerungsstellen sind im Stadtplan eingezeichnet: Das Monu-

ment des Combes, die Goums Marocains am Col de la Croix des Moinats.

Hin und wieder sieht man auf den Straßen ältere Menschen. Sie tragen, denkt man sich, Erinnerungen mit sich an Kriegsjahre, Deportation, Evakuierung, Zerstörung, Befreiung und an die Ruinen. Eine Tafel neben der Treppe zur Pfarrkirche erinnert an das Schicksal der 15- bis 65jährigen Männer, die im November 1944 hier stehen mußten und nach Deutschland deportiert wurden, nach Mannheim und Pforzheim. Heute besteht eine Städtepartnerschaft zwischen La Bresse und Pforzheim.

Ein ruhiger Herbst. La Bresse wartet auf die nächste Wintersaison.

Quellen

G. Cuny, *La Bresse. Cité vosgienne, martyre sous l'occupation allemande ...*, Cornimont: Impr. Girompaire³2005.

Informationsblätter der Mairie de La Bresse, maschinenschriftlich, u. a. *La Bataille de Hobneck*.

Louis Hans, *La Bresse martyre. Maquis de la Piquante-Pierre ...* (1946), Nachdruck; bei der Mairie von La Bresse erhältlich, enthält mehrere Zeugenaussagen.

Mémoire vivante de la guerre dans la montagne vosgienne. De la Piquante-Pierre à la vallée des larmes, DVD, Realisation: Jacques Cuny.

Françoise Renaudot, *Les Français et l'Occupation*, Paris: Laffont 1975.

Anne Rivière, *Camille Claudel*, Frankfurt am Main: Neue Kritik 1986.

Camille Claudel. Ausstellungskatalog, Fondation Pierre Gianadda, Martigny 1990.

Festival International de Sculpture Camille Claudel. Katalog, La Bresse 1993.

Literarische Quellen

Louis-Ferdinand Céline, *Von einem Schloß zum andern*, Reinbek: Rowohlt 1960.

Louis-Ferdinand Céline, *Norden*, Reinbek: Rowohlt 1969.

Ernst Jünger, *Strahlungen II. Das zweite Pariser Tagebuch*, München: dtv 1965.

André Malraux, *Le Miroir des Limbes*, Bd. II, Paris: Gallimard 1976.

Jean-Paul Sartre, *Paris unter der Besatzung*, Reinbek: Rowohlt 1980.



Von Minaretten und Integrationsverweigerern

Von Bernhard Dahm

Die aktuelle Migrationsdebatte stellt die Integrationsfähigkeit von Menschen aus der Türkei und den arabischen Ländern in Frage, begründet dies mit deren Religionszugehörigkeit und macht Religion und Ethnie für Zwangsverheiratungen und Ehrenmorde verantwortlich. Muslime aus diesen Regionen sollen laut dem Sozialdemokraten Thilo Sarrazin und dem CSU-Vorsitzenden und bayerischen Ministerpräsidenten Horst Seehofer nicht fähig sein, sich in die hiesige Kultur einzuleben. 59 Prozent der Bundesbürger sind laut einer Emnid-Umfrage der Auffassung, daß die große Mehrheit der Muslime nicht bereit sei, das Grundgesetz zu akzeptieren.¹

Ihnen wird zur Last gelegt, nur deshalb eingewandert zu sein, um die hiesigen sozialen Sicherungssysteme auszunutzen. Zudem seien sie gekommen, um Deutschland zu unterwandern und dem Islam einzugliedern. Die Rede ist von Integrationsverweigerern, die die deutsche Leitkultur ablehnten. Ein Zuwanderungsstopp für Türken und Araber wird gefordert. Nach einer Studie im Auftrag der Friedrich-Ebert-Stiftung hält jeder dritte Deutsche das Land für »überfremdet« und 58,4 Prozent der Befragten wollen Muslimen die Religionsausübung erheblich einschränken.²

Europaweit geht die Angst um vor dem Islam. Burka-Verbote wurden in Frankreich, Belgien und Italien erlassen. Rechtsradikale Parteien sind im Aufwind, so in den Niederlanden und in Dänemark. 67 Prozent der Bundesbürger haben kein Verständnis für die Aussage von Bundespräsident Wulff anläßlich des Tages der Deutschen Einheit am 3. Oktober 2010 in Bremen, Präsident auch der Muslime zu sein. In der Schweiz wurde per Volksabstimmung der Bau von Minaretten verboten.

Heftige und hoch emotionale Diskussionen um den Bau von Minaretten werden auch hierzulande geführt, sei es in Köln, sei es in Völklingen-Wehrden. Der Plan der Wehrdener Moscheegemeinde, der dem Weltkul-

turerbe »Alte Völklinger Hütte« gegenüberliegenden Moschee, zwei symbolische und nicht begehbbare Minarette beizufügen, führte zu großer Aufregung. Im Verlauf einer im Januar 2010 vom Stadtteilforum Wehrden durchgeführten Veranstaltung knisterte die Spannung deutlich. Man spürte die Angst vor Überfremdung. Es herrschte eine Atmosphäre, die Argumenten schwer zugänglich ist, was die Wehrdener Debatte mit der derzeit in Deutschland geführten »Integrationsdebatte« gemeinsam hat. Die Stimmung war so aufgeheizt, daß man dem Vertreter der Moscheegemeinde nicht zugestehen wollte, den Begriff »Kirchturm« auch nur in den Mund zu nehmen. Dem Versuch darzustellen, daß der Kirchturm der katholischen Gemeinde St. Josef und die geplanten Minarette gut zueinander paßten, folgte ein Aufschrei der Empörung. Allein die Verwendung des Wortes »Kirchturm« durch einen Moslem wurde als Blasphemie verstanden. Auch der abgeänderte Plan, nur noch ein Minarett mit einer Höhe von 8,50 Metern und einem Durchmesser von 1,40 Metern errichten zu wollen, verbunden mit der Zusicherung, daß von diesem keine Gebetsrufe ertönen würden, fand keine Zustimmung der Mehrheit der Versammelten. Diese sah das Minarett als Symbol des Machtanspruchs des Islam, wohlwissend, daß auch ein christlicher Kirchturm eine solche Symbolkraft beansprucht.

Und so wurde und wird die Diskussion um die Wehrdener Moschee nicht nur emotional, sondern auch nicht sonderlich ehrlich geführt. Die Frage muß erlaubt sein, wer in dem Völklinger Stadtteil türkischen und anderen Migranten alte, abgewohnte Häuser gewinnbringend verkauft hat, so auch das ehemalige Kino, in dem sich heute die Moschee befindet. Als es darum ging, die alten Gemäuer, die an sonstige Interessenten nicht zu verkaufen waren, für gutes Geld an den Mann zu bringen, gab es in Wehrden keine moralischen Bedenken. Nachdem die neuen Bewohner sich in

ihrem Grundbesitz eingerichtet haben und ihr Recht auf Glaubensfreiheit reklamieren, wird ihnen zur Last gelegt, sich nicht an die hierzu geltenden Regeln und Gepflogenheiten halten zu wollen. Der Plan zum Bau eines Minaretts wird als Provokation empfunden, als Ausdruck mangelnder Integration.

Alexander Will, Redakteur der Saarbrücker Zeitung, hat es in seinem Beitrag *Kontra Minarett*³ auf den Punkt gebracht, was viele Menschen unter »Integration« verstehen. Er hält es für »ein Zeichen echter Integration«, wenn die Moscheegemeinde ihre Pläne zum Bau eines Minaretts aufgeben würde. Eine Eingliederung in unsere Lebensverhältnisse unter Aufgabe der diese Lebensverhältnisse bestimmenden Grundsätze des Grundgesetzes und der Europäischen Menschenrechtskonvention? Unter Aufgabe der ausdrücklich dort gewährten Glaubensfreiheit? Nach dieser Lesart würde Integration die vollkommene Aufgabe der eigenen Identität bedeuten.

Zur Versachlichung der Diskussion in Völklingen hat auch nicht geführt, daß Oberbürgermeister Klaus Lorig im Juni 2010 den Denkmalschutz bemühte, um die Minarettpläne zum Scheitern zu bringen. Er erklärte, die in der Nachbarschaft der Moschee befindlichen Meisterhäuser der Alten Völklinger Hütte sollten mit Mitteln aus dem Welterbe-Programm des Bundes saniert werden. Da sich diese gegenüber dem Weltkulturerbe befinden, läge die Moschee dann in dessen »Pufferzone« und bauliche Veränderungen seien nicht mehr ohne weiteres möglich.⁴ Hier drängt sich der Eindruck auf, daß der Völklinger OB versucht, mit Scheinargumenten das unliebsame Problem zu lösen. Integration kann aber nur gelingen, wenn mit Ehrlichkeit an die bestehenden Probleme herangegangen wird. Dies ist von beiden Seiten zu verlangen, von Seiten der Zuwanderer, aber auch von Seiten der deutschen Mehrheitsgesellschaft, da nur so gegenseitiges Vertrauen entstehen kann, das für ein Miteinander erforderlich ist.

Die Völklinger Diskussion hat Probleme im Zusammenhang mit Einwanderung deutlich gemacht. Da wurde von deutscher Seite auch bemängelt, daß die türkischen Jugendlichen aus dem Stadtteil sich nicht in den bestehenden örtlichen Sportvereinen engagieren und stattdessen eigene Vereine gründen würden. Bemängelt wurde damit die Bildung von Parallelgesellschaften. Deutlich spürbar war

dabei von deutscher Seite auch die Enttäuschung darüber, daß gutgemeinte Angebote nicht angenommen werden. Eine solche Haltung erkennt aber, daß Integration nur über einen langwierigen Prozeß zu erreichen ist. Dies belegen Untersuchungen, die zu früheren Einwanderungsbewegungen nach Deutschland durchgeführt wurden.

So haben Polen, die Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts in das Ruhrgebiet gelangt sind, zunächst einmal über Jahre hinweg ihre Identität bewahrt, was sich auch in der Bildung eigener Arbeiter- und Sportvereine sowie in der Durchführung polnischsprachiger Gottesdienste ausdrückte.⁵ Bedingt war dies auch dadurch, daß die polnischen Einwanderer von der deutschen Mehrheitsgesellschaft diskriminiert und stigmatisiert wurden. So wie Türken und Araber aufgrund ihres religiös-kulturellen Hintergrundes als nicht integrationsfähig und als Feinde der hiesigen Gesellschaftsordnung eingestuft werden, wurden die »Polacken« – und zwar trotz ihrer katholischen Religionszugehörigkeit – als »Reichsfeinde« angesehen. Es hat lange gedauert, bis sie akzeptiert wurden. Durch die Bildung eigener Vereine und Institutionen konnten sich die polnischen Migranten bis dahin langsam aber sicher in die Realität einfinden und dem von der Mehrheitsgesellschaft ausgehenden Druck in Folge von Anfeindungen und Diskriminierung standhalten. Insoweit ist es in der Migrationsforschung anerkannt, daß Parallelgesellschaften für Einwanderer eine Schutzfunktion haben, um in wechselseitiger Auseinandersetzung von Mehrheitsgesellschaft und Zuwanderern stetig Integration zu entwickeln.

Die derzeitige Debatte ignoriert solche Erkenntnisse bzw. weiß von ihnen überhaupt nichts. Statt zu versuchen, Probleme mit Hilfe des aus der Integrationsforschung vorhandenen Wissens zu lösen, wird gnadenlos polemisiert und mit Vorurteilen gearbeitet. Da wird suggeriert, daß die Mehrheit türkischer und arabischer Einwanderer überhaupt nicht bereit sei, sich zu integrieren, ohne daß Erhebungen darüber vorliegen, wie viele Personen mit entsprechenden Schwierigkeiten tatsächlich hier leben. Auch gibt es kein gesichertes Wissen darüber, welchen Hintergrund die Betroffenen haben. Unklar bleibt, zu welcher Einwanderergruppe die Betroffenen gehören. Gehören sie zur Gruppe der Arbeitsmigranten



Das Saarufer von Völklingen-Wehrden mit der Kirche St. Josef und der Moschee (zweites Gebäude von rechts). Das geplante Minarett mit einem Durchmesser von 1,40 m soll ca. 8,50 m hoch sein.

aus den sechziger Jahren, denen gegenüber es die deutsche Gesellschaft über Jahrzehnte nicht für nötig befunden hat, sie zu integrieren, weil man weder das Interesse daran hatte, die Migranten einzugliedern, noch die Wichtigkeit einer solchen gesellschaftlichen Eingliederung überhaupt erkannt hat? Oder gehören sie zu den nachgezogenen Familienangehörigen dieser Gruppe, die das Schicksal der zuerst Eingereisten teilen? Oder um Menschen, die als Flüchtlinge nach Deutschland gelangt sind und als solche ein Aufenthaltsrecht erlangt haben, denen aber über die lange Jahre dauernden Asylverfahren das Erlernen der deutschen Sprache und die Aufnahme einer Erwerbstätigkeit ausdrücklich verwehrt wurde und die man in Flüchtlingslagern mehr oder weniger von der gesellschaftlichen Wirklichkeit ausgeschlossen hat?

Es ist blauäugig zu meinen, Integration erfolge von selbst und problemlos. Die Aufgabe einer Gesellschaft ist es, vorhandene Probleme zu lösen und – soweit möglich – entstehende Probleme im Ansatz zu erkennen und diesen vorzubeugen. Was letzteres anbelangt, muß man der bundesrepublikanischen Gesellschaft attestieren, in der Vergangenheit vollkommen versagt zu haben. Allzu lange wurden mit Einwanderung zusammenhängende Schwierigkeiten ignoriert und verdrängt. Gesellschaft und Politik erklärten wider besseres Wissen, Deutschland sei kein Einwanderungsland. Mit dieser Fiktion wurden die Migranten mehrheitlich alleine gelassen. Nachdem erkannt

wurde, daß Migration Schwierigkeiten hervorruft, werden diese einseitig den Zuwanderern zugeschrieben, ohne die eigene Verantwortung zu hinterfragen. Es sind nur die anderen, die die Probleme haben und verursachen; der eigene Anteil wird selbstgerecht geleugnet. Soweit die bayerische CSU auf ihrem jüngsten Parteitag zu der Fiktion zurückkehren wollte, daß Deutschland kein Einwanderungsland sei, stellt dies eine Fortsetzung einer Politik der Verweigerung dar.

Aber wurde diese über Jahrzehnte anhaltende Verweigerungshaltung schon jemals an den Pranger gestellt? Stattdessen werden nunmehr die Zuwanderer als böswillige Integrationsverweigerer stigmatisiert. Und dies, nachdem es in Deutschland bis zum Jahre 2005 nicht einmal den Ansatz einer Integrationspolitik gegeben hat. Bei den Polemiken gegen »die Integrationsverweigerer« bleibt auch unberücksichtigt, daß Eingliederungsstrategien seitens der Mehrheitsgesellschaft sich noch in der Entwicklung befinden und nicht abgeschlossen sind. War die Mehrheitsgesellschaft bisher nicht willens und in der Lage, Zuwanderern funktionierende Eingliederungsangebote zu unterbreiten, wird dieser Mangel nun den Migranten angelastet. Sie sollen innerhalb kürzester Zeit das realisieren, wozu die Mehrheitsgesellschaft über Jahrzehnte hinweg nicht in der Lage war.

Ausgeblendet wird auch, aus welchen Milieus viele derjenigen kommen, die nach Deutschland eingewandert sind. Ignoriert

wird, daß die soziale Lage in den Herkunftsländern dafür verantwortlich ist, daß Zugewanderte aus der Türkei und den arabischen Ländern als Halb- und Analphabeten ihr Heimatland verlassen haben. Als es darum ging, Arbeitskräfte aus der Türkei für den deutschen Arbeitsmarkt zu gewinnen, waren keine Menschen mit gehobenem Anforderungsprofil gefragt. Gesucht wurden Kräfte für einfache Tätigkeiten. Daß in Familien, die den Wert von Bildung und Erziehung nicht erkennen, eine solche Haltung an die Nachfolgenerationen tradiert wird, dürfte nachvollziehbar sein. Dies aufzulösen ist schwierig und kann nicht von den Betroffenen erwartet werden. Hier ist vielmehr die Bildungspolitik des Aufnahmelandes gefordert.

Zur Begründung dafür, daß der Islam für Integrationsprobleme verantwortlich sei, werden u. a. Zwangsverheiratungen und Blutrache angeführt. Dabei handelt es sich jedoch keineswegs um eine originär muslimische Erscheinung. Zwangsheirat und Blutrache kommen zwar in islamischen Mehrheitsgesellschaften vor, sind aber nicht nur auf Moslems beschränkt. Es handelt sich um archaische Verhaltensweisen, die in Ägypten bei den Kopten und in Syrien bei den dort lebenden Christen durchaus auch vorhanden sind. Auch eine christliche Frau, die in diesen Ländern gegen den Willen ihrer Eltern eine Beziehung mit einem Moslem eingeht, muß befürchten, wegen Verletzung der Ehre ihres Clans getötet zu werden.

Wer als Beweis für mangelnden Integrationswillen kriminelles Verhalten ausländischer Jugendlicher anführt, dem ist zu entgegen, daß von der Norm abweichendes Verhalten multikulturell ist. So sitzen beim Amtsgericht Saarbrücken oftmals Jugendliche aus den verschiedensten Herkunftsländern, einschließlich Deutschland, gemeinsam auf der Anklagebank. Ursache für ihr zu sanktionierendes Verhalten ist ihre soziale Situation, nicht ihre ethnische Herkunft, nicht ihre Religion. Wer aus Unterschichtstrukturen kommt, hat in der heutigen Gesellschaft bereits in der Schule kaum Erfolgsaussichten und findet dementsprechend auch keinen Ausbildungsplatz. Mangelnde Aussicht auf gesellschaftliche Teilhabe wird dann oftmals dadurch kompensiert, daß die Jugendlichen sich Anerkennung unter Gleichaltrigen in gleicher Situation und zusammen mit diesen

als Underdogs in Bereichen suchen, die gesellschaftlich geächtet sind.

Bei Jugendlichen ausländischer Herkunft kommt noch hinzu, daß sie ihre Situation als Ausdruck ihrer Diskriminierung aufgrund ihrer Ethnie und ihrer Religion verstehen. Eine solche Sicht wird durch die aktuell geführte Diskussion um »Integrationsverweigerer« noch verstärkt. Wie bekannt, überlegen sich zwischenzeitlich selbst gut qualifizierte Menschen aus der zweiten und dritten Einwanderergeneration, Deutschland wegen der hier erlebten Intoleranz und Ausgrenzung zu verlassen. Als Beispiel hierfür können auch Kinder ghanaischer Zuwanderer genannt werden, die im Saarland das Abitur abgelegt haben und die es vorziehen, statt in Deutschland in Großbritannien zu studieren. Solche Tendenzen werden durch die derzeitige Diskussion gefördert. Dies geschieht auch durch Forderungen wie die des Innensenators Hamburgs, Heino Vahldieck (CDU), der die Einrichtung einer Meldedatei für Integrationsverweigerer verlangt.⁶ Dies ruft ungute Erinnerungen an ähnliche Register in der Vergangenheit wach, z. B. solche für Juden, »Zigeuner« und Homosexuelle. Sollen »Integrationsverweigerer« in Zukunft zur äußeren Kenntlichmachung ihrer Stigmatisierung vielleicht auch noch herabwürdigende Symbole tragen?

Soweit den Einwanderern vorgehalten wird, nur wegen der hier bestehenden sozialen Sicherungssysteme zu kommen, kann nicht von der Hand gewiesen werden, daß es ein solches Verhalten gibt. Allerdings läßt die Behauptung außer acht, daß die Politik der EU Armutsflüchtlinge produziert. So fischen europäische Trawler die Fanggründe sowohl vor West- als auch Ostafrika leer, die dortigen Fischer werden arbeitslos und versuchen ihrer Misere durch Flucht nach Zentraleuropa zu entkommen. Bauern in Westafrika haben keine Überlebenschance mehr, da sie mit ihren Produkten gegen die von der EU in ihre Heimatländer importierten und hochsubventionierten Nahrungsmittel keine Chance haben. Auch sie sehen ihren Ausweg darin, »in den Norden« zu gehen, um ein Leben ohne Hunger und in Würde zu finden. Die Behauptung, diese Menschen würden nur kommen, um die Sozialsysteme auszunutzen, ist vor diesem Hintergrund zynisch und verlogen.

Auch sollte nicht unter den Tisch fallen, daß nicht jeder Einwanderer, der arbeiten möch-

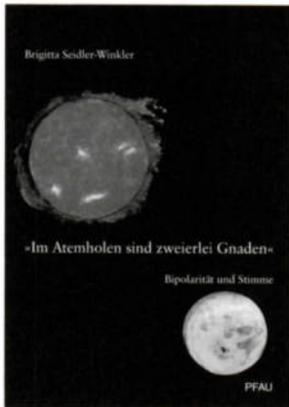
te, auch arbeiten darf. Zudem muß berücksichtigt werden, daß es bislang ca. 300 000 Personen in Deutschland nicht möglich ist, entsprechend ihrer im Heimatland oftmals hohen Qualifikation tätig zu sein. Obwohl die Problematik als solche bereits seit Jahrzehnten bekannt ist, konnten sich die verantwortlichen Politiker erst nunmehr dazu durchringen, Maßnahmen in die Wege zu leiten, um die Gleichwertigkeit der Ausbildungs- und Berufsabschlüsse von Migranten festzustellen bzw. um zumindest festzustellen, welches Ausbildungsniveau der im Heimatland gewonnene Abschluß hierzulande hat, um dem Betroffenen die Möglichkeit zu geben, auf diesem Niveau eine Anstellung zu finden oder sich so fortzubilden, daß sein Abschluß hiesigen Anforderungen entspricht. Auch dieses Procedere ist symptomatisch für den Umgang deutscher Stellen mit den Problemen von Einwanderern. Im Zweifelsfall dauert es Jahrzehnte, bis eine Lösung gefunden wird. Von den Migranten aber wird verlangt, daß sie innerhalb kürzester Zeit für sich Problemlösungen finden, obwohl es erst gar nicht die Voraussetzungen hierfür gibt.

Bleibt noch die Behauptung, die Zuwanderer seien nach Deutschland gekommen, um das Land zu unterwandern. Abgesehen davon, daß viele der hier lebenden Ausländer aufgrund der Anwerbemaßnahmen für Arbeitskräfte nach Deutschland gekommen sind, wirft eine solche Behauptung die Frage nach dem Selbstbild der deutschen Gesellschaft auf. Unterwandert werden kann nur ein fest gefügtes Volksgebilde, das im Verlaufe der Zeit keinerlei Veränderungen unterworfen ist. Wir wissen aber allzu gut, daß die Bevölkerung

der Bundesrepublik Deutschland das Ergebnis vielfältiger Wanderungsbewegungen im Laufe der Zeiten darstellt. Wanderungsbewegungen, die es schon bei den Germanen gab, in deren Verlauf beispielsweise aber auch die bereits erwähnten Polen und eben auch Türken und Araber gekommen sind, die allesamt von der Kultur des Landes beeinflusst wurden, die aber auch selbst Einfluß ausgeübt haben. Wer von einer »deutschen Leitkultur« spricht, verkennt vor dem Hintergrund völkischen Denkens, daß eine lebendige Gesellschaft nicht starr, sondern ständig in Bewegung ist. Ansonsten hat sie keine Überlebenschance. Die »deutsche Leitkultur« ist ebenso eine Fiktion wie das Dogma, wonach Deutschland kein Einwanderungsland sei. Statt solche Geisterdebatten zu führen, wäre es für unsere Gesellschaft wesentlich förderlicher, reale Probleme rational, ohne Verletzungen und Stigmatisierungen zu lösen. Bezugspunkt für die deutsche Integrationspolitik sollten deshalb Recht und Gesetz sein, die ihrerseits Ausdruck eines gesellschaftlichen Wertebilds sind, nicht eine ominöse Leitkultur.

Anmerkungen

- 1 Saarbrücker Zeitung vom 11.10.2010.
- 2 Saarbrücker Zeitung vom 14.10.2010.
- 3 Saarbrücker Zeitung vom 23./24.1.2010, Landesteil.
- 4 Saarbrücker Zeitung vom 11.6.2010.
- 5 Klaus J. Bade, *Deutsche im Ausland – Fremde in Deutschland. Migration in Geschichte und Gegenwart*, München: C. H. Beck 1992, S. 303 f.
- 6 Saarbrücker Zeitung vom 17.11.2010.



Brigitta Seidler-Winkler
»Im Atemholen sind zweierlei Gnaden«
Bipolarität und Stimme

... ordnet die traditionelle Stimmbildung gemäß der bipolaren Atemtypenlehre neu in:
 aktive Einatmer (*lunar*) und aktive Ausatmer (*solar*)
 ... zeigt die Vorteile typenrichtigen Verhaltens für den »Tongenerator« Kehlkopf
 ... schafft für interessierte Sänger und Gesangslehrer neue Voraussetzungen für einen sensiblen Umgang mit dem integrierten Instrument Stimme.

287 Seiten, zahlr. Abb., 4. überarb. Aufl. 2010, ISBN 978-3-89727-437-2, EUR 20

www.pfau-verlag.de

Nichts über uns ohne uns

Von der Umwelterkundung Behinderter zum Menschenrecht auf Selbstbestimmung

Von Herbert Temmes

Das Übereinkommen der Vereinten Nationen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen vom 13. 12. 2006 (abgekürzt UN-Behindertenrechtskonvention oder UN-BRK) ist am 26. März 2009 in Deutschland in Kraft getreten. Seither haben zahlreiche Veranstaltungen der Behindertenverbände – auch im Saarland – gezeigt, daß mit der UN-Konvention erhebliche Erwartungen verbunden sind. Politiker aller Couleur nehmen die Konvention inzwischen gerne in ihre Reden anlässlich der zu begehenden Jahrestage für Menschen mit Behinderungen auf. Ob diese aber mehr als nur Sonntagsreden sind, wird die nahe Zukunft zeigen, denn die Umsetzung der Behindertenrechtskonvention verlangt, daß Bund und Länder in einem zeitlich deutlich umrissenen Rahmen Ziele definieren und für deren Umsetzung sorgen müssen.

Rückblick: verhindernde Umwelten

Gusti Steiner, 1938 geboren, an Muskelschwund erkrankt, konnte in Frankfurt am Main sowohl die Regel-Grundschule als auch die Regel-Realschule besuchen. Möglich war dies, weil es für ihn keine andere Schulform gab: Sonderschulen waren nach dem Zweiten Weltkrieg nicht vorhanden. Die Realschule schloß er mit Erfolg ab. Gemeinsam mit dem Journalisten Ernst Klee rief Gusti Steiner einen Volkshochschulkurs ins Leben, der in vielen Städten Nachahmer fand: »Ernst Klee und ich – wir begannen im Oktober 1973 eine Behindertenarbeit an der Volkshochschule Frankfurt, eine Behindertenarbeit, die diese politische Situation, behindert zu werden und dadurch zum Behinderten gemacht zu werden, aufgriff und dieses politische Konfliktfeld mit der Selbsthilfegruppe aufsuchen und beackern wollte. Mein Ziel war dabei, daß wir als Behinderte aus der Rolle des Objekts von Fremdbestimmung zum Subjekt eigenen Handelns werden. Wir begannen im Januar

1974 die direkte Arbeit mit einer Gruppe und hatten uns für Behinderte zum Ziel gesetzt: Überwindung der individuellen Isolation, Erkennen eigener Bedürfnisse Selbstorganisation und Eigeninitiative, Verhaltensänderung durch Lernerfahrungen, Entwicklung eines eigenen Selbstbewußtseins und Selbstwertgefühls.«¹

In Saarbrücken wurde aufgrund dieser Erfahrungen und der Veröffentlichungen von Ernst Klee der Arbeitskreis Bewältigung der Umwelt von Bellis Klee² und Hans Leo Krämer, Lehrstuhlinhaber für Soziologie an der Saar-Universität, gegründet. Schnell fanden sich behinderte wie nicht-behinderte Mitstreiter. Gerhard Senf, zu dieser Zeit Psychologie-Student und auf einen Rollstuhl angewiesen, erinnert sich, daß die Treffen im Gustav-Adolf-Haus in der Gärtnerstraße in Alt-Saarbrücken stattfanden. Rund 35 Personen, Betroffene wie er, Eltern, Studenten, Menschen, die durch Inserate auf den Arbeitskreis aufmerksam wurden, trafen sich dort regelmäßig. Der Arbeitskreis sei in den Anfangsjahren sehr kreativ gewesen und habe durch Aktionen auf sich und die Bedürfnisse von behinderten Menschen aufmerksam gemacht. 1977/78 habe man sich mit einer Handvoll Rollstuhlfahrern mit der Bundesbahn auf den Weg nach Trier machen wollen. Die Bahn sei derart überfordert gewesen, daß die Rollifahrer lediglich in einem zusätzlich angehängten Gepäckwagen mitreisen konnten.

Der Arbeitskreis habe eine ideale Verbindung aus Freizeitaktivitäten, Lebenslust, Politik und Arbeit geboten. »Es gab auch Überforderungen unserer Umwelt durch Partnerschaften von Gesunden und Körperbehinderten«, sagt Senf, »aber wir haben damals eben viel experimentiert.« Für Senf gehörte dies zum Aufbruch der nach-68er Jahre: Selbstverwirklichung in Arbeit, Beruf, Privatleben, Sexualität ebenso wie der Weg in die Öffentlichkeit: von Behinderten wie Nicht-Behinderten.



gesetzen ging also von der Annahme aus, daß es besondere Maßnahmen der staatlichen Stellen geben muß, um die bisherige Benachteiligung Behinderter auszugleichen.

Mit dem Allgemeinen Gleichstellungsgesetz (AGG 2006) übernahm der deutsche Gesetzgeber die von der europäischen Ebene erfolgte Anregung, den Gleichstellungsauftrag nicht nur auf den staatlichen Bereich zu begrenzen, sondern Diskriminierung auf privatem Sektor unter bestimmten Voraussetzungen unter Strafe zu stellen.

Ein langer Weg

Die Vielzahl an Veröffentlichungen und Veranstaltungen, die seit dem Inkrafttreten der UN-BRK zu verzeichnen sind, müssen als Hinweis gesehen werden, daß die UN-BRK von den Behindertenverbänden als Meilenstein angesehen wird. Doch Meilensteine sind schnell ausgerufen. Ein Beleg dafür ist, daß der bundesdeutsche Gesetzgeber in den vergangenen fünfzehn Jahren eine Vielzahl an Regelungen wie Rechten geschaffen hat, die für die Gleichstellung von behinderten Menschen sorgen sollen. Die Realität aber ist davon noch ein gutes Stück weit entfernt: auch im Saarland.

Art. 3 Abs. 3 Satz 2 des Grundgesetzes formuliert eindeutig, daß niemand wegen seiner Behinderung benachteiligt werden darf. Die neue Verfassung des geeinten Deutschlands enthält damit ein Benachteiligungsverbot, das als Staatsschutzziel jedoch einer weiteren Präzisierung harpte und für den Privatbereich keine unmittelbare Wirkung entfaltete. Mit den Gleichstellungsgesetzen des Bundes (2002) und der Länder (1999 bis 2007) wurde für die staatlichen und kommunalen Institutionen das Benachteiligungsverbot um einen Gleichstellungsauftrag erweitert. Diese Gesetze enthalten zahlreiche Regelungen und somit auch Aufträge, durch die sichergestellt werden soll, daß staatliche Maßnahmen die Gleichstellung behinderter Menschen ermöglichen. Der Druck von Seiten der Behindertenverbände auf den Gesetzgeber sowohl bei der Forderung nach Ergänzung des Artikels 3 des Grundgesetzes 1994 als auch bei den Gleichstellungs- oder Antidiskriminierungs-

Behindert ist man nicht, behindert wird man

Zweck der UN-Behindertenrechtskonvention ist es, den vollen und gleichberechtigten Genuß aller Menschenrechte und Grundfreiheiten durch alle Menschen mit Behinderungen zu fördern, zu schützen und zu gewährleisten. Zu den Menschen mit Behinderungen zählen Menschen, die langfristige körperliche, seelische, geistige oder Sinnesbeeinträchtigungen haben, welche sie in Wechselwirkung mit verschiedenen Barrieren an der vollen, wirksamen und gleichberechtigten Teilhabe an der Gesellschaft hindern können. (Art. 1 UN-BRK).

Der UN-Konvention liegt ein Verständnis von Behinderung zugrunde, in dem sie keineswegs negativ gesehen, sondern als normaler Bestandteil menschlichen Lebens und menschlicher Gesellschaft ausdrücklich bejaht wird. Darüber hinaus ist Behinderung als Quelle möglicher kultureller Bereicherung zu beachten. Dies steht den gängigen Anschauungen über Behinderung diametral entgegen.

In den meisten Staaten herrscht traditionell das medizinische Modell von Behinderung vor, demzufolge Behinderung als ein individuelles Defizit betrachtet wird, das für die mangelnde Teilhabe in allen gesellschaftlichen Bereichen verantwortlich ist. Nach dem von der Konvention bevorzugten sozialen Modell von Behinderung entsteht diese durch die gesellschaftlichen Barrieren, wie unzugängliche Verkehrsmittel, fehlende Gebärdensprachdolmetschung, zwangsweise Sonderbeschulung oder Websites, die für blinde Menschen nicht wahrnehmbar sind. Unter einem menschen-

rechtsorientierten Blickwinkel entsteht, so die Präambel der UN-BRK, »Behinderung aus der Wechselwirkung zwischen Menschen mit Beeinträchtigungen und einstellungs- und umweltbedingten Barrieren«. Die Konvention formuliert zu den einzelnen Rechten übergreifende, grundlegende Anliegen, die in Bezug auf die Verwirklichung nahezu aller Rechte von Menschen mit Behinderungen von wesentlicher Bedeutung sind. Dies hat praktische Konsequenzen: Während sich etwa in der Vergangenheit Behindertenpolitik auf sozialpolitische Fragen konzentriert hat, unterstreicht die Konvention, daß Behinderung in allen Politikbereichen Relevanz hat.³ In diesem Zusammenhang hat der saarländische Landesbehindertenbeirat in der Empfehlung zur »Barrierefreiheit« gefordert, daß sämtliche politische Maßnahmen auf das Kriterium der Barrierefreiheit hin zu überprüfen sind. Das Kriterium Barrierefreiheit würde damit dem »Gender mainstreaming« gleichrangig.

Zauberwort Inklusion

Der Gedanke der sozialen Inklusion ist ein tragender Grundsatz und Leitbegriff der Konvention (Art. 3 UN-BRK). Inklusion steht für die Offenheit eines gesellschaftlichen Systems in Bezug auf soziale Vielfalt, die selbstverständlich Menschen mit Behinderungen einschließt. Der Begriff der Inklusion geht über das hinaus, was traditionell mit »Integration« gemeint ist. Es geht nicht nur darum, innerhalb bestehender Strukturen auch für Menschen mit Behinderungen Raum zu schaffen, sondern darum, die gesellschaftlichen Strukturen so zu gestalten, daß sie der realen Vielfalt menschlicher Lebenslagen – gerade auch von Menschen mit Behinderungen – von vornherein gerecht werden.⁴

Der Deutsche Behindertenrat⁵ hat die sämtlichen Politikfelder, die durch die UN-BRK angesprochen werden, unter acht Stichworten zusammengefaßt:

1. Gleichstellung
2. Politik für Frauen mit Behinderungen
3. Bildung
4. Berufliche Teilhabe
5. Gesundheit, Rehabilitation und Pflege
6. Freiheit, Schutz, Sicherheit
7. Barrierefreiheit
8. Selbstbestimmtes Leben

Für jeden dieser Bereiche sind die öffentlichen Stellen aufgefordert, den Ist-Zustand aufzuzeigen, zu analysieren, welchen Nachteilen Behinderte unterworfen sind, und im Rahmen von Aktionsplänen und Maßnahmen konkrete Wege aus der Benachteiligung aufzuzeigen. Die UN-Konvention enthält dazu Vorgaben, wie und in welchem Zeitraum dies zu geschehen hat.

Die Saar-Regierung hat den Auftrag der Behindertenrechtskonvention erst spät zur Kenntnis genommen, einen Aktionsplan aufzustellen und die Politikfelder festzulegen, in der sie sich aufgefordert sieht, zu agieren. Das bereits beim Sozialbericht tätige Otto-Blume-Institut wurde erst in diesem Jahr beauftragt, die Erstellung des Aktionsplanes zu begleiten. Im Dezember soll ein erster Entwurf vorliegen. Der Landesbehindertenbeirat hat zu einigen zentralen Bereichen (Bildung, Wohnen, Arbeit, Barrierefreiheit und Mobilität) der UN-Konvention Empfehlungen vorgelegt. Sie enthalten zahlreiche konkrete Vorschläge für Maßnahmen auf einzelnen Politikfeldern.

Ausblick

»Seit Anfang der achtziger Jahre ging es auch unter Behinderten stärker um persönliche Karrieren als um die gemeinsame Sache. Die Kreativität der Anfangsjahre ist dahin«, kritisiert Gerhard Senf mit Blick auf das Ende des Arbeitskreises. Für ihn beklagen sich die behinderten Menschen heute nur auf etwas höherem Niveau: »Jeder, der betroffen ist, muß das Rad selbst neu erfinden, denn das gehört zu seiner persönlichen Bewältigung hinzu. Einiges ist katastrophal schlechter geworden. Heute wird man schon wenige Wochen nach einem Unfall mit Querschnitt als Folge nach Haus entlassen. Das Funktionale stimmt dann vielleicht, das Trauma aber bleibt unverarbeitet.« Anhand eines aktuellen Beispiels kann Senf zeigen, daß technische Fortschritte allein keinen Vorteil bieten. Wie viele andere wollte auch er mit dem ICE die neue schnelle Verbindung von Saarbrücken nach Paris nutzen. Er habe sich frühzeitig persönlich in Saarbrücken am Schalter eine Fahrkarte gekauft. Ihm sei verkauft worden, was es für einen Rollstuhlfahrer nicht gebe: ein 1. Klasse-Ticket. In der 1. Klasse ist es nicht möglich, einen Rollstuhlfahrer mitzunehmen. Es gibt keine geeigneten

Abbau von Vorurteilen ist schwerer als Beseitigung von baulichen Hindernissen

Saarbrücken. Politiker, mit den Problemen von Randgruppen konfrontiert, versuchen sich oft und gerne unverbindlich aus der Affäre zu ziehen. Diese Erfahrung mußte der Arbeitskreis „Bewältigung der Umwelt“ machen, der sich aus körperbehinderten und nichtbehinderten Personen zusammensetzt. Die Gruppe, die sich seit Oktober 1975 aktiv für eine „behindertenfreundliche Umwelt“ einsetzt, kann dabei auf einige Erlebnisse verweisen, wie eines ihrer Mitglieder schildert.

Der Arbeitskreis bot im Rahmen seiner Informationsstätigkeit auf der Ausstellung „Welt der Familie“ verschiedenen Politikern an, sich einmal in einen Rollstuhl zu setzen und vielleicht sogar einen „Messerrundgang“ damit zu machen. Die damalige Bundestagspräsidentin Annemarie Renger nahm das Anerbieten an und meinte: „Man sitzt eigentlich ganz be-



Machen unkonventionell auf sich aufmerksam.

quem darin“. Gesundheitsministerin Rita Waschbüsch wehrte sich gegen eine Rollstuhlfahrt und kommentierte: „Wenn ich mich jetzt da reinsetze, werden die Probleme auch nicht gelöst.“ Ministerpräsident Dr. Röder hatte es eilig, weiterzukommen und lehnte daher den Wunsch ab.

Daß für Behinderte viele Probleme im täglichen Leben anstehen, weiß ein jeder, wie diese Probleme gelindert werden können, darum müht sich der Arbeitskreis, der unter dem Motto angetreten ist, daß der betroffene Personenkreis Hindernisse nicht resignierend hinnehmen will, sondern als Herausforderung erleben will.

Behinderte, insbesondere Rollstuhlfahrer, sind weitgehend vom „normalen“ Leben ausgeschlossen, da Treppen, zu hohe Bordsteine und ähnliches sie hindern, alltägliche Dinge, wie beispielsweise Telefonate und Behördengänge zu erledigen.

So wurde in Unterredungen mit der Post angeregt, für Rollstuhlfahrer besser bedienbare Fernsprechhäuschen einzurichten, was nun auch geschieht. Die Inbetriebnahme der Hauben, die sich an St. Johanner Markt, Kaufhaus Albrecht; in der Betzenstraße, Eingang Ratskeller; Ecke Faktorei- und Bahnhofstraße; Arcade Landeshausparkasse und in der Vorhalle des Hauptbahnhofs befinden, soll im ersten Halbjahr 1977 erfolgen.

Erfolge verbuchen konnte der Arbeitskreis auch bei der Schaffung eines ebenerdigen Eingangs zum Sozialamt (Schloß-



Eine Treppe – für einen Rollstuhlfahrer ein unüberwindliches Hindernis.

Foto: Gerhard Herrmann

platz), ebenso bei der Installierung von Rollplätzen auf einigen Parkplätzen in der Stadt. Um auch dem Behinderten die Benutzung eines Schwimmbades zu ermöglichen, plädierten die Mitglieder für den Bau spezieller Einrichtungen, was nun im Altenkessel Hallenbad realisiert wird.

So gut wie gar nicht gedacht wird beim Bau von großen Veranstaltungsorten an die Schaffung von Toilettenanlagen, die auch von Behinderten im Rollstuhl benutzt werden können. Da dieses Problem auch in allen Geschäften besteht, hat die Gruppe diese gebeten, die Anlagen eventuell umzubauen. Die Resonanz war negativ.

Auch die Frage, wie Rollstuhlfahrer bei der Bundesbahn befördert werden,

wurde von dem Aktionskreis in einem Experiment erprobt. Fazit: Das Personal war freundlich, die Rollstuhlfahrer mußten trotz vollen Fahrpreises in einem Gepäckwagen reisen.

Schwerer jedoch als bauliche Hindernisse sind, so die Erfahrungen der Gruppe, die Vorurteile bei vielen Menschen gegenüber Behinderten abzubauen. Diese bestehen hauptsächlich deswegen, weil die meisten Nichtbehinderten die Behinderten nicht persönlich kennen.

Auch um diese Isolation aufzubrechen und die Vorurteile abzubauen, wollen sich die Mitglieder des Arbeitskreises bemühen und halten daher ihren Kreis für jeden, Behinderten oder Nichtbehinderten, offen. Wichtig ist die Anregung zur Selbsthilfe für die Behinderten, nicht aber das Warten auf die Betreuung durch „normale“ Menschen. Willi Wagner

Sitze und kein geeignetes WC. Dies habe aber weder die Dame am Schalter gewußt noch der Computer. Resümierend sagt Senf, daß es zwar in vielen Bereichen ein großes Wissen um die Bedürfnisse gebe, aber nur wenig Verständnis für deren konsequente Berücksichtigung z. B. bei Gebäuden, Nah- und Fernverkehr oder im Berufsleben.

Auch Wolfgang Gütlein, der saarländische Landesbeauftragte für die Belange von Menschen mit Behinderungen, fordert die Integration behinderter Menschen mit dem Ziel der Normalisierung ohne Sonderlösung. Wie lange es dauere, bis gesetzliche Regelungen auch hierzulande umgesetzt werden, zeige die Einsetzung von ehrenamtlichen Behindertenbeauftragten. So habe es vom Jahr 2003 bis zum Jahr 2010 gedauert, bis alle saarländischen Kommunen einen Behindertenbeauftragten ernannt hätten.

Die größte Schwierigkeit sieht Dunja Fuhrmann, die amtierende Gesamtschwerbehindertenbeauftragte der Landeshauptstadt Saarbrücken darin, daß die notwendige Bewußtseinsbildung von Seiten der Politik nicht vorangebracht werde. »Während bei vielen Maßnahmen ein langfristiges Umsetzungs-

konzept erforderlich ist, hätten verschiedene Punkte jedoch schon längst in Angriff genommen werden können: ein inklusives Bildungssystem für alle Lebensphasen, den Stop der Schaffung neuer Barrieren sowie eine einkommens- und vermögensunabhängige Teilhabeversicherung.«

Anmerkungen

- 1 http://www.forsea.de/projekte/20_jahre_assistenz/steiner.shtml. Literatur von Ernst Klee: *Behindertsein ist schön*, Düsseldorf 1974; *Behindertenreport*, Frankfurt am Main 1974.
- 2 Bei Bellis und Ernst Klee besteht lediglich Namensgleichheit. Sie sind weder verwandt noch verschwägert, waren jedoch miteinander bekannt.
- 3 Vgl. Valentin Aichele, *Behinderung und Menschenrechte: Die UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Nr. 23, 7.6.2010.
- 4 Vgl. ebd.
- 5 <http://www.deutscher-behindertenrat.de/mime/00060491D1274941874.pdf>



Blockierte Bewegung

Neue Forschungen zur Geschichtsschreibung der Arbeiterschaft in der Hüttenstadt Neunkirchen

Von Fabian Trinkaus

Am 10. November 1918 versammelten sich in der Neunkircher Lindenallee rund zweitausend Menschen zur Wahl eines Arbeiter- und Soldatenrates. In einem von diesem neuen ordnungspolitischen Gremium verfaßten Aufruf hieß es: »Soldaten! Arbeiter! Bürger! Unsere große Stunde ist da! Ein neues Deutschland ist erstanden. Arbeiter und Soldatenräte haben die Regierung in den Händen. Alle Zivil- und Militärbehörden haben sich der Macht untergeordnet, denn bei uns ist das Recht und die Macht!« Im Anschluß an die Versammlung zogen Teile der Masse weiter zum Rathaus, wo die Rote Fahne gehißt wurde – ein an Symbolkraft wohl kaum zu überbietender Akt. Die Vorgänge von Neunkirchen waren mitnichten ein Ausnahmephänomen. Im gesamten deutschen Reichsgebiet brach die Monarchie in sich zusammen, widerstandslos demissionierten die dynastischen Regierungen. An die Spitze der Verwaltung traten sogenannte Arbeiter- und Soldatenräte.

Nichtsdestotrotz stellten die Novemberereignisse von Neunkirchen einen unerhörten Vorgang dar, zieht man die Grundstrukturen der politischen Kultur an der Saar und insbesondere in Neunkirchen in Betracht. Die Saarregion schlug während der Kaiserreichszeit einen veritablen »Sonderweg« ein, zumindest was den Aufstieg der politischen Arbeiterbewegung, deren wirkmächtigstes Symbol am 10. November auf dem Neunkircher Rathaus wehte, betrifft. Fast schon resigniert stellte August Bebel, einer der Gründerväter und bedeutenden Ikonen der Vorkriegssozialdemokratie, fest: »Dies Gebiet ist bis jetzt noch vollständige terra incognita.«

Trotzdem: Hier und da regten sich sozialdemokratische Aktivitäten, hier und da konnte der »saarabischen Dreieinigkeit« aus Staat, Unternehmertum und Kirche Widerstand entgegengesetzt werden. Zum Beispiel in St. Johann: Dort kam es bereits in den 1870er Jahren zu ersten sozialdemokratischen Versammlungen, und 1908 zählte die dortige

Ortsgruppe der SPD immerhin 330 Mitglieder. Oder in St. Ingbert: Hier konnten die Freien Gewerkschaften im Jahre 1904 ein Arbeitersekretariat einrichten.

Waren auch die genannten Beispiele, die noch ergänzt werden könnten, allenfalls rudimentäre Ansätze einer sozialistischen Arbeiterbewegung, so handelte es sich doch immerhin um erste Lebenszeichen. In Neunkirchen, einer der bedeutendsten Industriestädte im Revier mit entsprechend expandierender Arbeiterpopulation, blieben selbst solche Ansätze aus. Zwar wurde 1907 ein erster Ortsverein der SPD gegründet. Dessen Umfang und Bedeutung wäre aber mit dem Prädikat »politische Sekte« noch fast übertrieben dargestellt. Die Freien Gewerkschaften konnten auf der Hütte vor dem Ersten Weltkrieg nicht Fuß fassen.

Die Probleme der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung an der Saar und ihre (nicht vorhandene) Geschichte in Neunkirchen vor 1914 lieferten der saarländischen Landesgeschichtsschreibung immer wieder produktive Fragestellungen, wobei grosso modo zwei Argumentationsstränge entwickelt wurden. Zum einen wurde die Rolle des Saarunternehmertums ausgiebig diskutiert. Unter seinem Regiment, so der Konsens, konnten sich keine emanzipatorischen Bestrebungen in den Reihen der Arbeiterschaft entfalten. Repressive Maßnahmen wurden flankiert von einer umfangreichen betrieblichen Sozialpolitik, welche den Arbeiter domestiziert und dauerhaft an den Betrieb gebunden habe. Die vielzitierte Politik von »Zuckerbrot und Peitsche« blockierte so die Genese einer systemkritischen politischen Arbeiterbewegung. Ein Terminus umschreibt jenen bipolaren Mechanismus brennspiegelartig: »System Stumm«. Wie kein anderer Saarindustrieller perfektionierte der Neunkircher Hüttenunternehmer Karl Ferdinand Stumm das komplementäre Zusammenspiel aus politischer Gängelung und sozialer

Befriedung. Extensiven sozialpolitischen Maßnahmen, unter denen sicherlich die ausgiebige Wohnungspolitik und das elaborierte Kassensystem herausragten, standen massive Eingriffe in das Privatleben und in das politische Verhalten der Beschäftigten gegenüber. Geradezu paradigmatisch war Stumms Vorgehen gegen ein Neunkircher Wirtshaus, in dem, wie es in der zeitgenössischen Terminologie hieß, »sozialdemokratische Umtriebe« um sich griffen. Per Anschlag untersagte Stumm seinen Arbeitern, bei Androhung der Entlassung, den Besuch dieser Gaststätte, unabhängig davon, ob sie selbst sich an sozialdemokratischer Agitation beteiligten oder nicht.

Saarländische Historiker erweiterten allerdings immer wieder ihre Perspektive. Zu Recht wurde auch nach »endogenen« Faktoren gefragt, die eine mögliche Organisation der Arbeiterschaft blockierten: nach Faktoren also, welche in der Struktur der Arbeiterschaft selbst angelegt waren. In diesem Zusammenhang wurde auf die soziokulturelle Provenienz der Industriearbeiterschaft, ihre ländlich-agrarische Verankerung und ihre katholische Prägung verwiesen. Die in die Industriezentren wandernden Arbeiter entstammten, so die Argumentation, einer dörflichen Umgebung und blieben dieser auch im neuen Umfeld verpflichtet. Viele der Industriearbeiter verfügten über eine kleine Landwirtschaft, die nach der Schicht versorgt wurde und einem gewissen »Sozialkonservatismus« Vorschub leistete. So entstand der Sozialtypus des saarländischen »Arbeiterbauern«, der den Ideen der politischen Arbeiterbewegung gegenüber nur wenig oder gar nicht aufgeschlossen war.

Die ländliche Herkunft läßt sich auch für den Fall Neunkirchen nachweisen. Verschiedene Quellengattungen geben Auskunft über die soziokulturelle Herkunft der Hüttenbelegschaft. Zu erwähnen sind etwa die sogenannten »Fremdenbücher«, in denen nach Neunkirchen zugewanderte Personen unter anderem nach Stand und Gewerbe sowie Herkunft und Konfession erfaßt wurden. Richtet man den Blick auf die Heimatorte, so überwiegen Dörfer aus der benachbarten Westpfalz, dem Raum St. Wendel, der ländlichen Umgebung Neunkirchens oder auch dem Bliesgau. Andere Quellen weisen in dieselbe Richtung. So findet sich in den Statuten der Hüttenknappschaft von 1891 ein Überein-

kommen zwischen dem Knappschaftsvorstand und den behandelnden Knappschaftsärzten, das die lokalen Zuständigkeiten der inkorporierten Ärzte regelte. Knappschaftsärzte befanden sich demnach außer in Neunkirchen noch in Homburg, Landstuhl, St. Wendel und Blieskastel. Die Ärzte dieser lokalen Zentren hatten jeweils Arbeiter aus einem bestimmten Rayon zu behandeln, also aus der ländlichen Umgebung dieser Orte und Kleinstädte; so etwa im pfälzischen Rayon Landstuhl, wo ausnahmslos sehr kleine Ortschaften erwähnt werden.¹ Ebenso dörflich gestaltete sich das Einzugsgebiet des Knappschaftsarztes von Blieskastel.² Der Quellenwert des Dokuments ist freilich begrenzt. Es bleibt vor allem offen, wie viele Arbeiter aus diesen Ortschaften nun tatsächlich in der Hüttenbelegschaft vertreten waren. Zudem bezieht sich das Statut auch auf die Nebenbetriebe des Stummschen Werkes. Dennoch: Allein die Tatsache, daß diese Agrardörfer in den Statuten der Hüttenknappschaft auftauchten, zeigt, daß die Hütte ihre Belegschaft aus dem agrarischen Milieu rekrutierte, das aufgrund seines spezifischen Normen- und Wertehorizonts kein ergiebiges Feld für die Organisationsbemühungen der noch jungen Arbeiterbewegung darstellte.

Komplementär zur ländlich-agrarischen Herkunft der saarländischen Industriearbeiter wurde und wird ihre konfessionelle, das heißt katholische Prägung gesehen. Mit der einsetzenden Industrialisierung fand in den meisten Industriezentren an der Saar ein großes konfessionelles Revirement statt, indem die vordem protestantische Mehrheit von zuwandernden Katholiken marginalisiert wurde. Fortan befanden sich gerade unter den Unterschichten Katholiken in der Mehrheit, und ihr geistiger wie ideeller Hauptbezugspunkt bildeten die katholische Kirche und das katholische Milieu. Auch dies trug ganz wesentlich zum permanenten Mißerfolg der linksproletarischen Arbeiterbewegung bei, die ihr wesentliches Rekrutierungsreservoir in der protestantischen Arbeiterschaft fand. Gerade in der Saarregion wußte der Katholizismus mit seinen politischen, sozialen und kulturellen Einrichtungen die Arbeiterschaft an sich zu binden.

In Neunkirchen lag der Fall allerdings etwas anders, auch hierzu liefern die Fremdenbücher signifikante Auskünfte. Zwar wanderte auch eine beträchtliche Zahl Katholiken in die traditionell protestantisch geprägte Stadt, aber

die Konfessionen hielten sich doch ungefähr die Waage. Protestantische Arbeiter fanden ebenfalls zuhauf Beschäftigung auf der Hütte. Im Jahre 1934 standen einer im Depositem der Saarstahl AG in Neunkirchen überlieferten Tabelle zufolge 2420 Protestanten 1882 Katholiken gegenüber, bei 113 unter der Rubrik »Diss.« verzeichneten Andersgläubigen. Zwar wurde diese Statistik schon deutlich außerhalb des hier fokussierten Betrachtungszeitraums erstellt, doch lassen sich vorsichtig Rückschlüsse auf die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg ziehen. Demnach konnte unter der Neunkircher Hüttenarbeiterschaft keineswegs von einer katholischen Dominanz die Rede sein.

Ein Faktor, der in der saarländischen Arbeiterhistoriographie leider nur sehr selten in die Diskussion eingebracht wurde, machte Neunkirchen – im Zusammenspiel natürlich mit der Rolle Stumms und der soziokulturellen Provenienz der Hüttenleute – zu der, wie es Bebel formulierte, »terra incognita« der politischen Arbeiterbewegung: die Arbeitssituation im integrierten Eisen- und Stahlbetrieb. Saarländische Sozialhistoriker beschritten den richtigen Weg, als sie die lange Zeit vorherrschende Fokussierung auf den Unternehmer-Politiker Stumm ergänzten durch Strukturanalysen der Arbeiterschaft. Zu Recht wurde die Frage gestellt, inwieweit den Arbeitern selbst, abgesehen von betrieblicher Repression und Manipulation, an ihrem Kampf um Partizipation und Emanzipation gelegen war und welche endogenen Faktoren die Solidarisierung im gemeinsamen politischen Kampf blockierten. Die Analyse blieb bislang aber weitgehend bei außerbetrieblichen Aspekten stehen, während der Bereich, der Arbeiterexistenzen wohl am nachhaltigsten prägte, weitgehend ausgeblendet wurde: die Arbeit im Betrieb, die bis zum Ersten Weltkrieg gut die Hälfte des Tagesablaufs beanspruchte. Mithilfe der (historischen) Industriosozologie tun sich für den Sozialhistoriker der Saarregion fruchtbare Forschungsfelder gerade in der bis zum heutigen Tage im Schatten des Bergbaus stehenden Hüttenindustrie auf. Neunkirchen bietet sich als Untersuchungsfeld in hervorragender Weise an, da das Neunkircher Eisenwerk einerseits eine überragende Stellung in der saarländischen Hüttenindustrie einnahm, und die Stadt andererseits das Dilemma der Arbeiter-

bewegung in der Eisen- und Stahlindustrie geradezu paradigmatisch exemplifizierte.

Schon zeitgenössische Gewerkschaftsfunktionäre packte angesichts der ausbleibenden Organisationserfolge in den Großbetrieben der Eisen- und Stahlindustrie die schiere Verzweiflung, stand doch die Organisationsabstinenz der Hüttenarbeiter in krassem Widerspruch zu einigen gängigen, der marxistischen Theorie verpflichteten Denkfiguren. Einerseits verkörperte der Hüttenarbeiter den Typus des reinen Lohnarbeiters, der schon ganz den Ausbeutungsmechanismen des konzentrierten Kapitals unterworfen war, andererseits aber entsprach dieser objektiven »Klassenlage« kein adäquates »Klassenbewußtsein«. Die ausgebliebene Bewußtseins- und Organisationsbildung bringen Sozialhistoriker und historisch arbeitende Industriosozologen ganz wesentlich mit der Arbeitssituation im Eisen- und Stahlbetrieb in Verbindung.

Wo lagen nun die Besonderheiten der Arbeitssituation auf der Hütte? Analysiert man die Belegschaften expandierender Eisen- und Stahlbetriebe im Zeitalter der Industrialisierung, so fällt zunächst ihre ausgesprochene Heterogenität auf. Die Eisen- und Stahlarbeiter bildeten keine homogene Masse, sondern waren in sich enorm differenziert, ja sogar fragmentiert. Dies trifft sowohl auf den Hüttenkomplex in seiner Gesamtheit zu als auch auf die einzelnen Werksteile. Ein Großbetrieb der Eisen- und Stahlindustrie bildete eine hochkomplexe Entität, die sich aus mehreren Betriebseinheiten zusammensetzte. Wirtschafts- und Industriegeschichtler sprechen in diesem Zusammenhang vom »integrierten Hüttenbetrieb«, der sämtliche Produktionsschritte von der Aufbereitung der Rohstoffe über die Roheisen- und Stahlerzeugung bis hin zur Formgebung im Walzwerk »unter einem Dach« vereint. Für die Arbeiter herrschten in den einzelnen Betrieben (und den zahlreichen, ebenfalls integrierten Nebenbetrieben) jeweils spezifische Bedingungen sowie Qualifikations- und Arbeitsvoraussetzungen. Sie standen in keinerlei Kontakt zu ihren Kollegen in einem anderen Betriebsteil. Ein Walzwerker war zunächst ein Beschäftigter des Walzwerks, ein Hochofenarbeiter ein Beschäftigter der Roheisenerzeugung. Nur auf einem hohen Abstraktionsgrad sind beide unter der Bezeichnung »Hüttenarbeiter« zu subsumieren.

Die Differenzierung setzte sich in den einzelnen Werkteilen fort, am signifikantesten im modernen Konverterstahlwerk. Ein solches wurde in Neunkirchen in den 1880er-Jahren in Betrieb genommen. Im Flußstahlwerk fand sich eine beachtliche Vielfalt an Berufs- und Tätigkeitsbezeichnungen, etwa die Konverterleute, Pfannenleute, Blasemeister, Kokillenleute, verschiedene Transport- und Hilfsarbeiter, unterschiedliche gelernte Arbeiter wie Schmiede oder Schreiner, aber auch Wieger, Zuschläger oder Maschinisten. Auch wenn die Arbeitsgruppen kolonnen- oder gefügeartig angeordnet waren und letztlich am selben Arbeitsprozeß partizipierten, so hatte doch jede Kategorie ihre spezifische Aufgabe mit ihren jeweils spezifischen Anforderungen zu bewältigen.

Die Strukturen von Hüttenbelegschaften lassen sich im günstigsten Fall mit Hilfe sogenannter »Stammrollen« nachzeichnen, wie sie in einigen Werken des Ruhrgebiets oder auch des benachbarten Luxemburgischen Minettebezirks überliefert sind. Es handelt sich um zumeist sehr umfangreiche und detaillierte Belegschaftslisten, welche die beschäftigten Arbeiter nach verschiedenen Parametern erfaßten. Im Arbed-Werk im luxemburgischen Düdelingen zum Beispiel informieren die Stammrollen über Name, Alter, Herkunft, Nationalität, Beruf/Tätigkeit oder auch Lohn der Arbeiter. Eine solche überaus wertvolle Quellengattung ist in Neunkirchen leider nicht erhalten, aber verschiedene andere Dokumente beleuchten doch die Struktur der Arbeitswelt. Interessant ist beispielsweise ein Aufruf zu einer Arbeiterausschlußwahl aus dem Jahre 1920. Es werden 32 (!) Betriebsteile genannt, für die jeweils eigene Vertreter zu wählen waren. Die einzelnen Betriebsteile waren noch einmal untergliedert nach Berufen bzw. Tätigkeiten.³ Die Auflistung liefert beredtes Zeugnis über die Heterogenität der Hüttenbelegschaft. Leider fließen in Neunkirchen Informationen zur Belegschaftsstruktur hauptsächlich erst für die Zwischenkriegszeit, weshalb man sich für die Zeit vor 1914 mit Rückprojektionen behelfen muß. Allerdings ist gerade bei dieser aus dem Jahr 1920 stammenden Auflistung davon auszugehen, daß sie auch den Zustand der letzten Vorkriegsjahre widerspiegelt. Hinweise zu den Tätigkeitsprofilen liefern aber auch die bereits für das 19. und frühe 20. Jahrhundert überlieferten, sehr zahlreich vorhandenen Stummschen Fabrik-

ordnungen und Disziplinarreglements, die, neben einer allgemeinen Fassung, auch immer in Spezialfassungen für die einzelnen Werkteile angefertigt wurden. So etwa nennt die »Spezielle Arbeitsordnung für die Hochofenanlage des Neunkircher Eisenwerks« aus dem Jahre 1901, dem Todesjahr Stumms, folgende Arbeiterkategorien: Zweigbahnarbeiter, Regulierer, Rangierer, Erzfahrer, Aufgeber, Schmelzer, Cowper-Putzer und Schlackenfahrer. Die tatsächliche Differenzierung dürfte wohl noch viel größer gewesen sein, wenn man davon ausgeht, daß nicht für alle Kategorien spezielle Ordnungsvorschriften nötig waren. Zudem erfaßten diese Bezeichnungen wohl ganze Tätigkeitsgruppen, die ihrerseits wiederum verschiedene einzelne Tätigkeiten zusammenfaßten. Auch für den Stahlbetrieb, das Walzwerk und die Werkstätten existierten solche speziellen Arbeitsordnungen.

Die skizzierte Binnendifferenzierung ging einher mit einer dezidierten Hierarchisierung der Belegschaft. Noch einmal gibt die bereits erwähnte Arbeitsordnung des Hochofenbereiches aus dem Jahre 1901 Aufschluß. Hier wird unterschieden zwischen einem 1., 2., 3. und sogar 4. Schmelzer, deren Aufgaben und Verantwortlichkeiten voneinander abgegrenzt werden. Auch im Stahlwerk waren die einzelnen Arbeitskolonnen straff nach Positionen gegliedert: Beispielsweise folgten einem 1. Konvertermann die 2. und 3. Konverterleute, während ganze Arbeitseinheiten in der Regel von einem Fachmeister kommandiert und beaufsichtigt wurden. Auch wenn die Kommandostruktur klar definiert war, war Mobilität nicht ausgeschlossen, d.h., daß für den einzelnen Arbeiter ein Avancement in der Hierarchie durchaus möglich war. Wirtschaftlich rentabel war ein Aufstieg in der Arbeitshierarchie allemal, denn die abgestufte Struktur schlug sich nicht zuletzt in der Lohnhierarchie nieder. Eine Folge liegt auf der Hand: Dem einzelnen Eisen- und Stahlarbeiter war primär an seinem persönlichen Aufstieg gelegen, weniger an einem solidarischen Zusammenschluß mit seinen Kollegen, von denen er sich zudem durch Beruf, Tätigkeit, Provenienz und Qualifikation unterschied.

Die lediglich schemenhaft angedeuteten Grundzüge der Belegschaftsstruktur in der Eisen- und Stahlindustrie sind besonders aussagekräftig, wenn man sie mit dem Bergbau, dem zweiten Leitsektor an der Saar, kontra-

tiert. Dies kann hier nicht systematisch erfolgen. Es soll als Hinweis genügen, daß sich die Bergarbeiterschaft als deutlich homogenere Einheit präsentierte, die im wesentlichen nur aus zwei Arbeiterkategorien bestand: den Hauern und den Schleppern. Auch wenn ein Bergmann den Betrieb wechselte, konnte er sich viel schneller in den Betriebsablauf integrieren als ein flotierender Hüttenarbeiter, der womöglich in einem ganz anderen Betriebs- teil mit einer ganz anderen Aufgabe betraut wurde. So wirkte sich für die Hüttenarbeiterschaft die Fluktuation, die bis zum Ersten Weltkrieg und darüber hinaus geradezu allgegenwärtig war, enorm problematisch aus, nicht zuletzt auch, was das Zusammengehörigkeitsgefühl unter den Arbeitern, ihre Solidarisierung und potentielle Organisationsbereitschaft betrifft.

Fazit

Der Beitrag folgt dem Konzept einer integrativen Arbeitergeschichte, welche die Organisationsgeschichte verknüpft mit den Lebens- und Arbeitsbedingungen der Arbeiter. Gerade das Neunkircher Eisenwerk als eines der bedeutendsten Hüttenunternehmen reichsweit, das zudem wie kaum ein anderes von dem Dilemma der Arbeiterbewegung in der Eisen- und Stahlindustrie zeugte, eignet sich für eine solche mit industrie- und arbeitssoziologischen Überlegungen angereicherte Untersuchung, auch wenn sich die Quellenlage als nicht ganz einfach erweist. Als ein zentraler Befund, der hier beispielhaft vorgestellt wurde und künftig durch weitere Argumente auszubauen ist, bleibt festzuhalten: Die Hüttenbelegschaft in Neunkirchen war keine homogene Einheit. Ihre arbeitsbedingte Fragmentierung wiederum hatte erhebliche Folgen für ihre Bewußtseinslage, indem sie einer Solidarisierung und damit einem gemeinsamen politischen Kampf den Boden entzog.

Von arbeits- und industriesoziologischen Fragestellungen kann die Wirtschafts- und Sozialgeschichtsschreibung der Saarregion künftig nur profitieren. Die Wissenschaft würde sich dorthin begeben, wo auch der Arbeiter den Großteil seines Lebens verbrachte: in den Betrieb. Mit den bislang vernachlässigten Hüttenwerken steht in diesem Sinne ein weites Forschungsfeld offen.

Anmerkungen

- 1 Es sind dies Hauptstuhl, Bann, Mittelbrunn, Bruchmühlbach, Weltersbach, Steinwenden, Spesbach, Katzenbach, Kottweiler, Ramstein, Vogelbach, Miesau und Hütschenhausen.
- 2 Hier werden folgende Dörfer aufgezählt: Blieskastel, Webenheim, Lautzkirchen, Alschbach, Blickweiler, Bierbach, Ommersheim, Ballweiler, Niederwürzbach, Neuhäusel, Kirkel und Rohrbach und »solche nichtgenannten bair[ischen] Ortschaften, welche in derselben Entfernung zu Blieskastel liegen«.
- 3 Genannt wurden im einzelnen: 1. Koksanlage, Abteilung A: Ofenbetrieb; 2. Koksanlage, Abteilung B: Wäscherei, Kohlenseilbahn, Nebenprodukte; 3. Hochofen unten, ferner Montage- und Platzarbeiter, Eisenbahner, Laboranten; 4. Hochofen oben und Erzauslader; 5. Walzwerk Süd: Ofen-, Walzstrassen- und Warmbettenarbeiter; 6. Walzwerk Süd: Adjustage- und Hilfsarbeiter; 7. Walzwerk Nord; 8. Adjustage G; 9. Martinwerk; 10. Stahlwerk, Abteilung A: Konverterleute, Pfannenleute, Kokillenleute, Schmelzer, Aufgeber, Satz- und Schlackenfahrer, Steurer, Probenschmiede, Stopfenschmierer, Mischerleute, Schmierer, Wieger; 11. Stahlwerk, Abteilung B: Auslader und Tagelöhner, Kalklader und Kalkauslader, Aufräumer, Stampferei, Laboratorium, Maurer, Schreiner, Schmiede, Vorläufer, Krankengehilfen, Katzer; 12. Schlackenmühle; 13. Gießerei; 14. Bauhandwerker, Abteilung A: Schreiner, Glaser, Wagner, Zimmerleute, Dachdecker, Anstreicher, Schneidmüller, Magazin- arbeiter; 15. Bauhandwerker, Abteilung B: Maurer, Handlanger, Transportarbeiter und Tagelöhner; 16. Bauhandwerker, Abteilung C: Die dem Meister Heil unterstellten Arbeiter, Maurer, Handlanger, Transportarbeiter, Tagelöhner, Wagner, Anstreicher und Magazin- arbeiter; 17. Werkstätte I; 18. Lokomotivwerkstätte, Modellschreinerei, Kesselschmiede, Autowerkstätte; 19. Werkstätte II; 20. Werkstätte III; 21. Elektrische Abteilung: Meister Conrad, Wilhelm und von Söhnen; 22. Elektrische Betriebsabteilung; 23. Kranabteilung Süd; 24. Kranabteilung Nord; 25. Walzendreherei und Walzwerkschmiede; 26. Maschinen- und Kesseldienst: Südwerk, Hochofen, Koksanlage; 27. Maschinen- und Kesseldienst: Nordwerk; 28. Lokomotivführer und Heizer; 29. Eisenbahner und Rangierpersonal; 30. Eisen- und Materialienlager; 31. Trägerlager; 32. Oekonomie, Tagelohn- Insgeheim, Knappschaft und Buchbinderei.

Politologen auf der Pirsch

Andreas Dury, Oh Tapirtier, Conte Verlag, Saarbrücken 2010, 347 S.

Vor einigen Jahren gab es einen Präsidenten des Bundesverfassungsgerichtes, der Hans-Jürgen Papier hieß. Allerdings betonte man seinen Nachnamen nicht wie üblich auf der zweiten Silbe, sondern auf der ersten. So klang der Name nicht so »papieren«; eher – dem Amte vielleicht angemessen – ein wenig »päpstlich«.

Ebenfalls auf der ersten Silbe betont, kennen wir ein exotisches Rüsseltier, nämlich den Tapir, dem eine gewisse Tapsigkeit eigen zu sein scheint. Und damit sind wir bei dem Roman von Andreas Dury mit dem auf den ersten Blick merkwürdigen Titel *Oh Tapirtier*.

Daß dieser Titel auch mit der bundesdeutschen Verfassungsgerichtsbarkeit zu tun hat, darauf deutet schon in der Titelgraphik des Buches der Kreis um das A von TAPIRTIER hin, jenes Symbol, das man von der Roten Armee Fraktion, der RAF, kennt, und das später von den sogenannten Autonomen des Schwarzen Blocks aufgenommen wurde.

Es geht also um eine Zeit, als das Bundesverfassungsgericht noch nicht über Hartz-IV-Sätze entschieden hat, sondern die Wahrung der sogenannten FDGO, also der »freiheitlich-demokratischen Grundordnung« im Fokus der Richter stand. Um die Zeit der Post-68er, um die Auseinandersetzungen um Kernkraft und Startbahn West bis hin zu den aktuellen Globalisierungskritikern um Attac und dem aktuellen Ereignis des Weltwirtschaftsgipfels in Heiligendamm im Jahr 2007.

Ein Kanonenangriff auf einen Hubschrauber am Rande dieses G-8-Gipfels liefert den Ausgangsplot des Romans. Denn diese sogenannte »Kanone«, eigentlich eher eine Art Zwillie, ausgestattet mit Garagentorfedern und unterstützt durch ein Treibstoffgemisch, schießt eine Stahlkugel auf die Militärmaschine. »Es ist, wie wenn ein Stier vom Bolzenschuss getroffen wird. [...] Man hätte denken können,

sie sei zum Abstürzen gebaut, so umstandslos, so entschlossen, so ganz ohne zu zögern brachte sie die fünfzig, sechzig Meter hinter sich, um auf der Erde zu zerschellen.«

Fünf Polizisten sterben. Die Täter werden bei den autonomen Globalisierungskritikern vermutet. Frank Schütz sieht die Sondersendung, »die eine aufs dissonant Katastrophische trainierte Medienmaschine stehenden Fußes aus dem Ärmel schüttelte.« Solch leiser sprachlich-ironischer Glimmer blinkt immer mal wieder auf. Frank Schütz erkennt aber auch, daß jene kuriose Kanone, die in der *Tagesschau* als Tatwaffe präsentiert wird, genau die DK1 ist, die er vor Jahren mit seinem Freund, dem Uni-Dozenten Leo Fetzner, gebaut hat, mit dem er auch noch andere mehr oder weniger politische Aktionen durchgeführt hat.

Kennengelernt hat er ihn in Berlin, zufällig wiedergetroffen hat er ihn in Saarbrücken. Aber das Buch ist alles andere als ein Regionalroman und schon gar nicht einer der ach so beliebten Lokalkrimis. Saarbrücken ist ein eher zufälliger Ort, wahrscheinlich nur dem Umstand geschuldet, daß Andreas Dury seit vielen Jahren in Saarbrücken lebt.

Zurück zum Buch und zum titelgebenden Tapir. Der Tapir kommt in der Geschichte als politisches Maskottchen vor, als Logo für ein Seminar am Berliner Otto-Suhr-Institut in *Praktischer Politik*, bei dem es um internationale Umweltkampagnen gehen sollte.

Erfinder dieser Kampagne ist besagter Leo Fetzner, neben dem Ich-Erzähler Frank Schütz die zweite Hauptfigur des Buches. Fetzner, »der nur so strotzte vor Ideen und Energie«, ist der Antipode des ständigen Losers Schütz. Die eben erwähnte Kampagne endet mit der von Fetzner initiierten Entführung und anschließenden Hinrichtung von drei Tapiren aus dem Berliner Zoo und einem am Tatort

zurückgelassenen Schild mit dem Text: »Oh Tapirtier, oh Tapirtier / Geduldig bist du wie Papier.«

Fetzner ging es von Anfang an nicht um irgendeine Umweltkampagne, also auch nicht – wie behauptet – um die Rettung des Regenwaldes, sondern ausschließlich um die Frage: »Wie manipuliert man die Öffentlichkeit.« Fetzner behauptet, das Ziel seiner pädagogischen Tätigkeit sähe er darin, »zusammen mit seinen Studenten das Handwerk zur Entwicklung experimentalpolitischer Kampagnen zu erlernen.« An krudem Soziologenkauerdwelsch fehlt es dem Buch nicht. Der Autor hält offensichtlich nicht viel von universitärer Bildung im allgemeinen sowie von den Geisteswissenschaften im besonderen. Fetzner, ein paar Zeilen weiter: »Mir geht es um die notwendige und notwendigerweise nicht auszulöschende Differenz zwischen dem Individuum und dem Staat – fast möchte man von Feindschaft sprechen. Gerade in einer repräsentativen Demokratie ist diese Differenz der Gefahr ausgesetzt, in Vergessenheit zu geraten. Und dies mit unabsehbaren Folgen für die Moral. Der Experimentalpolitiker ist in dieser Hinsicht eine Art Priester, der den Menschen ihr Auf-der-Welt-Sein jenseits ihres Staatsbürgertums im Bewußtsein hält. Seine Praxis ist daher in hohem Maße rituell.«

Oh Tapirtier, wie geduldig ist doch Manuskriptpapier!, möchte man bei solchen Passagen flehen. Die pseudo-philosophischen Monologe Fetzners, die mitunter gar ins Theologische abdriften, strapazieren zweifellos die Geduld des Lesers. Doch diese Tiraden werden abgemildert durch die gelegentlich aufblitzende Selbstironie des Autors, wenn er Schütz rasonieren läßt: »Er [Fetzner] machte eine Pause, vermutlich um mir Gelegenheit zu geben, die Grammatik dieses Satzes zu ordnen.«

Es wäre nun ein leichtes, eine Reihe von Stillblüten herauszupicken und von der Lektüre abzuraten. Damit würde ich aber in erster Linie auf Lektoratsdefizite abzielen; dem Autor ist aber – meiner Ansicht nach – trotz allem ein lesenswerter Roman gelungen, den man mit dem aus der Mode gekommenen Attribut »gesellschaftskritisch« versehen kann. Der ewige Loser Frank Schütz ist die klar sympathischere Figur, wenn er schon gleich zu Beginn des Romans erkennt: »Ich für meinen Teil dachte, dass es niemals und nirgends eine Gesellschaft geben wird, in der alle auf

der Gewinnerseite stehen. Es wird Gewinner geben, dann die große Masse so zwischendrin und einen mehr oder weniger großen Teil von Verlierern. Auf wen oder was sollte ich denn das Recht gründen, bei den Gewinnern zu sein?«

Selbst der Unsympath Fetzner findet schöne Bilder, wenn er die zukünftige Entwicklung der Gesellschaft im Blick hat: »Diese Zivilisation wird vertrocknen wie ein alter Milliardär, der in seiner gepanzerten Limousine durch einen endlosen Slum fährt und es nicht mehr wagen kann, irgendwo auszusteigen!«

Zurück zum skurrilen Plot. Frank Schütz hat keine Ahnung, wieso die damals von ihm und Fetzner gebaute Kanone nun plötzlich in Heiligendamm zum Einsatz kommen konnte. Fetzner weiß es anscheinend auch nicht. Er hatte sie im Keller gelagert, aber bei einem Umzug ist sie auf unerklärliche Weise verschwunden. Fetzner hat den Verlust sogar der Polizei gemeldet: »Ich habe natürlich nicht gesagt: Meine Herren, mir ist meine Kanone geklaut worden, sondern: ein Kunstwerk. Ich möchte einen Kunstdiebstahl zur Anzeige bringen, [...] Ein Kunstobjekt, hab ich gesagt, mit einem geschätzten Katalogwert von zehntausend Euro.« Der skrupellose Leo Fetzner spielt auf diese Weise in der Öffentlichkeit ein wenig den Künstler und macht so über die Boulevardpresse nebenbei noch ein bißchen Knete.

Ich habe schon oben auf das Mißtrauen des Autors gegenüber den Geisteswissenschaften hingewiesen. In der Person von Frank Schütz, der ja ebenso wie Fetzner Politologe und außerdem auch noch Programmierer ist, wird das besonders deutlich. Schon gleich zu Anfang des Romans gibt er zu erkennen, daß wesentliche Teile seines Allgemeinwissens von den Quartettspielen seiner Jugend herrühren (»Als ehemaliger Hubschrauberquartettspieler wußte ich ...«). Und ganz am Schluß des Romans wird er noch deutlicher: »Ich sagte, dass ich als Kind ein Vogelquartett gehabt hätte und dass ich alles, was ich wußte, von Spielkarten hätte.«

Das ganze ist aber kein reines Kammerpiel zwischen Schütz und Fetzner. Nein, es kommen auch noch Tina, Gerda und Eva vor. Die erste ist Schützens aktuelle Freundin, die zweite seine Gelegenheitsgeliebte und die letzte Fetzners Exfreundin, in die Frank Schütz vom ersten Augenblick an verliebt war. Sowas

schafft natürlich – neben der Rettung der Welt – zusätzliche Probleme. Es kommt also auch ein bißchen Beziehungsproblematik und Sex im Buch vor, ein Reh wird mit Pfeil und Bogen erlegt, es geht unter anderem darum, als Geisteswissenschaftler einen vernünftigen

und vernünftig bezahlten Job zu finden, und außerdem hat ja auch die Polizei noch diesen mysteriösen Anschlag mit der kuriosen Kanne zu klären ...

Dirk Bubel

Analogie von Worten und Strichen

Alfred Gulden und Bettina van Haaren, Atem – Balladen und Zeichnungen, Gollenstein Verlag, Merzig 2010, 104 S.

Das einzige, was wirklich hilft, ist Salbei. Aber die modernen Ärzte wissen das natürlich nicht mehr und wollen mit Tabletten und vor allem mit der Spritze zu Werke gehen, was nur zur Folge hat, daß das arme lyrische Ich vor Angst in Ohnmacht fällt. Im Zustand dieser Ohnmacht aber findet es sich im Garten Eden: »...roch plötzlich etwas wie in Mutters Garten zu haus / Duft den ich durch Mund und Nase und mit allen Poren einsog / Luft frei atmen dass mir auf einmal alle Angst verflog« (aus: *Salvia*). Dieses lyrische Ich heißt Alfred Gulden, ist Dichter, Musiker und Filmmacher, lebt im Saarland und in München und hat hier 35 Balladen vorgelegt, die sehr deutlich machen, was für ein Geschenk der Atem ist. Gulden weiß das sehr genau, denn er ist Asthmatiker. Er wurde als Junge ans Meer geschickt, zur Erholung für die kranken Lungen (wie er's in der Ballade *Kur* erzählt), er träumt von dem schwarzen Mann, der ihm den Atem abdrückt (*Manhattan Alp*), er wird verfolgt vom Bild, das sich nach dem Blick auf die im Sack ersäufte Katzen in sein Gehirn einbrannte (*Im Sack*). Ersticken, ertrinken, keine Luft mehr bekommen, dieses existentielle Gefühl faßt Gulden in Geschichten, aber vor allem in Reime. Wer nachvollziehen will, was es bedeutet, atemlos zu sein, der möge sich die Balladen vorlesen, am besten wirklich laut, einmal, zweimal, dreimal. Es steckt so viel gewitzter Charme und vor allem so viel Rhythmus in diesen kleinen Geschichten, daß sie einen mal schmunzeln lassen und mal Herzerasen verursachen.

Atmen ist Leben – nicht mehr atmen ist Tod. Atem ist die Grundlage unserer Existenz. Und genau die erforscht auch Bettina van Haaren in ihren Zeichnungen. Gulden und van Haaren hatten jeweils unabhängig voneinander angefangen, sich dem Atem zu

nähern. Als sie erfuhren, daß sie am selben Thema arbeiteten, beschlossen sie, dieses Künstlerbuch gemeinsam herauszugeben. Bettina van Haaren hat lange im Saarland gelebt, seit 2000 ist sie Professorin für Zeichnen und Druckgraphik an der Technischen Universität Dortmund. Sie ist eine schonungslose, mutige Selbstbeobachterin. Und auch auf den 31 Zeichnungen in diesem Buch ist sie selbst zu sehen. Allerdings zerfließen ihre Selbstbilder auf sehr rätselhafte Weise. Da zeigt sich zwar eine (weibliche?) Figur, aber die Konturen verschieben sich, Hände sind plaziert, wo man sie nicht vermuten würde, seltsame Gebilde (wie die Schleifen eines Parkhauses) durchdringen immer wieder mal den Oberkörper, oft ist der Mund weit geöffnet: Schmerz spricht aus den Zeichnungen. Zerrissenheit, Suche. Wenn es in den Balladen klar Alfred Gulden ist, der zu uns spricht, ist es in den Zeichnungen ebenso klar Bettina van Haaren. Sie sagt denn auch: »Ich bewege mich in meinen Bildern, es ist wie ein Spiegelbild, wie ein Gegenüber. Ich bin dann immer wieder verwundert, daß die Menschen sagen, so siehst du doch aber gar nicht aus! Aber ich bin den Bildern oft näher als dem Spiegelbild.«

Gulden und van Haaren betonen, daß die Balladen und Zeichnungen völlig unabhängig voneinander zu betrachten seien. Dennoch ergeben sich klare und schöne Zusammenhänge. Etwa im Kapitel *Unter Wasser*. Da erzählt Gulden von der Gefahr, im kühlen Naß auf immer zu versinken, und Bettina van Haaren zeichnet ein Wesen, das so etwas wie einen dicken Schlauch, einen sehr dicken Strohalm im Mund hat: Ist es das Utensil, welches in Guldens Ballade *Luftfröbe* die Rettung bringt? »...von wegen er liegt nicht am Grund / des Sees er liegt unterm Schilf ein Schilfrohr im Mund / als Schnorchel Ausweg Verbindung

zur Atemwelt / gerettet ein dünnes Rohr das ihn am Leben hält«. Bettina van Haaren zeigt aber auch eine andere Gestalt, deren Kopf teilweise aus einem aufblasbaren Schwimmreifen zu bestehen scheint. Oder eine Figur, deren Finger im Bauchbereich an einem Stöpsel spielen: Würde sie verschwinden, wenn sie sich die Luft abließe? Wie Alfred Guldens Balladen, so handeln Bettina van Haarens Zeichnungen vom Tod, vom Vergehen, von Gefahr und Angst. Und zeugen doch gleichzeitig von ungeheurer Lebendigkeit.

Die schönste Analogie zwischen den Worten und den Kohlestrichen ergibt sich vielleicht für den, der die letzte Ballade liest und sie zu den Zeichnungen in Beziehung setzt. In *Windseele* erzählt Gulden vom Gespräch mit einem Navajo-Indianer, der ihm erklärt, daß die Friedenspfeife in seinem Volk als Sinnbild für den Menschen steht: »für Navajos Bild ist für den Menschen die Seele die Welt / die Seele die schon vor der Geburt in das Nava-

jokind schlüpft / Windseele aus den Winden der vier Himmelsrichtungen / die es zeitlebens mit der ganzen Naturwelt verknüpft / und das Atmen jeder Atmer den es tut aus ein / sagt ihm alles gehört zusammen du bist nicht allein«. Auf Bettina van Haarens Blättern mag ihr gezeichnetes Alter Ego zwar sehr alleine wirken – aber nur auf den ersten Blick. Auf den zweiten wird deutlich, wie wenig klar umrissen diese gezeichneten Wesen sind, wie offen sie für den Raum sind, der um sie herum ist. Ja, ohne diesen Raum würden sie gar nicht da sein – und es stimmt also auch hier: Die Figuren sind verknüpft mit der Welt, sie sind nicht allein. Durch viele Öffnungen atmen sie das Drumherum.

Alfred Gulden und Bettina van Haaren denken, so hört man, schon über das nächste gemeinsame Thema nach. Da haben sich zwei gefunden!

Anke Schaefer

Vom Hunsrück nach Hamburg

Gerd Fuchs, Heimwege, Edition Nautilus, Hamburg 2010, 252 S.

Mit einem blühenden Schlehenbusch hat alles angefangen. Gerd Fuchs schreibt: »Sein Anblick traf mich ganz unvorbereitet. Das Gras war noch winterbraun, der Wald starrend kahl, doch plötzlich diese Blütenwolke, dieses weiße Schäumen. Ich war außer mir. Ich glaubte, eine Levitation zu haben, und da fasste ich einen Entschluss. Ich würde schreiben. Ich würde Bücher schreiben, ein Schöpfer sein. Ich war sechzehn.« Und so geschah es dann auch. Gerd Fuchs, angeregt und verzaubert durch die »Erscheinung« des blühenden Schlehenbuschs, wurde Schriftsteller. Zunächst schrieb er nach Feierabend – im Hauptberuf arbeitete er als Journalist. Ab 1968 machte er dann das Schreiben zu seinem Hauptberuf. Er schrieb Erzählungen und Romane: *Stunde Null* (1981), *Schinderhannes* (1986), *Katharinas Nacht* (1991), *Die Auswanderer* (2003). – Und jetzt also die *Heimwege*.

Gerd Fuchs wurde 1932 in Nonnweiler im Hunsrück geboren und wuchs im benachbarten Hermeskeil auf. Nach Schule und Abitur in Trier studierte er Germanistik und Anglistik in Köln, München und London. Bis 1968 arbeitete er als Feuilletonredakteur bei der

Welt und als Kulturredakteur beim *Spiegel*. Heute lebt er als freier Publizist und Schriftsteller in Hamburg.

In seinem neuen Band erzählt Fuchs in loser Folge Geschichten aus seinem Leben. Er beginnt in der Kindheit und berichtet über seine Familie und seinen Vater, über die alljährliche Fronleichnamsprozession, seine nicht besonders erfolgreichen Versuche, das Geigenspiel zu erlernen, und über den Krieg, der im letzten Kriegsjahr das Dorf erreichte – Fuchs war da gerade mal dreizehn Jahre alt.

Es folgen Geschichten aus der Studentenzeit in den fünfziger Jahren. Fuchs schreibt über sein Studium an der Universität zu Köln, über seinen Lieblingsprofessor, den Germanisten Richard Alewyn, über seine Erlebnisse als Untermieter, über ein Intermezzo bei einer schlagenden Verbindung, über seine Erfahrungen als Stipendiat in London und darüber, was er bei diversen Ferienjobs erlebt hat: Er jobbte als Aktmodell im Atelier des berühmterbüchtigen Nazi-Bildhauers Arno Breker, als Werkstudent auf dem Bau und in einem Kohlebergwerk im Ruhrgebiet.

Auch über die ersten Schritte als Autor und Journalist berichtet Fuchs. Vor allem, wie es ihm bei einer Lesung der Gruppe 47 ergangen ist. Dort las er den Berühmten und Mächtigen der damaligen Literatur – Günter Grass, Peter Weiss, Siegfried Lenz – vor und fiel mit Pauken und Trompeten durch. Fuchs' autobiographischer Geschichtenband schließt mit Reiseberichten. Fuchs besuchte die Soldatenfriedhöfe des Ersten Weltkrieges in Flandern, reiste ins polnische Krakau und 1974 nach Lissabon, wo gerade die Nelkenrevolution gesiegt hatte. Außerdem fuhr er unmittelbar nach dem Mauerfall ins thüringische Bad Frankenhausen, um das berühmte Tübke-Rundbild zu sehen und »um noch einmal dieses andere Deutschland zu besuchen, bevor es unterging.«

Heimwege ist keine Autobiographie im strengen Sinn, eher eine Sammlung von autobiographischen Erzählungen. Mal ernst, mal heiter, manchmal sehr persönlich – wenn er zum Beispiel über den Tod eines Freundes schreibt – erzählt Fuchs die Geschichte vom einfachen Jungen aus dem verschlafenen Hunsrücknest, der es bis zum Journalisten und Schriftsteller in Hamburg bringt.

Fuchs ist ein genauer Beobachter und ein behutsamer, uneitler Erzähler. Mit wenigen Sätzen skizziert er Skurriles und Nachdenkliches, Erhabenes und Banales, geschickt kombiniert er poetische Beschreibung mit essayistischer Betrachtung. Seine Sprache ist unaufgeregt und schnörkellos, oft wohltuend lakonisch, manchmal milde ironisch.

Gut gefallen hat mir auch, daß Fuchs in seinen Geschichten nicht nur die Ereignisse

seines persönlichen Lebens im Blick hat, sondern immer auch gesellschaftliche und zeitgeschichtliche Ereignisse einbezieht. So erfährt man, wie es im Krieg in seinem Dorf zuging, wie das Leben in den fünfziger Jahren in Köln aussah, welche politischen Auseinandersetzungen die Nachkriegszeit bestimmten und überhaupt, wie man so in der alten Bundesrepublik der Adenauer-Zeit lebte.

Nicht sehr einleuchtend fand ich, daß Fuchs eigentlich nur Geschichten aus der ersten Hälfte seines Lebens erzählt, also aus Kindheit, Studium und den ersten Jahren als Journalist und Autor. Nur zwei der insgesamt 21 Geschichten des Bandes befassen sich mit der Zeit nach 1970: die Erzählung über die Reise nach Lissabon und die über den Besuch in der ehemaligen DDR.

Das ist schade, denn ich hätte auch gerne etwas mehr darüber erfahren, wie es Fuchs in der zweiten Hälfte seines Lebens ergangen ist, also zwischen 1970 und heute. Das sind immerhin gut dreißig Jahre, in denen doch auch eine Menge passiert sein muß. Schließlich war er ein sehr produktiver und erfolgreicher Autor, lebte in der Groß- und Medienstadt Hamburg, und auch politisch und gesellschaftlich – zwischen 68er-Revolte und Wiedervereinigung – waren diese Jahre doch alles andere als uninteressant.

Aber, was nicht ist, kann ja noch werden! Vielleicht nimmt sich Gerd Fuchs diese Zeit ja noch einmal gesondert vor.

Dietmar Schmitz

... einen fahren lassen

Christian Bauer, Ein nackter Arsch, Gollenstein Verlag, Merzig 2010, 238 S.

Waren das noch Zeiten, als im Saarland und drüben im »Reich« nur von einem saarländischen Kommissar die Rede war. Von einem, der auch schon mal mit dem Fahrrad zum Einsatz fuhr, während groß und klein »Salü Palü« riefen, wenn er sich behäbig zum Tatort quälte. Inzwischen hat sich die Zahl der Kommissare im Saarland vervielfacht. Gilt es doch zu beweisen, daß wenigstens in Sachen Krimi das Saarland nicht im Winkel der Republik liegt. Schließlich haben die saarländischen Mordbuben durchaus Hauptstadtcharakter und die

Kommissare sind keineswegs auf den provinziellen Kopf gefallen, wenn es gilt, einen *Mord am Litemont* aufzuklären, das *Geheimnis der Bergkapelle* zu lösen oder dem *Mord vor Ort* auf die Spur zu kommen. Da wollen andere Autoren nicht zurückstehen. Also setzt auch Christian Bauer einen, seinen Kommissar auf die Spur des Verbrechens. Und das liest sich dann so:

Das Telefon klingelte. Sein Kopf war schwer, und er nahm das störende Geräusch wie durch Rauschfilter wahr. Rausch – das war es –, er hatte gesof-

fen. Zuerst die drei letzten Dosen Bier, die er noch im Kühlschranks gefunden hatte, dann weil das Bier nicht gereicht hatte, Pastis. Zunächst noch mit Wasser verdünnt. Danach hatte er sich nicht mehr an den Wasserbahn bemüht. Eis war ...

Okay, okay – ist ja gut! Von jetzt an weiß der Leser, woran er ist. Für Robert Simarek, den »neuen Kommissar an der Saar«, wie der Verlag verheißungsvoll verkündet, beginnt die graue Tagesschicht. Für seinen Begleiter, den Leser, beginnt die große Langeweile auf der Krimiplatitudenszene, so er sich nicht schon früh entschlossen hat, den saufenden und furchenden Kommissar, seinen ach so menschlichen Gewohnheiten zu überlassen. Man mag es drehen wie man will – der gute Simarek scheint Alkoholiker zu sein und seine Probleme ..., ach ja Probleme, ein Kommissar hat natürlich Probleme, natürlich am besten privater Art, und um diese, oft abgenudelte zwischenmenschliche Komponente ins Spiel zu bringen, greift der Autor zum bewährten Uraltmittel und erfindet, nein, meint zu erfinden, die Sache mit Evi:

Er meinte sie immer noch zu lieben. Aber warum lange darüber reden? Warum darüber nachdenken? Es gab noch Dosenbier im Kühlschranks, und der Pastis mit der blauen Einundfünfzig auf dem weißen Etikett war auch noch halb voll. Prost! Der Nebel in seinem Kopf lichtete sich langsam. Er hatte sich weg getrunken und kam langsam wieder zu sich. Er lag bekleidet auf dem Bett, sein Hals kratzte und er verspürte den unwiderstehlichen Drang einen fahren zu lassen. Aber ob das gut geben würde? Er verkniff es sich.

Nachdem die eingeklemmten Verdauungsgase wahrscheinlich doch irgendwie ins Freie gelangen, leider läßt der Autor den Leser darüber im Unklaren, kommt die Story endlich, in Zeitlupe, zu Porte, denn am Ufer der Saar wird eine Leiche gefunden:

... die Haut etwas bläulich, vielleicht von der Kälte, mit dem Gesicht zum Boden, den fleischigen Hintern einem imaginären Publikum zugewandt, so als wollte er sagen: Leck mich!

Eine nackte, makellos saubere, wohlduftende männliche Leiche. Der Kommissar riecht nicht den Braten, sondern schnüffelt die Duftnote und kombiniert messerscharf:

Seife! Und eine Spur von Minze. Die Leiche duftete. Simarek hatte da schon anderes gesehen und gerochen.

Diese Erkenntnis wird dem mehr und mehr ungeneigten Leser auf Seite 14 vermittelt und

dann geht's weiter, ohne Eile versteht sich, über 200 Seiten Richtung Aufklärung. Doch die Ermittlungen gestalten sich zäh. Und noch mal zäh. In ihrem Verlauf verliert Simarek auch schon mal den Überblick, manchmal kommt was dazwischen. Meist irgendetwas menschliches, männliches, das ihn beschäftigt.

Irgendwie lebte er seit ein paar Wochen in zölibatärer Enthaltensamkeit. Da waren ein paar scharfe Gedanken ja wohl erlaubt. Ein kurzer Versuch zu onanieren hatte keinen messbaren Erfolg.

Und es menschtelt weiter unter der Gürtellinie, schließlich muß auch ein Kommissar einfach mal auf's Klo. Der Leser nimmt es kaum mit atemloser Spannung zur Kenntnis. »Simarek spülte mehrmals. Er hatte sich ausgeschissen und das tat verdammt gut.« Doch dann spitzt sich die Lage zu:

Das Grummeln in seinem Magen, das sein Bedürfnis nach einem ordentlichen Morgenschiss beschleunigt hatte, verdankte sich Evis Anruf. Wieso hatte sie Dienst? Wieso rief sie seinen Assistenten an?

Aha! Evi geht fremd! Oder? Auf alle Fälle nimmt zwischen Bier, Pastis und Klospülung die Beziehungskiste von Simarek langsam Form an, während der sich doch, oh Berufstreß, auch um den nackten Arsch am Saarufer kümmern muß. Und so geht es bunt durcheinander weiter. Zwischen dem »Pastis 51 im Kühlschranks« oder dem »Bier in der Gelben Kastanie«, tauchen erste, zweite und dritte Verdachtsmomente auf, werden Aussagen überprüft und Vernehmungen durchgeführt. Natürlich steht auch der profilneurotische Polizeichef auf der Bürotürmatte und setzt den guten Simarek unter Druck. Und wieder bedient der Autor ein Krimiklischee, sattem bekannt aus den Tatort-Krimis der ARD.

Simarek, ich habe heute Morgen einen Anruf vom Rundfunk erhalten. Und mit Verlaub, ich war wenig erfreut. Warum bin ich nicht informiert über die nackte Leiche? Wer ist das? Sie wissen, wie unangenehm es mir ist, wenn ich von der Presse auf dem falschen Fuß erwischt werde ...

Doch zum guten Schluß wird der Polizeichef zufrieden sein und die bohrenden Fragen der knallharten Saar-Reporter überlegen beantworten. Klar, Simarek hat den Fall gelöst. Grenzübergreifend natürlich, denn im Saarland tummelt sich das Verbrechen nun mal in einer Großregion, die Saar-Lor-Lux heißt, und so wundert sich der Leser nicht, daß der Mörder des Nackten am Saarufer im lothrin-

gischen Bitche gestellt wird, nachdem auch die Kommissarin aus Forbach dem grenzland-schlitzohrigen Simarek unter die Arme ge-griffen hat. Ihm genauso behilflich war, zwei und zwei zusammenzuzählen, wie Biggy, die Wirtin der Gelben Kastanie, Trulli, der Assi, oder Hassdenteufel, der Pfarrer, was dann zur Lösung des Falls führt: Der todkranke Mörder Desgranges, dem aufgrund seines Zustandes keine Macht und kein Simarek dieser Welt mehr etwas anhaben können, bleibt mit der Schuld, sein Opfer Schmidtbauer aus Rache für eine frühere Demütigung voll Hass getötet zu haben, hinter der Grenze zurück.

»Hass ist eine Triebkraft, die mir in meinem Job immer wieder begegnet«, sinniert Simarek am Ende der Geschichte und macht sich auf zu Evi:

Simarek hatte beschlossen, dem Rat des Polizeichefs zu folgen und den Fall ad acta zu legen. Er freute sich auf Köln und auf Evi. Als Simarek den Zug verließ, merkte er, dass der Kaffee, den er unterwegs getrunken hatte, Wirkung zeigte. Schon wieder verspürte er das dringende Bedürfnis, einen fahren zu lassen. Er gab nach ...

Wahrhaftig, ein besonders riechefeiner Krimi! Kraß!

Georg Bense

Vernichtungskrieg im Innern

Elisabeth Thalhofer, Entgrenzung der Gewalt. Gestapo-Lager in der Endphase des Dritten Reiches, Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 2010, 388 S.

Die Saarländerin Elisabeth Thalhofer, mittlerweile Mitarbeiterin im Bundesarchiv Koblenz, hat in den letzten zehn Jahren zahlreiche Beiträge zur wissenschaftlichen Erforschung des Lagers Neue Bremm in Saarbrücken vorgelegt. Das vorliegende Buch basiert auf ihrer im Jahr 2008 an der Universität des Saarlandes angenommenen Dissertation. Thalhofer versucht hier, die Kenntnisse über den Kosmos der unterschiedlichen Lagerwelten im Dritten Reich mit der erstmaligen umfassenden Darstellung des Typus Erweitertes Polizeigefängnis zu vertiefen und zu schärfen. »Erweitert«, erläutert die Autorin, »hieß für die Gestapo zum einen ganz pragmatisch, Haftraumkapazitäten vor Ort zu erhöhen. Zum anderen bedeutete die ›Erweiterung‹ aber vor allem eines: Entgrenzung. Die ›Entgrenzung‹ beinhaltete, jegliche rechtsstaatlichen Schranken und universellen Normen einer bürgerlich-verrechtlichten Gesellschaft aus dem Weg zu räumen und deren Grenzen zu übertreten« (18). Neben dem Lager Neue Bremm in Saarbrücken dienen der Autorin weitere Haftstätten der Gestapo als Fallbeispiele, um eine Typisierung der Erweiterten Polizeigefängnisse als Gestapo-Haftstätten in der Endphase des Dritten Reiches zu entwickeln: Die Erweiterten Polizeigefängnisse Oderblick in Schwetig, Brätz bei Frankfurt/Oder und das Lager der Klöckner Werke AG in Hagen-Haspe. Es ist den vorzüglichen Kontakten ihres Doktorvaters gedankt, daß Thalhofer die noch bis in die 2050er Jahre

gesperrten Akten der zwei Rastatter Prozesse gegen Mitglieder des Wach- und Lagerpersonals Neue Bremm, die im Archiv in Colmar lagern, auswerten konnte.

Mit drei unterschiedlichen Aspekten nähert sich die Autorin der Entschlüsselung des Lagertypus Erweitertes Polizeigefängnis: »Semantik, Struktur und System« (38). Sprachlich grenzt Thalhofer die Haftstätte Erweitertes Polizeigefängnis von anderen Haftstättentypen ab, um mehr Klarheit in die Vielzahl von NS-Lagern zu bekommen und gleichzeitig den Mißbrauch der Sprache, die bewußte Irreführung und die Verharmlosung des Terrors mittels Sprache offenzulegen. Ob es gemeinsame Strukturen der Erweiterten Polizeigefängnisse gab, ob sie in die Strukturen anderer Lagertypen, etwa KZ oder Arbeitserziehungslager (AEL) eingebunden waren, das sind wichtige Fragen, wenn vom Erweiterten Polizeigefängnis als eigenständigem Haftstättentypus gesprochen werden soll. Und schließlich wird in der Darstellung der Versuch unternommen, diesen Lagertypus einzuordnen in das Herrschaftssystem des Dritten Reiches.

Bevor die Gestapo die Herrschaft über neue Lager im »Altreich« ausüben konnte, fand eine stetige Ausdehnung ihrer Aufgaben und Zuständigkeiten statt. Sie wurde, wie der Historiker Gerhard Paul formulierte, zur »Ausnahmegewalt des Dritten Reiches«. Thalhofer sieht den entscheidenden Schritt zum Aufbau eigener Gestapo-Haftstätten in der Über-

tragung der Kompetenz zur Überwachung der Arbeitsdisziplin an die Gestapo. Mit dem Erlaß des Preußischen Innenministers von Ende 1937 über die vorbeugende Verbrechensbekämpfung, durch den »gemeinschaftswidriges« Verhalten als Verfolgungstatbestand definiert wurde, kombiniert mit der 1938 eingeführten zivilen Dienstpflicht für die deutsche Bevölkerung, öffnete sich für die Gestapo ein fast unbegrenztes »entgrenztes« Aufgabengebiet. Was »gemeinschaftswidriges« Verhalten im NS-Staat bedeutete, wurde bewußt weit gefaßt. Neben der Verfolgung von Bettlern, Trinkern, Zuhältern und Huren blieb ein weites Feld von Personen, die nicht in die Ordnung des NS-Staates und in die »Volksgemeinschaft« paßten, sondern als »Gemeinschaftsfremde« diffamiert und ausgegrenzt wurden, bis zur endgültigen Ausgrenzung durch Mord. Unter den verschärften wirtschaftlichen Anstrengungen der Kriegswirtschaft, erst recht nach Ausrufung des »totalen« Krieges, wurde die Aufrechterhaltung der Arbeitsdisziplin unter Deutschen und den Millionen zur Zwangsarbeit im Dritten Reich eingesetzten Kriegsgefangenen, Verschleppten aus ganz Europa und KZ-Sklaven für den NS-Staat immer wichtiger.

»Bald beherrschte die Gestapo den gesamten Sektor der Aufrechterhaltung bzw. Durchsetzung der »Arbeitsmoral« (74). Insbesondere mit den »Polenerlassen« und den »Ostarbeitererlassen« 1940/42 wurden polnische und russische Zwangsarbeiter zum Freiwill der Gestapo. Das für diese Personengruppen unter rassistischen Gesichtspunkten geschaffene Sonderstrafrecht war nach und nach völlig aus dem Bereich der Justiz – mit deren Zustimmung – in die alleinige Zuständigkeit der Gestapo übertragen worden, »die Gestapo« wurde »zur Justitia des Ausländerstrafrechts« (83), formuliert Thälhofer. Das Spektrum der Sanktionsmöglichkeiten bei der »Bekämpfung des Arbeitsvertragsbruchs ausländischer Arbeitskräfte«, wie es verharmlosend im NS-Jargon hieß, ermöglichte der Gestapo völlig willkürliche, jeder rechtsförmigen Überprüfung entzogene Maßnahmen wie »Verwarnung unter gleichzeitiger Androhung schärfster Maßnahmen im Wiederholungsfalle«, »Polizeihaft auf die Dauer bis zu 21 Tagen«, »Polizeihaft und Einweisung in das Arbeitserziehungslager bis zu 56 Tagen«, »Schutzhaft und Einweisung in ein Konzentrationslager

auf längere Zeit«, sowie »letztlich die willkürliche Tötung« (82), im Sprachgebrauch des NS-Staates als »Sonderbehandlung« bezeichnet. Zur Durchsetzung dieses drastischen Verfolgungssystems begann die Gestapo, vor Ort neue Haftstätten zu schaffen, zuerst AEL, die, wie Thälhofer darstellt, sich »schleichend« vor Ort herausgebildet hatten, ehe sie offiziell von Himmler im Mai 1941, quasi als nachträgliche Genehmigung der Realität, verfügt wurden. Thälhofer sieht die AEL als eine der Keimzellen für die Entwicklung der Erweiterten Polizeigefängnisse an, wobei sie nachweist, daß beide Formen von Gestapo-Haftstätten »auf bestehende Haftstättenstrukturen und Verwahrtraditionen zurückgriffen, um neue, ganz auf ihre »Bedürfnisse« zugeschnittene und an der nationalsozialistischen Ideologie ausgerichtete Räume staatlicher Gewaltausübung zu kreieren« (124f.).

Die ursprüngliche Aufgabe der regionalen Gestapo-Lager als AEL wurde ständig ausgeweitet, wobei Himmler die Ausweitung der regionalen Lager nicht angewiesen hatte, sondern nach erfolglosem Widerstand im nachhinein genehmigte. Gleiches weist die Autorin für die entstehenden Erweiterten Polizeigefängnisse nach, deren Entstehungsdynamik sie aus drei Stoßrichtungen gespeist sieht: aus der Etablierung der AEL im Altreich, den zunehmenden Haftraum Schwierigkeiten der NS-Verfolgungsbürokratie und der »Rückwirkung der Kriegs- und Besatzungserfahrungen ins Reichsinnere« (140). Auf die Jahresmitte 1943 datiert Thälhofer das Auftauchen der neuen regionalen Gestapo-Haftstätte Erweitertes Polizeigefängnis. Die stetige Ausweitung der Gegnergruppen im NS-Staat führte zu Haftraum Schwierigkeiten in bisherigen Haftstätten und damit zur Ausweitung des regionalen Haftstättengefüges.

Die außen praktizierte entgrenzte Verfolgungspraxis wurde nach innen zurückgetragen, wie Thälhofer herausarbeitet. Wichtig ist dabei der Hinweis, daß die Mitarbeiter der Sicherheitspolizei, die in Sondereinheiten der Armee auf dem Fuße folgten und die Herrschaftssicherung, Germanisierungs- und Unterdrückungspolitik ohne rechtliche Grenzen durchsetzten, abwechselnd im Ausland und im Inland Dienst taten. Die im Ausland durchgeführte Entgrenzung der Verfolgungsgewalt brachten sie für ihren Dienst im Inland mit, oder mit den Worten der Autorin: »Die

Wendung des Krieges nach innen offenbarte nun diese entgrenzte Gewalt, denn sie kehrte in der seit 1943 einsetzenden Niedergangsphase des Regimes ›Heim ins Reich‹ – aufgeladen mit den Erfahrungen des Vernichtungskrieges« (187).

Als Merkmale der Erweiterten Polizeigefängnisse könnte man ihre Regionalität, das Eingebundensein in die regionalen Strukturen der Sicherheitspolizei und damit verbunden die große Entscheidungsfreiheit und -macht der Kommandanten sowie die zeitliche Begrenzung der Haftzeit für die Gefangenen nennen. Dies widerspricht auch nicht der Feststellung von Thalhofer über das Erweiterte Polizeigefängnis, dessen »Hauptmerkmal [...] eine gewisse Merkmallosigkeit (bildete)« (192). Für Erweiterte Polizeigefängnisse gab es kein Regelwerk, stellt Thalhofer fest. Die Regeln für AELs wurden da, wo die Sicherheitspolizei sie für opportun hielt, übernommen. Die Erweiterten Polizeigefängnisse dienten zur kurzfristigen Inhaftierung aller Arten von Häftlingen. Diese Haftstätten waren für die Gestapo Durchgangslager und Disziplinierungsstätte. Inhaftiert wurden z.B. Zwangsarbeiter wegen »Arbeitsvertragsbruch«. Das Saarbrücker Lager Neue Bremm wurde auch als »Geisellager« für viele Lothringer genutzt und im Rahmen der »Aktion Gewitter«, nach dem Juli-Attentat 1944 auf Hitler, wurden zahlreiche ehemalige Funktionäre christlicher oder sozialistischer Parteien und Gewerkschaften in Haft genommen. »Die Erweiterten Polizeigefängnisse waren auf eine jeder zivilisatorischen Normen und Schranken entblößte Art ›multifunktional‹: Die Gestapo nutzte sie als Orte, um Menschen zu sammeln, zu strafen und zu disziplinieren, um sie zu deportieren, zu terrorisieren und zu ermorden« (209).

Nach der ausführlichen Darstellung der Fallbeispiele, auch des Lagers Neue Bremm, (240–256), stellt die Autorin die Erweiterten Polizeigefängnisse als Orte entgrenzter Gewalt vor. »Die Begrenzung des Raumes ermöglichte die Entgrenzung der Gewalt, weil sie die Kontrolle umfassend und die Disziplinierung unausweichlich machte« (275). Ebenso steigerte die oft kurze Haftdauer die Entgrenzung der Gewalt, da in der mörderischen Logik der Gestapo, die Terrormaßnahmen, sollten sie den gewünschten Erfolg haben, in kürzerer Zeit intensiver sein mußten, als wenn die Häftlinge zeitlich unbegrenzt zur Verfügung

stehen. So zynisch es klingen mag, in Konzentrationslagern mit riesigen Gefangenenmassen und weiträumigem Areal, gab es ab und zu für Häftlinge Räume, um sich zeitweise dem Terror zu entziehen, gab es Möglichkeiten solidarischen Handelns unter den Häftlingen. Alles dies war in kleinräumigen Arealen mit relativ wenigen Gefangenen weitgehend ausgeschlossen. Darauf weisen etliche Zeitzeugenberichte von Gefangenen hin, die z.B. das Lager Neue Bremm als den schlimmsten Ort ihres Martyriums in deutschen Lagern erlebt haben. Bei der Darstellung der Kommandanten und Führungskader und des Personals der Erweiterten Polizeigefängnisse kann Thalhofer auf eigene Veröffentlichungen zurückgreifen. Wenn sie für die Kommandanten der Erweiterten Polizeigefängnisse in gewissem Umfang Gemeinsamkeiten im beruflichen Herkommen, Generation und besonders aus deren Erfahrungshorizont ermitteln kann, fehlt dies beim weiteren Personal. Explizit kann sie dies für das Erweiterte Polizeigefängnis in Saarbrücken belegen, da das hier eingesetzte Personal bekannt ist. In Übereinstimmung mit bisherigen Forschungsergebnissen, etwa von Götz Aly, kommt Thalhofer zu der Schlußfolgerung, daß die nach 1933 von dem Großteil der Deutschen gelebte und praktizierte NS-Ideologie der Einteilung der Gesellschaft in »Volksgemeinschaft« und »Gemeinschaftsfremde«, die stetige Steigerung der Ausgrenzung bis zum rassistischen Raubkrieg und industriell betriebenen Massenmord an Juden oder Sinti und Roma dazu führte, daß Töten als »letzte Konsequenz der Ausgrenzung akzeptiert« (323) wurde. Obwohl sich einzelne aus dem Lagerpersonal ohne persönliche Konsequenzen der Beteiligung an Terrormaßnahmen gegen Häftlinge verweigerten, entschied sich die Mehrheit des Lagerpersonals zum Mitmachen bis hin zum Morden.

Ein nur kurzes, aber besonders für die politische Bildung zu empfehlendes Kapitel »Interaktion zwischen Gestapo und Bevölkerung« (329–341) zeigt die Erweiterten Polizeigefängnisse als exemplarisch für das Verhalten der großen Mehrheit der »Volksgenossen« im Umgang mit Kriegsgefangenen, Zwangsarbeitern oder KZ-Arbeitern: Bestenfalls wegschauen, meist aber mitmachen, selbst Terror ausüben und an der Ausbeutung dieser Menschen verdienen.

Thalhofer konnte für die Veröffentlichung teils auch neu entdecktes Fotomaterial, US-Luftbildaufnahmen, die Archiberrät Michael Sander vom Landesarchiv Saarbrücken im Innenministerium aufgefunden gemacht hat, verwenden. So grausam die geschilderten Details auch sind, so fassungslos die dargestellten Verbrechen und die massenhafte Beteiligung der deutschen Gesellschaft daran der heutigen Generation auch erscheinen mag, Thalhofer

hat ein fesselndes, vorzüglich geschriebenes Buch vorgelegt. Die Ergebnisse der von ihr neu ausgewerteten Quellen sind souverän mit der Diskussion und Auswertung der einschlägigen Forschungsergebnisse verbunden. Weil heute leider auch nicht mehr selbstverständlich, sei hervorgehoben, daß durch eine kompetente Endredaktion der Leser sich an einem (fast) druckfehlerfreien Werk erfreuen kann.

Joachim Heinz

Neuerscheinungen zur jüdischen Geschichte im Saarland

Eva Tigmann und Michael Landau, *Unsere vergessenen Nachbarn. Jüdisches Leben auf dem Land. Familien und ihre Schicksale am Beispiel der Synagogengemeinden der Gemeinde Nohfelden*, Röhrig Universitätsverlag, St. Ingbert 2010 (Schriftenreihe Geschichte, Politik & Gesellschaft der Stiftung Demokratie Saarland Bd. 12), 405 S.

Henry Selzer, *Unrecht auf dem Land. Die Geschichte der Losheimer Juden. Ein alternatives Heimatbuch*, Verein für Heimatkunde in der Gemeinde Losheim am See e.V., Losheim 2010 (Losheimer Reihe zur Heimatgeschichte Bd. 8), 102 S.

Landkreis Neunkirchen (Hrsg.): *Lebenswege jüdischer Mitbürger*, Ottweiler Druckerei und Verlag, Ottweiler 2009, 213 S.

Es mag wohl Zufall sein, daß innerhalb eines Jahres gleich drei Bücher zur jüdischen Geschichte im Saarland erschienen sind. Bemerkenswert ist es dennoch, zeigt sich doch darin, daß das Interesse an der Geschichte der ehemaligen jüdischen Gemeinden der Region hoch ist und es nach wie vor große Lücken in der historischen Aufarbeitung gibt. Allen drei Titeln ist gemein, daß sie sich auf die Geschichte zur Zeit des Nationalsozialismus konzentrieren und daher die Geschichte von Verfolgung, Diskriminierung und Ermordung dokumentieren. Sie sehen ihre Aufgabe besonders im Erinnern und Gedenken.

Das Buch von Eva Tigmann und Michael Landau ist in drei große Kapitel eingeteilt. Das erste dokumentiert die jüdischen Bewohner in Nohfelden und den umliegenden Dörfern seit dem Beginn der Besiedlung im 17. Jahrhundert. Auf etwa 170 Seiten werden alle Juden dieser Gemeinde mit ihren Lebensdaten, Wohnorten, Berufen und familiären Beziehungen aufgelistet. Für die historische Forschung ist dies ein wichtiges Hilfsmittel, das die Arbeit zur jüdischen Geschichte des Nordsaarlandes erheblich erleichtern wird. Ergänzt werden diese Daten von mehreren Übersichten, etwa zur Auswanderung und den Opfern des Nationalsozialismus.

Das zweite große Kapitel widmet sich der jüdischen Gemeinde in den drei Orten Sötern, Bosen und Gonneseiler. Hier entspannen die Autoren das klassische Spektrum an Themen wie der jüdischen Berufswelt, dem frühen Antijudaismus und der Gemeindeorganisation. Dazu kommt eine Darstellung der Synagogengemeinden und des jüdischen Schulwesens.

Das dritte Kapitel wendet sich schließlich der Zeit von der Verfolgung bis zur Vernichtung zu. In einem ersten Teil wird die schrittweise Eskalation der Situation der nordsaarländischen Juden geschildert und in einem zweiten Teil durch eine Reihe von Interviews ergänzt. Besonders eindrucksvoll ist die Plastizität, mit der die verschiedenen Etappen von Entrechtung und Verfolgung anhand von Geschichten der nordsaarländischen Juden nachgezeichnet werden. Dazu gehört das Verhalten der örtlichen Polizei im Umgang mit ihren Nachbarn ebenso wie die Enteignung des jüdischen Besitzes und die verschiedenen Deportationen, besonders nach Lublin, Theresienstadt und Auschwitz. Die Autoren spüren dabei sehr detailliert den Nohfelder Juden nach und nutzen dabei bisher unbeachtete Archivquellen, was den Wert der Untersuchung enorm steigert. An einigen Stellen jedoch wäre eine Straffung wünschenswert gewesen.

Henry Selzer stellt in seinem Vorwort die Frage nach der Verantwortung für »solche Ungeheuerlichkeiten«. Ihn treibt das Schicksal der Losheimer Juden um, die erst nach dem Ersten Weltkrieg dort sesshaft wurden und zuvor in Merzig, Brotdorf, Hilbringen, Zerf und Greimerath wohnten. Selzer stellt fest, daß es in Losheim keine traditionelle jüdische Gemeinde gab, sondern daß Juden aus wirtschaftlichen Gründen, in der Regel als Viehhändler, dorthin zogen. Da die Zahl der jüdischen Einwohner gering war, wählt er einen stark biographischen Zugang, was dem Zweck des Buches durchaus gerecht wird. Nicht anonyme Statistiken erzählen vom Leben der Losheimer Juden, sondern die einzelnen Schicksale. Hierzu dienen dem Autor auch Gespräche und Schilderungen von Überlebenden als Quelle. Geschildert wird unter anderem das Alltagsleben, das – so der vermittelte Eindruck – bis zur Saarabstimmung 1935 wenn nicht harmonisch, so doch in friedlicher Koexistenz verlief. Der heraufziehende Nationalsozialismus bereitete dem Zusammenleben ein jähes Ende, was Selzer an den Losheimer Juden exemplarisch zeigt und worüber etwa Dreiviertel des Buches handelt. Hier liegt auch eine Schwäche des Buches, denn hier hätte eine detailliertere historische Einordnung zu einem systematischeren Verständnis – gerade bei diesem Thema – beigetragen. Auch das Kapitel zu den Tätern bleibt in vielem zu allgemein. Ein Blick in das Literaturverzeichnis verrät einige Lücken. Die Standardwerke von Saul Friedländer und Raul Hilberg etwa hätten bei einigen Aspekten das Urteil geschärft. Dennoch hat Selzer eine gut recherchierte, mit zahlreichen Abbildungen bestückte Arbeit vorgelegt, die aus lokalhistorischer Sicht eine weitere Lücke in der Aufarbeitung der jüdischen Geschichte schließt.

Das dritte Buch *Lebenswege jüdischer Mitbürger* ist ein vom Landkreis Neunkirchen herausgegebener Sammelband, der einen starken biographischen Zugang wählt. Geschildert werden die Schicksale von Juden und jüdischen Familien in Orten des Landkreises. Erfreulicherweise beschränken sich einige der elf Autoren – es handelt sich bei ihnen in der Mehrzahl um Geschichtslehrer – nicht auf den Nationalsozialismus, sondern sie beziehen die Zeit davor und danach mit ein. Hans-Joachim Hoffmann, der sich intensiv mit der Familie Coblenz beschäftigt, geht neben innerjüdi-

schen Konflikten auch auf religiöse Belange und die weitverzeigten Verwandtschaftsnetze ein. Das ist insofern wichtig, da das Leben der Juden in der Saarregion in dieser Hinsicht erst wenig erforscht ist.

Michael Landau, der sich als Co-Autor bereits mit den Juden der Gemeinde Nohfelden beschäftigte, arbeitet ein besonders perfides Kapitel saarländischer Geschichte, nämlich die letzte Deportation von Juden noch im März 1945, auf. Wie schon Hoffmann wertet er zahlreiche schriftliche Quellen aus, bezieht aber auch ein Interview mit ein. Im untersuchten Fall geht es um die Juden, die in Mischehen lebten und bis dahin als »privilegiert« galten, d.h. sie blieben unbehelligt (alle anderen Juden waren bereits deportiert). Das änderte sich mit der drohenden Kriegsniederlage. Auf höheren Befehl wurden zehn Personen ermittelt, die schließlich nach Theresienstadt verschleppt wurden und von denen drei im Lager starben.

Ein dritter Aufsatz soll die Bandbreite an Themen illustrieren: Streng biographisch nähert sich Dieter Wolfanger dem Leben von Ernst Blum, einem promovierten Juristen aus Wellesweiler. An seinem Schicksal, dem persönlichen mit dem Erblinden Blums infolge eines Unfalls, und dem den Zeitumständen geschuldeten, werden die außergewöhnlichen, in ihrer Zahl aber auch typischen Lebensläufe deutscher Juden, exemplarisch vorgeführt.

An den drei vorgestellten Büchern strenge wissenschaftliche Kriterien anzulegen wäre verfehlt, denn es ist die ausdrückliche primäre Zielsetzung der drei Projekte, den Opfern des Nationalsozialismus zu gedenken. Ihr Wert – und der wiegt die Schwächen etwa bei der Berücksichtigung der Forschungsliteratur bei weitem auf – besteht in der Erschließung neuer Quellen und der Aufarbeitung von regionaler Geschichte, von der wir bisher noch viel zu wenig wissen.

Frank Hirsch

Ein übles Vergehen

Ulrike Kunz, Geschichte der saarländischen Polizei 1945–1959, Gollenstein-Verlag, Merzig 2010, 533 S.

Mais non, merde! Ein ungepflegter, nuschelnd fluchender Superbulle wie Horst Schimanski taucht in dieser Polizeigeschichte nicht auf; nicht einmal so ein Langweiler wie Max Palü. Aber auch sonst ist dieses Buch eine arge Enttäuschung, viel schlimmer: Ein veritables Ärgernis.

Was im allgemeinen ist zu erwarten von einer Polizeigeschichte, die das erste Jahrzehnt nach der Befreiung vom Nationalsozialismus behandelt? Nun, eine Antwort auf die Frage: Wie gelingt die Demokratisierung der Polizei? Gelingt sie tatsächlich, wird sie überhaupt gewollt? Im Polizeidienst als Institution staatlicher Herrschaftssicherung wird Herrschaft zur sozialen Praxis. Wie also verändert sich der Charakter dieser Praxis? Im Nationalsozialismus verkommt die Polizei – auch an der Saar – zum wesentlichen Träger des NS-Staatsterrors, diese Truppe des Weltanschauungskrieges ist zentraler Akteur des NS-Unrechts. Fundamental ist die Frage nach der demokratischen Umstellung, schließlich handelt es sich bei der Polizei um die Schlüsselorganisation des staatlichen Gewaltmonopols nach innen, die wie kaum eine andere an der Nahtstelle zwischen Staat und Gesellschaft agiert und in ihrer Entwicklung die sich verändernden Beziehungen zwischen beiden Größen reflektiert.

Zur Veranschaulichung dieser abstrakten Überlegung wäre – in aller gebotenen Kürze – ein Rückblick nötig auf die Polizeigeschichte an der Saar vor 1945. Kunz erwähnt zwar die grundlegenden Arbeiten von Mallmann/Paul und Elisabeth Thalhoffer in dem Textabschnitt, den sie selbst für einen Forschungsüberblick hält, benutzt diese dann aber nicht mehr in ihrer »Darstellung«; bezeichnenderweise tauchen die entsprechenden Titel auch nicht mehr auf im Literaturverzeichnis. Es ist ganz offensichtlich, daß die Autorin über die dramatische Vorgeschichte ihres Themas nicht im geringsten informiert ist und sie deshalb nicht in Beziehung setzt zu der von ihr abgehandelten Folgezeit. Das hat weitreichende negative Auswirkungen! So erwähnt Kunz sehr wohl die personellen Säuberungen und die Neustrukturierung der Polizei-Organisation nach der Befreiung gleichsam als Ober-

flächenphänomen, nicht indes die notwendige ideologische Neuorientierung des polizeilichen Selbstverständnisses, die (Dis-)Kontinuität obrigkeitsstaatlicher, auch rassistischer Denkmuster, kurzum: Die Frage nach dem angestrebten Wandel kollektiver mentaler Dispositionen der saarländischen Polizei und der wie auch immer gearteten Festigung eines zivilen Dienstethos, in dem die Bürger nicht mehr mißtrauisch beargwöhnte Überwachungsobjekte sind bzw. physisch zu eliminierende Staats- oder Volksfeinde.

Warum geht Kunz auf solche Fragen nicht ein? Weil sie die differenzierten, sehr anregenden Fragestellungen der modernen Polizeigeschichtsforschung augenscheinlich nicht kennt. Oder nicht verstanden hat. Zumindest ignoriert sie die inzwischen doch sehr umfangreiche Sekundärliteratur.

Was im besonderen ist zu erwarten von einer saarländischen Polizeigeschichte der unmittelbaren Nachkriegszeit? Eine Antwort auf die Frage: War es wirklich so schlimm wie es die prodeutsche Propaganda seit der Abstimmungskampagne von 1955 behauptet? Waren saarländische Polizisten tatsächlich die willfährigen, unkritischen Werkzeuge des völlig enthemmten Ultrabrutal-Franzosen Edgar Hector, seinerzeit Polizeiminister unter Johannes Hoffmann und bevorzugtes Haßobjekt jedes »aufrechten« Deutschen? Agierte die P 6, die Politische Polizei, genauso brutal, rücksichtslos, menschenverachtend wie zuvor die Gestapo? War der Saar-Staat ein Polizeistaat? Warum mißlang es der Landesregierung unter Johannes Hoffmann, das innerstaatliche Gewaltmonopol Polizei zur Vollendung der inneren Staatswerdung erfolgreich zu funktionalisieren; welche Legitimationsdefizite behinderten die Durchsetzung staatlicher Herrschaft seit 1952 – und welche Rolle spielt dabei die Polizei? Im JoHo-Regime sollte die Polizei die Anwältin und die Akteurin zugleich eines bürgerlichen Ordnungsmodells sein. Angesichts der massiven Überwachungsaufgaben (spätestens seit 1948!) stellt sich die Frage, ob die Polizei nicht überfordert wurde und sogar gegen das Modell selbst vorgehen mußte. Hinlänglich bekannt (vgl. *Saarbrücker Hefte*, Nr. 100, Winter 2008, S. 84–89) sind

die Loyalitätskonflikte von auf die saarländische Verfassung vereidigten prodeutschen Polizeibeamten.

Von alledem ist bei Kunz nicht die Rede. Im ersten, hochtrabend mit »Hintergrundwissen« betitelten Teil versucht die Verfasserin zunächst einen Überblick über die Forschungssituation, ohne allerdings die relevanten Fragestellungen bzw. Interpretationsansätze vorzustellen, was zu dem Manko führt, daß sie keine eigene Fragestellung entwirft. Der Leser weiß an keiner Stelle, was eigentlich dargestellt werden soll – und warum. Forschungsrelevanz? – Fehlzanzeige!

Als viel zu lang geratener »Historischer Hintergrund« folgt eine Abhandlung, deren Zusammenhang mit der eigentlichen historischen Untersuchung sich beim besten Willen nicht erschließt. Die umständlich erläuterten Vorstellungen verschiedener amerikanischer Besatzungseinrichtungen zum Beispiel sind für die saarländische Polizeigeschichte nicht im geringsten Sinn erkenntnisfördernd. Diese sechzig Seiten lesen sich wie nachträglich eingefügter Selbstzweck und Zeilenschinderei.

Folgerichtig arbeitet sich der Einstieg in den Hauptteil, »Polizeilicher Neuanfang«, ab an Oberflächlichkeiten der »Zusammenbruchsgesellschaft« wie fehlende Unterkünfte, Uniformen, Waffen, Kommunikationstechnologien und Problemen bei der Einstellung des geeigneten Personals. Den Hauptteil der Geschichte bildet eine unzureichende Übersicht über die Organisation der Polizei. Viel zu kurz gerät die Einrichtung des Polizeipräsidiums, um dann überzugehen zu Polizei- und Gendarmerieschule St. Ingbert, Gendarmerie, Kriminalpolizei, Saarbataillon, Landespolizei, merkwürdigerweise als gleichrangiges Unterkapitel: Diensthundestaffel, und schließlich – wiederum zu kurz – die Grenzpolizei.

Wie wenig Verständnis die Autorin von der Polizeigeschichte hat, demonstriert anschaulich das anschließende Kapitel über das »Personalwesen«. Die Informationen über Personalstärke, Bezahlung usw. müßten am Beginn des Hauptteiles stehen; Polizeisport und Gewerkschaft haben nichts mit »Personalwesen« zu tun und die kurzen Ausführungen über Dienstmoral sind ebenfalls an dieser Stelle falsch plazierte. Der Text endet mit einer willkürlichen Zusammenstellung »Besonderer Einsätze«, einigen Seiten zur späteren Entwicklung (ohne Erklärung der Überleitung

in die neuen Dienstverhältnisse) und einem Fazit.

Eine das Buch würdigende eingehendere Inhaltsangabe erübrigt sich mit Blick auf die benutzten »Quellen«. Unter »Benutzte Archivbestände« ist zunächst ein zwischenzeitlich vom Landesarchiv übernommenes »Polizeiarchiv« aufgelistet. Obwohl Kunz überwiegend hieraus »Archivalien« verarbeitet, geht sie auf Inhalt, Erschließung und Bedeutung dieses bislang unbekanntes »Archives« nicht ein. Die Frage nach dem »Polizeiarchiv« beantworten die Landesarchivare Sander und Wettmann-Jungblut mit der irritierten Gegenfrage: »Welches Polizeiarchiv?« – Möglicherweise handelt es sich nach Vermutungen der Fachleute um Bestände des saarländischen Innenministeriums, die Kunz unsachgemäß aus Aktenordnern entfernt hat. Das wäre ein weiterer Hinweis darauf, wie wenig Ahnung die Autorin von Archivreue hat.

Wesentlich gravierender als Einwand gegen die Wissenschaftlichkeit des vorliegenden Machwerks ist die Feststellung, daß die wichtigsten Archivbestände zur Polizeigeschichte überhaupt nicht ausgewertet wurden, sie werden nicht einmal erwähnt! Der Nachlaß Hector und die Colmarer Akten werden komplett ignoriert! Im Nachlaß Hector enthalten mindestens 46 Fundstellen ca. 16 800 (in Worten: sechzehntausendachtshundert) Blätter mit einschlägigen Polizeibetreffen. Zu den Colmarer »Archives d'occupation« sind nicht ganz so präzise Angaben möglich, aber allein die »Mission Juridique« beim damaligen Haut Commissariat en Sarre dürfte einige tausend aufschlußreiche Blätter enthalten. Wiederholt behauptet Kunz, daß »die grundlegenden Quellen fehlen«; wer Colmar und Hector nicht benutzt, sollte mit dieser Behauptung vorsichtig sein – sie ist schlichtweg falsch!

Unbegründet und viel zu knapp fällt die Ablehnung von Zeitzeugen aus (40); gerade ihre Subjektivität macht den Reiz von Zeitzeugenaussagen aus. Die von mir im Auftrag der Gewerkschaft der Polizei Saar befragten Zeitzeugen beklagen das Soldatische, den Drill, den Zwang zum unbedingten Gehorsam, den Zwang, um die Eheerlaubnis nachzusuchen sowie die katastrophalen räumlichen Bedingungen. All das wirft ein bezeichnendes Licht auf die Einstellung gewisser Vorgesetzter: Die Entsubjektivierung des Objektes »Polizist«.

Wie dem auch sei: Wer die entscheidenden, die maßgeblichen Quellen nicht kennt, kann logischerweise keine brauchbaren Fragestellungen und plausiblen Interpretationen entwickeln. Darum ist das Buch völlig wertloser Schrott, der Titel ein zutiefst ärgerlicher Etikettenschwindel.

Zum Abschluß noch ein Wort zur Sprache der Autorin. Man hat den Eindruck, daß sich ein ebenso unbedarftes wie größenwahnsinniges Erstsemester etwas vorgenommen hat: »So, jetzt gehe ich mich mal voll wissenschaftlich für aus am Drücken!« Daraus resultiert eine nicht enden wollende Produktion von Stilblüten, falschen Begrifflichkeiten, nebulösen Formulierungen – das geht gelegentlich bis zu völlig unverständlichen Gaga-Sätzen. Wer hat das lektoriert? Besonders auffällig ist der – zurückhaltend ausgedrückt – recht eigenwillige Gebrauch von Fremdwörtern wie »Theorem« oder »Organigramm«. In der Fußballersprache kommentiert man dazu: Knapp vorbei ist auch daneben. Nachgerade grotesk liest sich die gestelzte Sprachakrobatik wie »Behördlicher Verschriftlichungssektor« (39) oder »Französisches Okkupationsterrain« (92).

Mit einem auf einer Partizip-Präsens- oder -Perfekt-Konstruktion ruhenden Nebensatz beginnend, folgt ein auf die Einleitung nicht unbedingt sich beziehender Hauptsatz, dem sich ein häufig mißglückter Relativsatz anschließt. Dieser Ausdruck sprachlicher Armut wirkt auf die Dauer ermüdend.

Derlei sprachlich-stilistisches Unvermögen ist an sich schon unerfreulich, provoziert

gleichwohl an einigen Stellen mehr als verärgertes Mißbehagen. Wie kann eine sich selbst als »Historikerin« bezeichnende Schreiberin gleich gehäuft eine Formulierung verwenden wie »NS-Aktivitäten ausmerzen«!? Einerseits verharmlost Kunz mit »Aktivitäten« das Ausmaß des NS-Terrors, andererseits unterstellt sie den Besatzungsbehörden und den Saar-Demokraten, die diese »ausmerzen« wollen, indirekt die geistige Haltung und Methoden der Nazis. Ohne jeden Kommentar: »Die unverschämten Reparationsforderungen Moskaus ...« (64). Daß der Einsatz der britischen Militärregierung »der Kolonialpraxis in Übersee ähnelt« (89), spricht ebenfalls für sich und gegen die Verfasserin. So etwas ist keine seriöse Historiographie!

Der Gesamteindruck dieses Schunds ist verheerend. Wer heutzutage ein extrem negatives Feindbild von der saarländischen Polizei »pflegt«, der könnte zu Kunz sagen: Sie legt eine naiv apologetische, polizeinahe Hausgeschichtsschreibung, eine Gefälligkeitsgeschichte vor. Da freilich die saarländische Polizei schon seit langer Zeit durchgehend als demokratische, offene und bürgernahe, zivilfreundliche Einrichtung in Erscheinung tritt, ist zu fragen, ob Kunz nicht dem Ansehen der Polizei an der Saar erheblichen Schaden zufügt.

Kunz präsentiert der Öffentlichkeit ein 533 Seiten langes Dauerdelikt. Ein schlimmes Vergehen ... Ruf doch mal einer die Polizei! Schimanski würde sagen: »Wattissndattfurnscheiß!«

Wilfried Busemann

Bürgerinnen und Bürger in Stadt und Land!

Beteiligen Sie sich bitte weiterhin an dem

Überbrückungsfonds für die Saarbrücker Hefte
mit dessen Hilfe wir das Überleben in schwieriger Zeit
organisieren wollen.

Nach Eingang Ihrer Spende bei uns (Verein Saarbrücker Hefte e. V., Kto.-Nr. 781 819 14, Sparkasse Saarbrücken, BLZ 590 501 01, Verwendungszweck: »Überbrückungsfonds«) erhalten Sie (ab 20 EUR Spende) eine Spendenquittung, die Sie dem Finanzamt vorlegen können. Der Verein Saarbrücker Hefte e. V. ist als gemeinnützig anerkannt.

Autorinnen und Autoren

Georg Bense, geb. in Köln, aufgewachsen in Stuttgart, Fernsehjournalist, Autor, Regisseur und Kameramann zahlreicher Filme für ARD, ZDF und arte.

Mirka Borchardt, geb. 1987 in Gütersloh, seit 2007 Studium der Historisch orientierten Kulturwissenschaften an der Universität des Saarlandes, freie Mitarbeiterin der *Saarbrücker Zeitung* und Leiterin von Schülerexkursionen zum ehemaligen KZ Natzweiler-Struthof.

Dirk Bubel, geb. 1955, Studium der Soziologie und Sozialpsychologie, wechselnde Tätigkeiten im In- und Ausland als Autor, Journalist und Kleinbauer, Mitarbeiter an verschiedenen Zeitschriften- und Verlagsprojekten, seit 1989 Projektberater bei der Arbeit und Kultur Saarland GmbH.

Wilfried Busemann, Historiker, im Ruhrgebiet aufgewachsen, Veröffentlichungen zur Geschichte rheinischer und saarländischer Arbeiterbewegungen, zur Alltagsgeschichte und zur Entschädigung saarländischer NS-Opfer.

Bernhard Dahm, geb. 1953, Rechtsanwalt mit Schwerpunkt Asyl- und Ausländerrecht.

Michael Dörr, geb. 1967, arbeitet hauptberuflich als Fachkrankenschwester auf einer Intensivstation in Saarbrücken. Als Fotograf liegt sein Schwerpunkt in der Porträt- und Aktfotografie (www.doerrfisch.de).

Hans Emmerling, freier Mitarbeiter von SR und NDR, TV-Porträts u. a. von Raymond Aron, Joseph Beuys, Gisèle Freund, Artur Rubinstein, Dokumentarfilme über Futurismus, europäische Länder, Marokko und Israel, mehrfacher Grimme-Preisträger.

Bastian Fischer, geb. 1982, studierte Philosophie an der Universität des Saarlandes, an der er derzeit eine Promotion vorbereitet. Veröffentlichungen über die Implementation von Gefühlsqualitäten in der Robotik und über entscheidungstheoretische Dilemmata. Zudem z. Zt. Zweitstudium der Humanmedizin in Leipzig.

Sabine Graf, Dr., geb. 1962 in Zweibrücken, Studium der Literaturwissenschaft und Philosophie an der Universität des Saarlandes, Promotion über den Schriftsteller Otto Flake und dessen publizistisches Werk zwischen Selbstverständigung und Selbstinszenierung. Arbeitet als Autorin und Kunstkritikerin.

Joachim Heinz, geb. 1952, Studium der Geschichte, Politikwissenschaft und Jura in Saarbrücken, seit 1990 im Ministerium für Umwelt des Saarlandes beschäftigt. Veröffentlichungen zur Geschichte des Saarlandes und der saarländischen Arbeiterbewegung.

Frank Hirsch, geb. 1974, wiss. Mitarbeiter am Lehrstuhl für Neuere Geschichte der Universität des Saarlandes, u. a. Forschungen zur jüdischen Geschichte in der Saarregion.

Tobias Kessler, geb. 1966, lebt in Saarbrücken und arbeitet in der Kulturredaktion der *Saarbrücker Zeitung*. Sein schönstes Filmhaus-Erlebnis der letzten Zeit war die Vorführung von *Tanz der Vampire* mit einer alten, aber bestens erhaltenen Kinokopie.

Alexander Kuhn, geb. 1969, Dipl. Sozialpädagoge (FH), Projekt BISS, Aids-Hilfe Saar e.V.

Christian Langhorst, geb. 1962, Journalist, Studium der Kommunikationswissenschaft in Essen, Programmchef der Hörfunkprogramme SR1 Europawelle und 103.7 Unser Ding.

Hasso Müller-Kittnau, geb. 1953, Buchhändler und Konzertveranstalter. Heute als Unternehmensberater im Kulturmanagement tätig. Seit 1970 ehrenamtlich in verschiedenen Schwulengruppen tätig, seit über zehn Jahren im Vorstand des LSVD Saar und seit vier Jahren Mitglied im Bundesvorstand des LSVD.

Karsten Neuschwender, geb. 1970, Studium der Musikwissenschaft und Germanistik an der Universität des Saarlandes und der Università degli Studi di Bergamo; Volontariat bei Printmedien; journalistisch tätig u. a. für *Saarbrücker Zeitung*, *taz*, *Tagesspiegel*, z. Zt. für den *Kulturspiegel* im SR-Fernsehen Südwest.

Anke Schaefer, geb. 1970, Studium Diplomstudiengang Kulturwirt, Sprachen-, Wirtschafts- und Kulturraumstudien in Passau, seit 1998 Rundfunkjournalistin.

Dietmar Schmitz, Dr., Diplom-Politologe und Germanist.

Herbert Temmes, geb. 1969, Studium der Geschichte und Germanistik; MBA Gesundheitsökonomie; Geschäftsführer der Deutschen Multiple Sklerose Gesellschaft LV Saarland e.V.

Fabian Trinkaus, geb. 1980 in Homburg/Saar, Erstes Staatsexamen in Geschichte und Germanistik für das Lehramt an Gymnasien und Gesamtschulen; Promotionsprojekt über *Arbeiterexistenzen und Arbeiterbewegung in der Eisen- und Stabindustrie* an der Universität des Saarlandes und der Universität Luxemburg.

